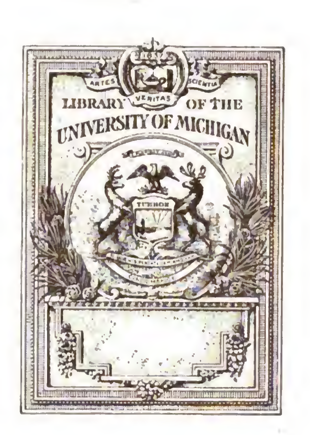
Völker, rassen, sprachen

Digitized by Google





Digitized by Google

GN
315
.L968

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Die letzte Tasmanierin (s. Seite 20)

Digitized by Google

Völker Rassen Sprachen

von

Felix v. Luschan

X | 460

1922

WELT-VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Einbandzeichnung von Menachem Birnbaum

Copyright by the Welt-Verlag / Berlin 1922
Rossberg'sche Buchdruckerei Leipzig

Digitized by Google

VORWORT DES VERLAGES

Lat'm
Harrassowitz
10-22-23
8575

Die Rassenfrage ist aus einem rein wissenschaftlichen Problem in unserer Zeit ein höchst aktuelles und politisches geworden. Unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit haben die Politiker aus allen Lagern die Ergebnisse der Forschung für ihre Zwecke auszunutzen und gleichzeitig zu entstellen verstanden. Man kennt die schönwissenschaftlichen Werke und polemischen Streitschriften, in denen die Autoren von hüben und drüben vielleicht nicht immer durchweg falsche Behauptungen aufstellen, aber jedenfalls immer ihr Material zur Erreichung eines ganz bestimmten Zieles verarbeiten.

Es konnte deshalb nicht die Absicht des Verlages sein, ein neues Buch herauszubringen, das bestimmt wäre, dem Lesepublikum, das für ihn besonders in Frage kommt, irgendwie gefällig zu sein. Vielmehr konnte das Ziel nur darin allein bestehen, dem Laien ein Buch zu vermitteln, das ihn über den ganzen Komplex der Probleme in populärer Form unterrichtet, dabei aber niemand zu Leid und niemand zu Liebe, sondern mit aller nur möglichen Objektivität. Ein solches Buch aber durfte nicht aus dritter Hand kommen, nicht von einem Kompilator, der ja Material auswählt und dabei immer irgendwie tendenziös verfahren muß, wenn er nicht durch endlose Gegenüberstellungen ermüden will — ein solches Buch kann in Wahrheit nur von einem Mann geschrieben werden, der seinerseits selber als Quelle der Wissenschaft dient, dessen wissenschaftliches Lebenswerk Gewähr und Bürgschaft für das Maß der Objektivität bietet, dessen der Menschengeist überhaupt fähig ist, und der seinen „Standpunkt", den natürlich auch er hat, nur aus den Tatsachen selber gewann. Für ein Buch solcher Art bietet der Name v. Luschan Gewähr.

Daß der Verfasser sich an ein Publikum wendet, das den Lesern, dem der Verlag gewöhnlich dient, fernsteht, schien uns sogar ein besonderer Anreiz. Denn das Zusammentreffen nicht etwa feindlicher, aber, wie die Dinge nun heute liegen, getrennter Lager auf dem Boden objektiver Erkenntnis dürfte gerade in unserer Zeit besonders zu begrüßen sein.

WELT-VERLAG

Digitized by Google

VORWORT DES VERFASSERS

Seit vielen Jahren vergeht wohl kaum eine Woche, in der ich nicht von Freunden und von Studenten, von Bekannten und von Fremden brieflich oder mündlich, oft genug auch telephonisch, um Auskunft über irgendein anthropologisches Problem angegangen werde; namentlich sind es Fragen nach den Vorfahren des Menschen, nach dem Alter der Neandertalrasse, nach der wahren Herkunft oder nach der „unheimlichen Vermehrung“ der Juden, nach der wirklichen Zahl der Rassen, nach dem Werte reiner Typen oder nach der Minderwertigkeit der Mischlinge, nach dem üblen Einfluß von Rassenkreuzung, nach der Zunahme von Mischehen usw., die immer wiederkehren, und fast stets sind es Fragen, die nicht in der Art des Einmaleins zu beantworten sind, sondern durchweg lange Erörterungen erfordern würden. Derartige Probleme im Kolleg oder in einem größeren Kreise von ungefähr gleichmäßig vorgebildeten Laien zu behandeln, war mir immer erfreulich, und ich habe es manchmal als wirklichen Genuß empfunden, sie etwa im Verlauf einer langen Bahnfahrt oder auf einer einsamen Bergwanderung mit einem gebildeten Laien besprechen zu dürfen; aber eine ununterbrochen mitten in die Pflichten des Berufes hereinströmende Flut solcher Fragen wird zur Qual, und gar erst eine briefliche Erledigung wäre eine Sisyphusarbeit, der auch der fleißigste Mann nicht gewachsen ist; selbst schon der einfachste Verweis auf die vorhandene Literatur ist zeitraubend und besonders bei den heutigen Papier- und Portokosten mit auf die Dauer sehr fühlbaren Lasten verknüpft; auch habe ich längst wahrgenommen, daß manche Leute selbst die wohlwollendsten und vollständigsten Literaturnachweise als unfreundliche Ablehnung ihrer Wünsche empfinden.

So erschien es mir als eine wahre Erlösung, als der „Welt-Verlag“ bei mir anfragte, ob ich nicht geneigt wäre, einige aktuelle Fragen aus meinem Arbeitsgebiete in gemeinverständlicher Art und für einen großen Kreis in Buchform zu behandeln. Ich sagte um so rascher zu, als ich schon lange selbst die Absicht hatte, ein ähnliches Heft oder Buch zu schreiben, nicht nur um mir so eine bequeme Antwort auf die sich immer wieder von neuem wiederholenden Anfragen zu schaffen, sondern auch, weil ich schon lange den Plan hegte, unseren jungen Missionaren

Digitized by Google

einen kurzen Abriß der Anthropologie in die Hand zu geben, der sie zu selbständigem Beobachten und zu weiterer Arbeit anregen sollte. Ebenso ist es aber auch ein alter Wunsch von mir, eine ähnliche Schrift dem Andenken an die alten Missionare und zugleich auch den Angehörigen unserer Schutztruppen zu widmen, denen die Völkerkunde so unendlich viel verdankt. So waren es drei Ideen, die mich bei der Niederschrift dieses kleinen Buches begleiteten; war es auch ursprünglich vorwiegend als Abwehr gegen lästige Frager gedacht, so gewann doch bald der Gedanke des Heranziehens neuer Mitarbeiter und die Dankbarkeit gegen die alten die Oberhand.

Freilich ist das Verhältnis zwischen Mission und Völkerkunde nicht immer ein so durchaus freundliches gewesen wie heute. Als ich 1885 als Direktorialassistent an das Museum für Völkerkunde berufen wurde, herrschte dort die Meinung, daß „die Mission" der größte Feind der Völkerkunde sei und deshalb mit allen Mitteln bekämpft werden müsse. Wirklich hatte auch um jene Zeit ein besonders eifriger Missionar einen großen Haufen von „Götzenbildern" aufgeschichtet und angezündet; „eine Kanne Petroleum und ein Streichholz" berichtete er selbst, „und das Christentum hatte einen neuen unblutigen Sieg errungen". Ich beglückwünschte diesen glaubenseifrigen Apostel zu seinem Erfolge und sandte ihm mit etwas ethnographischer Literatur eine bescheidene Geldanweisung und die unbescheidene Bitte, alte Schnitzwerke künftighin lieber in ein Museum zu senden, aber nicht ohne erst ihre Bedeutung auf das allergründlichste erforscht zu haben. Längst vorher hatten andere Missionare schon begriffen, daß es ganz unmöglich sei, eine neue Religion zu lehren, ohne erst die alte gründlich studiert und verstanden zu haben, genau wie die Kenntnis der Eingebornensprachen die allererste Vorbedingung für jede Art von Missionstätigkeit ist. So mußte, solange es überhaupt eine Mission gab, die Tätigkeit der Missionare auch der Völkerkunde und ganz besonders der Sprachwissenschaft zugute kommen und Namen wie Casalis, Christaller, Endemann, Hugo Hahn, Jäschke, Junod, Kölle, Krapf, Livingstone, Merensky, Moffat, Nekes, Rhenius, Spieth, Joh. Warneck und Westermann werden dauernd einen Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen. Diese stolze Reihe, in der Deutsche, Engländer, Franzosen und Schweizer, Katholiken und Protestanten, „Afrikaner" und „Asiaten" friedlich nebeneinander stehen, könnte noch wesentlich vergrößert werden, auch wenn man sich nur an die neuere Zeit halten und die älteren spanischen und italienischen Missionare ganz unberücksichtigt

Digitized by Google

lassen würde und ebenso müssen hier dankbar noch die Namen von Bleek und Meinhof genannt werden, die, zwar selbst nicht Missionare, doch von der evangelischen Theologie herkamen und vielfach auf Arbeiten von Missionaren fußen.

Ganz verzichten muß ich hier darauf, die Namen aller der Angehörigen unserer Schutztruppen aufzuführen, die sich um Anthropologie und Völkerkunde verdient gemacht haben. Voll Wehmut denke ich da der toten Freunde und Schüler und mit kaum geringerem Schmerze denke ich jetzt auch der Lebenden, die durch den Verlust unserer Schutzgebiete ihrem segensreichen Wirkungskreise in grausamer Weise entrissen sind. Ihr Andenken wird gleichwohl in der wissenschaftlichen Literatur fortleben, und auch die afrikanische Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde wird, so widerwärtig auch ihr gegenwärtiger Raummangel empfunden wird, doch in hoffentlich nicht allzu langer Zeit in würdiger Weise neu geordnet werden können und wird dann das schönste und großartigste Denkmal für unsere Schutztruppen sein — ein wahres *monumentum aere perennius.*

v. LUSCHAN

Digitized by Google

EINLEITUNG

Wesentlich unter dem Einflusse der Völkerkunde haben sich die Aufgaben oder vielleicht richtiger die jeweils aktuellen Probleme der Anthropologie in den letzten Jahrzehnten völlig geändert. Waren es ursprünglich Fragen wie „warum, weshalb, wieso, wozu," also Fragen philosophisch-spekulativer Art, deren Beantwortung man von der Anthropologie erwartete, trat — hauptsächlich wohl im Zusammenhange mit den 1856 im Neandertale bei Düsseldorf gefundenen menschlichen Überresten — die Frage nach dem „Woher" in den Vordergrund; ernsthafter wie jemals früher fing man an, sich mit der Stellung des Menschen in der Natur und mit der Art seiner Verwandtschaft mit Gorilla, Schimpanse und Orang zu beschäftigen. Jetzt wiederum sind diese vorwiegend zoologisch gerichteten Fragen etwas zurückgetreten, und wir bemühen uns hauptsächlich mit Versuchen, das Verhältnis der einzelnen menschlichen Gruppen zueinander festzustellen. Dabei tritt die Frage nach der Zahl der menschlichen „Rassen" ganz in den Hintergrund; ja das Wort „Rasse" selbst hat mehr und mehr an Bedeutung verloren und würde am besten ganz aufgegeben werden, wenn es irgendwie durch ein weniger vieldeutiges zu ersetzen wäre; es ist sicher sehr einfach, von einer schwarzen oder von einer gelben Rasse zu sprechen, oder auch von schwarzen und von gelben Rassen — aber es ist völlig unmöglich, diese Begriffe scharf abzugrenzen und z. B. in Innerasien zu sagen, wo die Weißen aufhören und die „Gelben" anfangen. Auch die „rote Rasse" ist höchstens geographisch abzugrenzen, ganz abgesehen davon, daß die Urbevölkerung von Amerika überhaupt nicht „rot" ist, sondern ihren Namen nur ganz zufällig davon erhalten hat, daß die ersten nach Europa gebrachten Indianer mit roter Farbe bemalt gewesen waren. Völlig aussichtslos sind alle Versuche, eine bestimmte Anzahl von „Rassen" aufzustellen. Die biblische Einteilung der Menschheit nach den drei Söhnen Noahs entspricht durchaus den im alten Orient vorhandenen Kenntnissen und ist noch heute der Ausgangspunkt für viele ähnliche Systeme. Sehr populär ist auch die durch weitgehende Schematisierung*

* „Der Amerikaner ist rötlich, cholerisch, aufgerichtet; der Europäer weiß, sanguinisch, fleischig; der Asiate gelblich, melancholisch, zäh; der Afrikaner schwarz, phlegmatisch, schlaff. Der Amerikaner ist hartnäckig, zufrieden, frei; der Europäer beweglich,

Digitized by Google

ausgezeichnete Aufstellung Linnés von vier Rassen — Amerikaner, Europäer, Asiaten und Afrikaner. Der nächste Versuch stammt von Blumenbach, der fünf menschliche Varietäten unterscheidet, die kaukasische, die mongolische, die äthiopische, die amerikanische und die malaiische. Zur kaukasischen rechnet er alle Europäer (mit Ausnahme der Lappen und Finnen), aber auch die hellen Nordafrikaner sowie die Vorderasiaten bis zum Ob, dem Kaspischen Meere und dem Ganges. Die mongolische Varietät umfaßt zunächst alle Asiaten, soweit sie nicht zu den Kaukasiern oder zu den Malaien gehören, dann die Lappen, Finnen usw. und die nordamerikanischen Eskimostämme. Zur äthiopischen Varietät gehören alle Afrikaner mit Ausnahme der hellen Bewohner des Nordrandes, und zur amerikanischen alle amerikanischen Indianer, also die ganze Urbevölkerung von Amerika mit Ausnahme der Eskimo. Ganz unzulänglich ist, den Kenntnissen der damaligen Zeit entsprechend, die Behandlung der fünften, der „malaiischen" Varietät. Diese umfaßt nach Blumenbach die Bewohner der ozeanischen Inseln und des indonesischen Archipels, sowie in Asien die Einwohner der Halbinsel Malakka. Die anatomische Beschreibung dieser fünften Varietät entspricht weder dem hellen polynesischen noch dem dunklen melanesischen Typus; sie scheint zusammenhalten zu wollen, was notwendig getrennt werden muß, und läßt überdies die Bewohner des kontinentalen Neuholland ganz unberücksichtigt.

Dem Fortschreiten der ethnographischen und linguistischen Kenntnisse entsprechend werden die späteren Schemata immer umfangreicher, und die Zahl der „Rassen" steigt von einem Autor zum anderen. Während man sich jahrtausendelang mit der ehrwürdigen Dreiteilung der Bibel und der noch älteren Vierteilung der alten Ägypter begnügte, die so scharfsinnig erkannt hatten, was ihr eigenes Volk von den Negern, den Asiaten und den Nordländern trennte, sehen wir auf Blumenbachs fünf bald die sechs Rassen Buffons folgen, an die sich dann sieben von Peschel und acht von Agassiz anschließen, sowie die 22 Rassen Mortons und die 60 von Crawfurd. Daraus folgt, daß der Begriff „Rasse" überhaupt nicht feststeht und daß, wenn wir von „Rasse" reden

scharfsinnig, erfinderisch; der Asiate grausam, prachtliebend, geizig; der Afrikaner schlau, träge, gleichgültig. Der Amerikaner ist bedeckt mit Tätowierung und regiert durch Gewohnheiten; der Europäer ist bedeckt mit anliegenden Kleidern und regiert durch Gesetze; der Asiate ist gehüllt in weite Gewänder und regiert durch Meinungen; der Afrikaner ist mit Fett gesalbt und regiert durch Willkür." Ein solches Schema, das vor hundert Jahren als sehr geistreich bewundert werden konnte, erscheint uns heute als müßige Spielerei, die nur mehr historischen Wert hat.

Digitized by Google

oder hören, wir immer nur an eine mehr oder weniger scharf umgrenzte Gruppe denken dürfen, die eine Anzahl von gleichen anatomischen, physiologischen oder anderen Eigenschaften gemeinsam hat. Über die Anzahl solcher Gruppen oder Rassen nachzudenken, wäre ebenso müßiger Zeitverderb, als wollte man feststellen, wieviel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können.

Fast ebenso müßig sind aber auch die Bemühungen mancher Dilettanten, das wirkliche Alter der Menschheit zu ergründen; das ist schon deshalb unmöglich, weil wir wohl niemals auch nur mit einiger Sicherheit wissen werden, was eigentlich den ersten Menschen von seinem noch tierähnlicheren Vorfahren scheidet; man kann sich freilich vorstellen, daß die bewußte Beherrschung des Feuers den Vormenschen erst zum Menschen gemacht hat, oder kann diese Rolle dem Besitze wirklicher Werkzeuge zuschreiben oder dem Aufkommen einer artikulierten Sprache; aber es wäre schwer, wirklich nachzuweisen, daß es nicht auch Menschen, wirkliche Menschen, gegeben hat, denen die Wohltat des Feuers noch versagt war, und andererseits wissen wir, daß selbst so niedrigstehende Tiere wie die Insekten irgendeine Art sprachlicher Verständigung haben, und ebenso wissen wir, daß Affen Nüsse zwischen Steinen aufklopfen oder im Zorne mit Baumästen u. dgl. werfen — also auch der Werkzeuge nicht ganz entbehren. Auch die Größe der Hirnkapsel, die starke Entwicklung der großen Zehe und andere anatomische Eigenschaften, die mit Recht als spezifisch menschlich bezeichnet werden, können nicht leicht für eine scharfe Abgrenzung des Begriffes „Mensch“ in Anspruch genommen werden. Gewiß geht der kubische Inhalt eines Gorillaschädels nur in seltenen Ausnahmsfällen über 650 ccm hinauf, während er beim erwachsenen Menschen im Durchschnitt rund 1400 ccm erreicht; aber die Mittelzahlen für einzelne kleine Gruppen schwanken zwischen rund 1000 und rund 1700, und die Variationsbreite zwischen einzelnen Individuen ist noch ungleich größer, auch wenn selbstverständlich von pathologischen Fällen ganz abgesehen wird. Freilich hat Karl Vogt einmal in einer schwachen Stunde die mikrokephalen Kretins der Alpenländer für atavistische Rückschläge auf einen affenähnlichen Vorfahren gehalten und sie dann auch in einem stattlichen Werke als *hommes-singes*, als „Affenmenschen“ beschrieben, aber er hat bald einsehen gelernt, daß derartige rein pathologische Mißbildungen mit irgendwelchen typischen Formen aus der Ahnenreihe des Menschen nicht das geringste zu tun haben können und hat seinen Irrtum offen und ehrlich in aller Form zugestanden.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhange sei auch der Pithekanthropos von Trinil auf Java erwähnt, dessen kümmerliche Überreste von vielen mit mehr Begeisterung als Sachkenntnis auf eine wirkliche Übergangsform zwischen Affe und Mensch bezogen und als das langersehnte *missing link* in unseren Stammbaum eingereiht wurden — anscheinend ganz mit Unrecht, denn wir haben seither von den Geologen gehört, daß die Schichten, aus denen sie stammen, jünger und nicht älter sind als solche, aus denen wir ganz zweifellose menschliche Reste besitzen.

Die starke Entwicklung der großen Zehe ist nun wirklich eine spezifisch menschliche Eigenschaft; sie hängt vermutlich mit dem aufrechten Gang zusammen und nicht, wie Schoetensack gemeint hat, mit einer gewissen Art des Erkletterns von Bäumen — aber in einem wie im anderen Falle handelt es sich nur um einen relativen Unterschied, und nie wird jemand ernsthaft versuchen dürfen, eine bestimmte Zahlengrenze für die Größe der ersten Zehe aufzustellen, jenseits deren der Affe aufhört und der Mensch beginnt. Ganz genau so verhält es sich auch mit dem aufrechten Gang, der nicht von einem Tage zum anderen plötzlich entstanden ist, sondern sich nur im Laufe von langen geologischen Perioden allmählich entwickelt haben kann.

Damit stehen wir aber schon vor der schwierigen Frage, wann überhaupt derartige Übergänge von den „Vorläufern“ zum wirklichen Menschen zuerst stattgefunden oder eingesetzt haben. Die moderne Biologie kennt zwar sog. „Mutationen“, die ganz plötzlich, von einer Generation zur anderen, eine Änderung eines alten Typus herbeiführen und sich dann dauernd weiter vererben, aber solche sprungweise Abänderungen sind überaus selten, während sonst neue Eigenschaften nur ganz allmählich und im Laufe von langen Zeiträumen zur Entwicklung kommen. In diesem Sinne hat nun auch die Frage nach dem Alter der Menschheit längst aufgehört, eine historische oder vorgeschichtliche Frage zu sein, und ist eine rein anthropo- und geologische geworden. Noch vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert konnte man sich vorstellen, daß die drei Perioden der Eisen-, der Bronze- und der Steinzeit je etwa rund zwei Jahrtausende gedauert hätten, und daß uns so nur etwa rund sechs Jahrtausende von dem Anfange der Menschheit oder wenigstens von dem Beginne menschlicher Kultur trennen. Heute wissen wir das besser; in Nordeuropa freilich ist das Eisen kaum früher als etwa 300 vor Christi allgemein bekannt gewesen, auch in Babylonien und Assyrien taucht es kaum vor etwa rund 900 v. Chr. auf, war dann aber dort schon um 800 v. Chr. in großen Mengen vorhanden. Nach Ägypten ist es

Digitized by Google

anscheinend schon sehr viel früher von dunklen Afrikanern eingeführt worden, wie ich (Z. f. E. 1909) nachzuweisen versucht habe. Aus den ötslichen Mittelmeerländern ist die Eisentechnik rasch auch nach den westlichen verpflanzt worden, hat vermutlich von Marsilia (Marseille) aus große Teile von Westeuropa beeinflußt und ist in den Alpenländern am Ende der Hallstatt-Periode rund 500 v. Chr. allgemein verbreitet, wenn auch die Bronze um diese Zeit noch überwiegt. Erst mit der um 400 einsetzenden La-Téne-Kultur tritt die Bronze mehr und mehr zurück. Wann Kupfer und seine Legierungen, vor allem die richtige Bronze, zuerst allgemein geworden sind, ist gegenwärtig noch nicht mit voller Sicherheit zu sagen; wahrscheinlich kaum vor dem vierten vorchristlichen Jahrtausend; auch daß die Heimat der Bronzetechnik vermutlich in Ägypten zu suchen ist, sei hier nur kurz angedeutet. Das der Bronze vorausgegangene Neolithikum, die Zeit der geschliffenen und durchbohrten Steinwerkzeuge und der kunstvoll geschlagenen Pfeilspitzen, hat wohl auch nirgends länger als einige Jahrtausende angedauert — hingegen wissen wir jetzt, daß dieser neolithischen Zeit eine paläolithische Periode von einstweilen noch ganz unübersehbar langer Dauer vorangegangen sein muß. Die nach vielen Hunderttausenden, ja nach Millionen zählenden, aus Feuerstein mit großer Geschicklichkeit zugeschlagenen Werkzeuge und Geräte wurden zunächst von Gabriel de Mortillet und seinen Landsleuten nach Typen eingeteilt und bestimmten Zeitperioden zugeschrieben, die nach den einzelnen Fundorten, wie Chelles, Moustier, La Madeleine, Aurignac usw., benannt wurden, so daß man noch heute ganz allgemein Chelléen-, Mousterien-, Magdaléen-, Aurignacien- usw. Typen und Perioden unterscheidet.

Mit bewundernswertem Scharfsinn hat dann A. Penck völlig unabhängig von diesen prähistorischen Typen verschiedene aufeinanderfolgende Perioden des Vorrückens und des Zurückweichens des europäischen Gletschereises erkannt und bis in die letzten Einzelheiten festgelegt, so daß die Prähistoriker jetzt eifrig damit beschäftigt sind, die zuerst nur nach Typen voneinander getrennten Kieselwerkzeuge in bestimmte geologisch gesicherte Perioden einzuordnen. Freilich ist diese Chronologie einstweilen nur eine relative, und es ist bisher noch ganz unmöglich, für die einzelnen Perioden des Paläolithikums absolute Daten anzugeben, wenn auch einzelne Dilettanten bestimmten Funden ein Alter von 100000 oder von ausgerechnet 160000 Jahren zuschreiben zu können glauben. Nur daß die bewußte Herstellung von geschlagenen Kieselgeräten durch lange geologische Perioden geübt wurde, steht einwand-

Digitized by Google

frei fest. Besonders lehrreich sind da die Funde auf den Höhen über Theben; dort gibt es ausgedehnte Flächen, auf denen künstlich geschlagene Steinwerkzeuge und Splitter so häufig sind, wie Grashalme auf einer Wiese, und auch die Felsen selbst, aus denen diese Höhen bestehen, enthalten sichere Steinwerkzeuge, die man mit Hammer und Meißel herausschälen kann, wie anderswo Petrefakten. Diese Felsen sind aber als Sedimente eines großen Süßwasserbeckens entstanden, von dem die Geologen sagen, daß es viel älter sei als der Nil und dessen Alter sie auf Hunderttausende von Jahren schätzen. Und dabei entsprechen diese ägyptischen Steinwerkzeuge noch lange nicht den ältesten uns aus Frankreich bekannten Typen, den „Faustkeilen“ des Chelléen!

Aus verschiedenen Perioden des Paläolithikums sind uns menschliche Knochenreste erhalten, so aus dem Neanderthale, von Spy, von Gibraltar, von verschiedenen Fundorten in Frankreich und aus Krapina in Kroatien. Die Schädel sind durch besonders stark vorspringende Brauenwülste, durch ihren derben Bau und durch eine Reihe von anderen Eigenschaften ausgezeichnet, die man als „primitiv“ bezeichnet; sie sind untereinander so ähnlich, daß vereinzelte Versuche, sie verschiedenen Spezies des Genus Homo zuzuschreiben, niemals rechten Anklang gefunden haben; auch der barocke Einfall von Klaatsch, von zwei jetzt in Berlin befindlichen steinzeitlichen Skeletten aus Frankreich das eine mit dem Gorilla, das andere mit dem Orang in näheren Zusammenhang zu bringen und so zwei gänzlich voneinander verschiedene menschliche Spezies aufzustellen, die sich zufällig ausgesucht gerade in Frankreich begegnet hätten, ist auf allgemeinen Widerspruch gestoßen. So faßt man gegenwärtig wohl ganz allgemein die sämtlichen Überreste des paläolithischen Menschen unter der einheitlichen Bezeichnung Homo neandertalensis (oder auch Homo primigenius) zusammen; offen ist freilich noch immer die Frage, ob dieser paläolithische Mensch zur selben zoologischen Spezies gehört, wie der heutige Homo sapiens. Viele, und darunter einige sehr ernst zu nehmende Fachleute, haben sie mit Gustav Schwalbe verneinen zu können geglaubt und betrachten jenen als von uns spezifisch verschieden. Ich persönlich glaube an die absolute Einheit des menschlichen Geschlechtes und sehe keine zwingende Veranlassung, uns heutige Menschen und unsere paläolithischen Vorfahren in verschiedene Spezies zu teilen.

Völlig unklar ist einstweilen nur die Stellung des in Mauer bei Heidelberg gefundenen Unterkiefers. Manche Geologen bezeichnen die Schicht, aus der er stammt, als ganz unvergleichlich älter denn alle die Schichten, aus denen uns bisher sichere menschliche Überreste bekannt

Digitized by Google

geworden; einer von ihnen geht sogar so weit, zu sagen, ihr Alter verhielte sich zu dem jener jüngeren, wie Jahre zu Tagen. Das ist zur Zeit schwer nachzuprüfen, jedenfalls gestattet auch die sorgfältigste vergleichend anatomische Untersuchung des Unterkiefers keine sichere Angliederung an irgendwelche bisher bekannten Formen von rezenten oder fossilen Menschen oder Affen. Das Gebiß selbst scheint, besonders durch die relative Kleinheit der Eckzähne, sich an das des Menschen anzuschließen, aber die Form des Knochens fällt weit außerhalb der menschlichen Variationsbreite. Verschiedene Versuche, den zu dem Unterkiefer passenden Schädel zu rekonstruieren, können nur als kindische Spielerei bezeichnet werden. Früher oder später werden uns die Sande bei Mauer ja auch einen Schädel liefern, der hoffentlich ebenso wohl erhalten ist als der Unterkiefer; bis dahin aber müssen wir uns in Geduld fassen und den Kiefer als ein ganz isoliertes Vorkommen betrachten, das keinerlei Schluß auf unseren Stammbaum zuläßt; er kann natürlich an den allerersten Anfang der menschlichen Entwicklung gehören, er kann aber ebensogut das Ende einer Seitenlinie bilden.*

Mit ganz besonderer Sorgfalt sind die seit Jahrzehnten immer wieder von neuem in der Tagespresse auftauchenden Angaben über menschliche Reste aus dem Tertiär zu prüfen; weitaus die meisten erweisen sich bei näherer Betrachtung als gewöhnliche Zeitungsenten, die etwa den stets wiederkehrenden Berichten über hundert- und mehrjährige Greise in Bulgarien oder Anatolien und anderen Ländern mit überwiegend analphabetischer Bevölkerung entsprechen und wie die Seeschlangen meist in den heißen Sommermonaten auftauchen, in denen Mangel an ernsten Nachrichten zu herrschen pflegt.

Andere Angaben über den tertiären Menschen treten freilich mit so großen wissenschaftlich scheinbar unanfechtbarem Rüstzeug auf, daß sie gelegentlich auch Fachleute täuschen können. Den lehrreichsten Fall dieser Art habe ich 1878 in Paris persönlich miterlebt. Als ich mich damals längere Zeit dort aufhielt, um bei Paul Broca Anthropologie

* Inzwischen ist nun auch in Südafrika (Broken Hill-Mine, Rhodesia) ein anscheinend fossiles menschliches Skelett gefunden worden. Der Schädel ist, soweit die bisher bekannt gewordenen Abbildungen ein Urteil gestatten, sehr gut erhalten und scheint durchaus in die Gruppe der Neandertal-Menschen zu gehören, also auch manchen modernen melanesischen und australischen Schädeln ähnlich zu sein und so den Gedanken an alte antarktische Zusammenhänge nahezulegen. Aber die in großen Mengen mitgefundenen Tierknochen sollen durchaus rezenten, nicht etwa ausgestorbenen Arten angehören; auch liegen noch keine ausführlichen Angaben über die zu dem Schädel gehörigen Skelettknochen vor. So ist es einstweilen noch ganz unmöglich, die wahre Bedeutung des neuen Fundes richtig einzuschätzen.

Digitized by Google

zu studieren, spielten sich im Schoße der Pariser Anthropologischen Gesellschaft sehr interessante Kämpfe über den tertiären Menschen von Thenay (Loir et Cher) ab; von dort hatte ein für die Urgeschichte begeisterter Laie, Abbé Bourgeois, über bearbeitete Kieselgeräte aus einer tertiären Schicht berichtet und weite Kreise damit begeistert oder in Unruhe und Aufregung versetzt. Schließlich gruppierten sich die französischen Kollegen in zwei Parteien; die einen sagten, die Fundschicht möge ja tertiär sein, aber die Geräte seien nur zufällige Splitter, die anderen ließen die Funde zwar als zweifellos vom Menschen bearbeitet gelten, bestritten aber um so lebhafter das tertiäre Alter der Fundschicht. Langjährige Freundschaften gingen damals darüber in Brüche. Mich selbst interessierte das Problem so lebhaft, daß ich den gelehrten Abbé bat, mit mir nach Thenay zu reisen und mir den Fundort zu zeigen. An Ort und Stelle ergab sich dann die Lösung des Rätsels in der ersten Stunde; an dem tertiären Charakter der Fundschicht war nicht zu zweifeln, aber Bourgeois' einwandfreie Manufakte erwiesen sich als zufällige Splitter, die der eifrige Abbé aus tausenden und aber tausenden herausgesucht hatte, weil sie von Menschen geschlagenen Geräten zum Verwechseln ähnlich waren. An dem guten Glauben von Abbé Bourgeois darf man gleichwohl nicht zweifeln, und jetzt ist in den mehr als vierzig seither verstrichenen Jahren so viel Gras über die Sache gewachsen, daß es nicht lohnen würde, über sie zu reden, wenn die tertiären Kieselwerkzeuge von Thenay nicht immer wieder Nachfolger finden würden. Unter diesen Nachfolgern sind die Kiesel des Herrn Rutot in Brüssel zweifellos die berühmtesten; anfänglich wurden sie nur aus ganz spät tertiären Schichten produziert, dann fand man solche „Eolithen“, also Steine aus der Zeit der aufdämmernden Morgenröte der Menschheit, auch im älteren Tertiär, später auch in Schichten aus einer Zeit, in der überhaupt Menschen noch nicht existiert haben konnten, so daß Rutot und seine Freunde von steinschlagenden *„Precourseurs de l'homme“* zu reden gezwungen waren, und schließlich gab es solche „unanfechtbare“ Eolithen auch in Schichten, aus denen nicht einmal Reste von Wirbeltieren bekannt waren. Heute sind auch diese Funde fast vergessen, besonders seit Paul Sarasin ganz und gar gleichartige „Eolithen“ am Strande des Mittelmeers bei Nizza aufgelesen hat, die freilich nicht aus Feuerstein bestanden, sondern aus Glas von Bier- und Sektflaschen, und die allein nur durch die Gewalt der Brandung so zugerichtet waren, daß sie den Rutotschen Eolithen zum Verwechseln glichen.

Noch ganz ungleich schlimmer ist eine neuerliche Entgleisung, der

Digitized by Google

leider eine sonst mit Recht sehr hochgeachtete deutsche Zeitschrift zum Opfer gefallen ist: „Die Entdeckung von menschlichen Fußspuren und Artefakten in den tertiären Geröllschichten und Muschelhaufen bei St. Gilles-Waes, westlich Antwerpen.“ Auf ganzen 56 Seiten Lexikonoktav der „Prähistor. Zeitschr.“ Bd. 11 und 12, 1919 und 1920, und mit 19 meist sehr großen Zinkätzungen, deren Kosten gerade jetzt wahrlich besser hätten verwendet werden können, werden da Fußspuren beschrieben und abgebildet, die wohl nur der Autor, W. Freudenberg, Göttingen, ganz allein für solche hält. Wes Geistes Kind dieser ist, erhellt übrigens zur Genüge aus einem Satz auf S. 55, in dem er die gelbe Rasse durch Paläosimia der indischen Sivaliks mit dem Orang verbunden sein läßt, „ebenso wie die schwarze und weiße Rasse, die innerlich nähere Verwandtschaft zeigen, einschließlich der Semiten durch den gemeinsamen Besitz des grammatischen Genus (v. Luschan) auf verschiedene Arten von Driopithekus zurückgeführt werden können.“ Herr F. bringt meinen Namen da mit einem Unsinn in Zusammenhang, wie er ärger schwer gedacht werden kann; er zählt die Hamiten zur schwarzen Rasse und imputiert mir, daß ich den Negersprachen den Besitz des grammatischen Geschlechts zugeschrieben hätte. Sicher habe ich mehrfach vom grammatischen Genus in den Hamitensprachen gesprochen, aber jeder Fachmann weiß, daß dieses Vorkommen schon von Wilhelm H. J. Bleek entdeckt und seit 1875 allgemein bekannt ist. Ich weiß nicht, wie die Geologen sich zu F.s Arbeit stellen werden; inzwischen hat sie aber eine sehr energische Abfuhr von Seite des Wiener Anthropologen Bayer erfahren; ebenso wie die Fußabdrücke lehnt dieser auch die Feuerstein-Artefakte Freudenbergs glatt ab. Sie sind, sagt er, von der Art, wie sie sich in gewissen Gegenden natürlichen Feuersteinvorkommens waggonweise sammeln lassen und die gewöhnlich als Eolithen bezeichnet werden. „Der Glaube an ihre Werkzeugnatur ist ein wirklicher Glaube, denn er geht vorüber an allen Gesetzen der wissenschaftlichen Vernunft.“

Mindestens ebenso bedauerlich ist der tragische Irrtum, dem Ameghino mit seinem „Diprothomo“ zum Opfer gefallen ist. Dieser beschrieb in Bd. 19 der Annalen des Nationalmuseums von Buenos Aires den Rest eines menschlichen Schädeldaches mit dem Stirnbein und mit kleinen Stücken der angrenzenden Scheitelbeine als aus der unteren Schicht der Pampasformation stammend, welche dem untersten Pliocän entspräche. Dieses Bruchstück war bei Baggerarbeiten im nördlichsten Hafen von Buenos Aires 12 m unterhalb des Flußbettes des La-Plata-Flusses gefunden worden. Ameghino erklärte es für so primitiv, daß es

Digitized by Google

in keiner Weise etwa mit dem Stirnbein der Anthropoiden, sondern nur mit dem der kleinen amerikanischen Zwergäffchen, wie Midas, Chrysothrix, Kallithrix usw., verglichen werden könne, die demgemäß als die wahren Stammeltern des amerikanischen Menschen und damit wohl des Menschen überhaupt zu bezeichnen seien. Gustav Schwalbe und ich* haben dann völlig unabhängig voneinander gezeigt, daß jenes Stirnbein sich von dem eines rezenten Menschen nicht im allergeringsten unterscheidet, und ich habe aus dem Schädel eines gewöhnlichen modernen Menschen ein Stück herausgesägt, das dem Fragmente Ameghinos zum Verwechseln gleicht, während umgekehrt natürlich der Abguß dieses Bruchstückes die Lücke in jenem Schädel restlos ausfüllt.

Mit einer derartigen Ablehnung der bisher als tertiär bezeichneten menschlichen Überreste und Artefakte soll übrigens beileibe nicht gesagt werden, daß es solche überhaupt nicht geben könne. Im Gegenteil sind die ältesten bisher bekannten Knochenreste des diluvialen Menschen durch eine so große Kluft von den niedrigerstehenden tierischen Formen geschieden, daß es völlig unerläßlich ist, tertiäre Zwischenformen anzunehmen, genau wie auch die ältesten paläolithischen Steingeräte, die, vom Typus des Chelléen, schon von so großer Vollendung sind, daß man notwendig primitivere Vorstufen für sie annehmen muß. Es ist sehr gut möglich, daß unter den schon jetzt in unseren Sammlungen befindlichen sogenannten „Eolithen" sich einzelne oder vielleicht auch sehr viele wirklich von Menschen bearbeitete Stücke befinden, aber ein zwingender Beweis dafür scheint mir bisher noch nicht erbracht. Die maßlosen Übertreibungen von Rutot und anderen haben unsere Erkenntnis da sicherlich nicht gefördert, sondern sie nur aufgehalten. Neuen Funden und Untersuchungen müssen wir daher mit großer Ungeduld entgegensehen.

Aber auch das Verhältnis unserer paläolithischen Ahnen zu den Menschen von heute ist noch lange nicht geklärt. Unter allen modernen menschlichen Typen kommt der Australier dem Neandertaler am nächsten; doch wäre es sicher verkehrt, deswegen gerade in Australien die Wiege

* Z. f. Morph. und Anthrop. XIII. 1911, S. 208 ff. und Nachtrag S. 533 ff. sowie meine Mitt. in Z. f. E. Bd. 42, 1910, S. 935 ff. Am Schlusse seines Nachtrags erklärt Schwalbe: „Nach diesen Mitteilungen von Friedemann und v. Luschan halte ich die Diprothomo-Frage für endgültig erledigt und erkläre es für gänzlich überflüssig und unnötig, noch einmal auf dieses Phantasiegebilde, das sich als rein menschlich ergeben hat, einzugehen." Dabei überschätzt Schwalbe freilich die Intelligenz und die Urteilskraft mancher Autoren, denn der Diprothomo hat leider immer noch nicht aufgehört, in einer gewissen Art von populär-anthropologischer Literatur eine Rolle zu spielen.

Digitized by Google

der Menschheit zu suchen; man wird sich viel eher vorstellen dürfen, daß die ersten Menschen sich irgendwo auf einer Linie Gibraltar—Neuholland entwickelt und ausgebreitet haben und daß die besondere Ungunst der Umwelt sie gerade im kontinentalen Australien länger als irgendwo sonst in einem ganz primitiven Zustand hat verharren lassen. Näher die Urheimat des Menschen zu lokalisieren, ist zur Zeit nicht angängig; daß seine ältesten Reste bisher vorwiegend in Westeuropa gefunden wurden, hängt vermutlich nur mit geologischen Verhältnissen, teilweise auch mit der dort dichteren Bevölkerung und der intensiveren Durcharbeitung des Bodens zusammen.

So sind wir nun bei den wichtigsten und zugleich schwierigsten Aufgaben der heutigen Anthropologie angelangt, bei den Untersuchungen über die Art des Zusammenhanges zwischen den einzelnen menschlichen Gruppen. Noch vor wenigen Jahrzehnten legte man da das Schwergewicht auf die Sprachen; ja ein Wiener Linguist, Friedrich Müller, brachte es fertig, unter dem Namen „Ethnographie“ ein Buch zu schreiben, das ganz ausschließlich auf linguistischen Betrachtungen fußte und die naturwissenschaftliche Seite völlig unbeachtet ließ. Das mußte notwendig zu ganz schiefen Vorstellungen führen und war mit schuld an der leider auch heute noch nicht ganz ausgeglichenen Spannung zwischen der Linguistik und der Anthropologie. Gerade diese beiden Disziplinen sind aufeinander angewiesen wie wenig andere und sollten sich in die Hände arbeiten — trotzdem sind einzelne ihrer Vertreter auch jetzt noch voll von gegenseitiger Geringschätzung, sehr zum Schaden der Forschung und zu dem ihres eigenen Gesichtskreises. Es ist hier nicht der Platz zu untersuchen, auf welcher Seite dabei das größere Maß von Schuld liegt, aber ich will gerne zugeben, daß da auch die Anthropologie schlecht genug abschneidet. Zunächst hat sie lange Jahre an der unglückseligen Methode der arithmetischen Mittel gelitten und sich dadurch um jede Möglichkeit greifbarer Resultate gebracht; dann aber hat sie in trauriger Kurzsichtigkeit sich lange Zeit auch den großartigsten Erfolgen der vergleichenden Sprachwissenschaft gegenüber ganz ablehnend verhalten und dieser immer nur ihre ersten Entgleisungen vorgeworfen.

Daß vor rund einem Jahrhundert einzelne Forscher im ersten Freudentaumel über die unerwartete Entdeckung einer nahen Verwandtschaft zwischen dem indischen Sanskrit und der Mehrzahl der europäischen Sprachen zu einer maßlosen Überschätzung des indischen Altertums verführt wurden und nicht nur unsere Sprachen, sondern überhaupt jegliche Kultur samt und sonders aus Indien ableiten wollten, ist leicht zu ver-

Digitized by Google

stehen und zu entschuldigen; jetzt ist längst die ganze Welt darin einig, daß die indische Kultur sehr jung ist, daß sie erst begann, nachdem die großen Kulturen des Altertums, die ägyptische, die babylonische, die hethitische und die assyrische längst wieder erloschen waren, und daß wir nichts Greifbares an wirklicher Kultur aus Indien kennen, das vor die Zeit Alexander des Großen hinaufreichte; es ist aber albern, jetzt irgend jemandem vorzuwerfen, daß seine Fachgenossen vor hundert Jahren das nicht auch schon gewußt haben. Ungerecht ist auch ein Vorwurf gewesen, den R. Virchow in seiner Eröffnungsrede der Jahresversammlung der D. Anthr. Ges., Hannover 1893, aussprach, indem er sich in einem unfreundlichen Ausfall gegen „die Leute" wandte, die *fagus* und Buche zusammenbringen „wie alopex, pix, pax, fuchs". R. Virchow pflegte solche Reden ganz aus dem Stegreif zu improvisieren und hat später sehr gut eingesehen, wie wichtig gerade derartige Zusammenhänge wie *fagus* = Buche für die Ermittlung der Heimat der indogermanischen Sprachen sind. So wäre es wohl jetzt endlich an der Zeit, derartige Unfreundlichkeiten zu vergessen und sich lieber an die vielen und großen Aufgaben zu erinnern, die beide Disziplinen, die Anthropologie und die vergleichende Sprachwissenschaft, in gemeinsamer Arbeit zu lösen berufen sind.

Eine solche gemeinsame Arbeit kann aber niemals in der Schaffung künstlicher Systeme und in schematischen Einteilungen etwa im Sinne von Friedr. Müller bestehen; in diesem Sinne ist auch jeder Versuch, die Anzahl der Völker und der Sprachen zu zählen, von vornherein als kindisch zu verwerfen. Wenn der unglückliche F. N. Finck 2138 Sprachen aufzählt, so hat das genau so wenig Wert, als wenn jemand die Anzahl der menschlichen Rassen ermitteln wollte. Der Begriff der Sprache steht ebensowenig fest, wie die Definition der „Rasse", und es ist vermutlich noch viel schwieriger, das Verhältnis zwischen Dialekt und Sprache zu definieren, als das zwischen Varietät und Rasse. Wer will z. B. im Ernst entscheiden, ob das Ladinische eine eigene Sprache ist oder nur ein italienischer Dialekt? Jedenfalls bestehen zwischen einigen der vierzehn schon Dante bekannten Dialekte des Italienischen* noch größere Unter-

* Vgl. z. B. die Sprache von Piemont, die viel eher französisch als italienisch genannt zu werden verdient, und das Sardinische *tanca sa jana* für *chiudi la porta*, während die in Kärnten lebenden Friauler *siera la puarte* sagen, wobei ich zu *siera* die Romanisten erneut auf einen mir persönlich ganz rätselhaften Zusammenhang zwischen „Säge" und „Schlüssel" aufmerksam machen möchte; in der Z. f. E. 1916 Bd. 48, S. 423 ff. habe ich gezeigt, daß der Schlüssel in der Hand des Sonnengottes (wenn dieser auf babylonischen Siegelzylindern zwischen den Bergen des Ostens aus dem geöffneten Himmelstor heraustritt) wie eine Säge aussieht und von den meisten Assyriologen

Digitized by Google

schiede, als etwa zwischen Ostpreußisch und Schweizer Deutsch, und man kann leicht verstehen, daß einzelne Romanisten für das Königreich Italien vier verschiedene „Sprachen" annehmen. Und wer erst vermag die Zahl der sonst gesprochenen Dialekte zu zählen; da fehlen alle objektiven Kriterien, und die Entscheidung liegt allein beim subjektiven Empfinden. Der Durchschnittsberliner pflegt einen Wiener meist für einen Münchener zu halten, während der Wiener das Münchnerische als einen ganz fremden Dialekt empfindet und wenn er nur einigermaßen fein beobachtet, sogar die Bewohner einzelner Bezirke seiner Mutterstadt der Sprache nach auseinanderhält, wie ja in der Tat die Sprache von Lerchenfeld oder Ottakring fast ebenso stark von der des Burgtheaters unterschieden ist, als etwa das Cockney von dem Englisch eines Londoner Gelehrten, und wie von E. Sachau erzählt wird, daß er von jedem Bagdader angeben könne, aus welchem Teile der Stadt er stamme. So kann man die Zahl der Dialekte eigentlich beliebig hoch anschwellen lassen und würde, wenn man bedenkt, daß oft genug sogar leibliche Geschwister sprachlich auseinandergehalten werden können, ohne allzu große Übertreibung sogar sagen können, daß es fast so viele Dialekte gäbe als Menschen. Das ist wichtig auch für die physische Anthropologie, weil es uns zeigt, wie sehr viel mehr es in diesen Dingen auf die großen Zusammenhänge ankommt, als auf die kleinen trennenden Unterschiede.

So führen uns auch alle Versuche, die Menschheit nach der Hautfarbe, nach der Länge oder der Breite ihrer Hirnkapsel oder nach der Art der Haare usw. in künstliche Gruppen zu teilen, völlig in die Irre. Sooft derartige schematische Einteilungen versucht wurden, immer kam man zu ganz unhaltbaren Aufstellungen und fand Rassen, die in Wirklichkeit einander zweifellos sehr nahestehen, im Schema weit voneinander getrennt und umgekehrt. Ja man kann sogar sagen, daß auch künftige Versuche dieser Art zwar im einzelnen reicher gegliedert sein dürften, aber doch dem tatsächlichen Befunde niemals entsprechen und sich immer mehr als ganz unfruchtbare Spielereien erweisen werden. Der einzige Weg, allmählich zu einigermaßen befriedigenden Vorstellungen vom Aufbau der Menschengeschlechter zu gelangen, führt über das sorgfältige und intensive Studium jeder einzelnen geographischen oder ethnographischen Provinz. Auch genügt es da durchaus nicht, sich nur

auch wirklich für die Säge gehalten wurde, mit welcher der Gott das Himmelstor geöffnet habe. Besteht nun im Romanischen wirklich ein Zusammenhang zwischen *sera* = Schloß und *serra* = Säge, oder liegt da nur ein ganz zufälliger Zusammenklang vor? Auch das Sizilianische ist voll von Rätseln; was soll man sich z. B. denken, wenn man *tala como talia* hört, für *guarda come guarda*!

mit den anatomischen Eigenschaften der Bewohner zu beschäftigen: Wir müssen auch ihre Sprache und ihre ganze übrige geistige und materielle Kultur in den Kreis unserer Betrachtung einbeziehen.

Eine solche Arbeit beginnt man am besten mit dem kontinentalen Australien, wo die Dinge verhältnismäßig recht einfach zu liegen scheinen, und gelangt dann über Amerika, Afrika, Asien, Indonesien und Oceanien nach Europa, von wo naturgemäß die größte Zahl von Beobachtungen vorliegt und wo trotzdem (oder vielleicht gerade deswegen) die Anzahl der noch ungelösten Probleme ganz besonders groß ist.

Digitized by Google

Kapitel I

AUSTRALIEN

Das kontinentale Australien, das wir, um die störende Vieldeutigkeit dieses Wortes zu vermeiden, besser als Neuholland bezeichnen, mißt mit seinen nahe an 7,7 Mill. qkm fast drei Viertel der Oberfläche von Europa, ist aber durch eine ganz besonders geringe Küstengliederung ausgezeichnet, die Handel und Verkehr der ursprünglich einheimischen Bevölkerung in der denkbar ungünstigsten Weise beeinflußt haben muß. Nur der Carpentaria-Golf im Norden zwischen dem Arnhems-Land und der weit vorragenden Kap-York-Halbinsel und im Westen die tiefeinschneidende Sharks-Bay unterbrechen die sonst mit wenig Ausnahmen flache und schutzlose Küste; einige ausgezeichnete Häfen an der West- und Südküste waren für die primitive Schiffahrt der Eingebornen fast belanglos. Der Nordosten in der Gegend des Carpentaria-Golfes und der Nordwesten gegenüber von Indonesien ist nicht ganz ohne fremden Einfluß geblieben. Dort sind zweifellos ab und zu Leute aus Neuguinea und von den Inseln der Torres-Straße gelandet und da mögen vereinzelte malaiische Trepangfischer mehr oder weniger nachhaltige Spuren ihrer gelegentlichen Besuche hinterlassen haben — im ganzen übrigen Kontinent schwanken die somatischen Eigenschaften der Bewohner kaum mehr, als der normalen und physiologischen Variationsbreite einer in sich geschlossenen und einheitlichen Bevölkerung entspricht. Die Leute sind negerhaft dunkel, haben sehr breite, flache und niedrige Nasen, aber schlichtes oder wellig gelocktes, niemals krauses Haar; nur am Carpentaria-Golf finden sich einzelne Individuen mit echt melanesisch gekräuseltem Kopfhaar, gerade da aber kommen auch Auslegerboote sowie Pfeil und Bogen vor, so daß ein alter und vermutlich oft erneuerter Einschlag aus Neuguinea und von den kleineren vorgelagerten Inseln unverkennbar ist; sonst ist die materielle Kultur des ganzen Kontinentes gleichmäßig durch Wurfkeulen, den wirklichen Bumerang und durch die stab- oder brettchenförmige Speerschleuder gekennzeichnet, die in verschiedenen mehr oder weniger untereinander verwandten Formen fast über ganz Neuholland verbreitet ist; in den wenigen Gebieten, in denen sie heute fehlt, ist sie wohl erst nachträglich verlorengegangen, wie ja überhaupt die alte

Digitized by Google

Bevölkerung fast durchweg in raschem Aussterben begriffen und in sehr ausgedehnten Landstrichen schon ganz verschwunden ist. In den großen Städten des Südens kann man wochen- und monatelang leben, ohne auch nur einen einzigen Eingebornen zu Gesicht zu bekommen, und man muß da die weit im Inneren gelegenen Reservationen aufsuchen, um die unter englischer Aufsicht und nach europäischer Art lebenden letzten Reste der Ureinwohner von Südaustralien, Victoria und Neusüdwales kennenzulernen; aber auch da wird man wenige Leute finden, die nicht etwas europäisches Blut haben, und nur ganz wenige alte Männer oder ehrwürdige bärtige Greisinnen wissen noch etwas von der geistigen Kultur ihres Stammes zu erzählen.

Anders liegen die Dinge im Inneren des Kontinents, wo ungeheure Sandwüsten die europäischen Ansiedler fernhalten; da leben noch große Horden von Eingebornen unter fast ganz unberührten und ursprünglichen Verhältnissen, aber in einem furchtbar schweren Kampfe gegen die Ungunst der Umwelt, vor allem gegen die Dürre. Auch in Queensland und längs des ganzen Nordrandes von Australien haben sich noch einzelne größere und viele kleinere Horden von Eingebornen mehr oder weniger rein erhalten; wo immer man ihre körperlichen Eigenschaften studieren will, wird man ängstlich bemüht sein müssen, Leute mit europäischem Blut als solche festzustellen und nicht in die metrischen Tabellen der reinen Neuholländer aufzunehmen. Ich hebe das hier ausdrücklich hervor, weil in einzelnen unklaren Köpfen die Ansicht spukt, daß Verbindungen zwischen Neuholländern und Weißen steril seien; das würde dann leicht auch zu der Meinung führen, daß die heutigen Australier genau wie die ihnen anscheinend ähnlich gewesenen fossilen Europäer zu einer anderen und nicht zur Spezies *homo sapiens* gehören; demgegenüber kann gar nicht energisch genug betont werden, daß Mischlinge zwischen reinen Neuholländern und Weißen sehr zahlreich und auch untereinander unbeschränkt fruchtbar sind. Unwissende Dilettanten reden mit Vorliebe auch von der „tierisch primitiven Kultur der Australneger". Das ist albern; schon die Bezeichnung „Australneger" ist schroff abzulehnen; die Bewohner von Neuholland sind keine Neger, und auch das Wort Australien wird, wie schon oben angedeutet, in solchem Zusammenhange besser vermieden, da es vieldeutig ist und bei manchen Autoren die ganze ozeanische Inselwelt mit einschließt, die von völlig anders gearteten und auch unter sich sehr verschiedenen Menschen bewohnt wird. In Wirklichkeit ist die materielle Kultur der Neuholländer durchaus nicht als besonders arm zu bezeichnen; wir wissen nur nicht,

Digitized by Google

ob sie von vornherein „primitiv“ oder ob sie, etwa infolge der geographischen Isolierung, von einer früheren höheren Stufe herabgesunken ist. Jedenfalls ist die geologische Trennung des australischen Kontinents von der übrigen Oikumene schon in einer sehr frühen Epoche erfolgt, in der die Entwicklung der Säugetiere erst bis zu den Marsupialiern gediehen war; die Besiedlung durch den Menschen fällt also in eine spätere Zeit, liegt aber wohl auch ungezählte Jahrtausende zurück. Das läßt sich schon aus der großen Mannigfaltigkeit der verschiedenen Typen der Speerschleuder schließen. Ebenso wie wir als Kinder kleine Steine in ein oben gespaltenes elastisches Stäbchen klemmten und glücklich waren, wenn es uns so gelang, das Steinchen recht weit oder gar über das Kirchendach zu schleudern, so finden wir vielfach bei primitiven Völkern aller Erdteile stab- oder brettchenförmige Geräte zum Schleudern von Speeren. In Neuholland sind diese „Wurfhölzer“ in mindestens zehn voneinander lokal getrennten Typen vorhanden, die zwar sicher auf eine gemeinsame Grundform zurückgehen, aber doch wieder derart voneinander verschieden sind, daß man für ihre allmähliche Ausbreitung und Differenzierung recht lange Zeiträume in Rechnung setzen muß.* Sehr auffallend ist das gleichzeitige Nebeneinandervorkommen von ganz roh zugeschlagenen und von geschliffenen Steinwerkzeugen; seit der Besiedlung des Kontinents durch die Europäer werden auch Bruchstücke von Glasflaschen, von Trinkgläsern, von Porzellantellern und von Telegraphen-Isolatoren zu oft sehr geschickt zugeschlagenen Speerspitzen verwendet. Ebenso gibt es da jetzt Speere, die mit Spitzen aus Telegraphendraht, und Fischspeere, die mit Widerhaken aus dem Gestelle von Regenschirmen versehen sind. Erwähnenswert sind auch kurze Handbeile, in die als Klingen, wie früher Steine, jetzt scharf zugeschliffene Hälften von Hufeisen eingesetzt sind.

Unsere Kenntnisse von der geistigen Kultur der Neuholländer sind leider noch sehr dürftig; nur über die ungemein verwickelten Verwandtschaftssysteme sind wir in vorbildlicher Weise unterrichtet; hingegen sind die einheimischen Sprachen noch wenig studiert worden; sie scheinen untereinander verhältnismäßig nahe verwandt zu sein — aber noch fehlt uns der geniale Linguist, der ihre gemeinsame Ursprache so rekonstruiert, wie etwa Meinhof das Ur-Bantu, und noch wissen wir nichts Sicheres über ihr Verhältnis zu anderen Sprachsystemen. Merkwürdig unbeholfen

* Vgl. v. Luschan, Das Wurfholz in Neuholland und Ozeanien, aus der Bastian-Festschrift, Berlin, D. Reimer 1896 und F. Graebner, Australische Speerschleudern, Petermanns G. Mitt. 1912.

Digitized by Google

erscheint dem Laien das Zählen der Neuholländer; bei einigen Stämmen wird für drei *zwei und eins* gesagt und für vier *zwei und zwei*; daraus darf aber nicht geschlossen werden, daß die Leute da „nur bis 2 zählen können"; mit demselben Rechte könnte man den Deutschen und den Franzosen vorwerfen, daß sie nur bis 12 oder bis 16 zählen können, weil wir mit dreizehn und die Franzosen mit dixsept weiterzählen müssen; auch daß die Franzosen z. B. „4mal 20 und 10 und 9" sprechen müssen, wo wir mit 99 auskommen, würde dann als mangelhafte Fähigkeit, Zahlen zu bilden, gedeutet werden können. Im übrigen steckt das geistige Leben der Neuholländer für uns noch voll von Rätseln; ich habe 1914 in Melbourne einen alten Eingebornen persönlich kennengelernt, der jeder menschlichen Wahrscheinlichkeit nach keinen Tropfen weißes Blut hatte, aber doch völlig auf der Höhe unserer modernen Kultur stand und sich aus Liebhaberei mit Astronomie beschäftigte; auf der anderen Seite wird von den meisten Ethnographen mit aller Sicherheit behauptet, daß den von Europäern unbeeinflußten Neuholländern der Zusammenhang zwischen Kohabitation und Konzeption gänzlich unbekannt sei; rätselhaft ist auch die *mika,* jene merkwürdige chirurgische Operation, bei der durch Aufschlitzen eines großen Stückes der männlichen Harnröhre eine künstliche Hypospadie erzeugt wird; diese Operation ist über fast alle Stämme des fünften Kontinentes verbreitet, wird aber von den älteren Reisenden und Missionaren aus Prüderie meist nur mit zwei Worten als *terrible rite* flüchtig gestreift, so daß wir über den eigentlichen Zweck dieser seit fast einem Jahrhundert bekannten Operation noch bis auf den heutigen Tag ganz unwissend sind. Hermann Klaatsch wollte einmal erfahren haben, daß die so operierten Knaben dann wie Frauen benutzt würden; das ist aber seither von keiner Seite bestätigt worden und vielfach auf Widerspruch gestoßen.

Ganz besonders dürftig ist leider auch unser Wissen über die religiösen Vorstellungen der Neuholländer. So ist es eine dringende wissenschaftliche Pflicht, ihre gesamte geistige Kultur auf das allergründlichste zu studieren und restlos klarzulegen, ehe es hierzu für immer zu spät sein wird. Schon jetzt sind viele Stämme ganz ausgestorben, und die wenigen noch einigermaßen in ihren alten Organisationen erhaltenen werden ihnen zweifellos bald nachfolgen.

Im Anschluß an Australien ist wegen der räumlichen Nähe, also überwiegend aus einem rein äußerlichen Grunde, Tasmanien zu erwähnen; diese im Südosten von Neuholland gelegene ungefähr herzförmige Insel hat etwa die Größe von Schottland und ein dem von Südfrankreich

Digitized by Google

ähnliches Klima mit unvergleichlich schöner Landschaft sowie allen Voraussetzungen für eine große Bevölkerungsdichte und für volle Blüte der modernen Kultur. Leider ist aber die alteingeborene Bevölkerung schon vor zwei Menschenaltern ausgestorben, also zu einer Zeit, in der man sich der dringenden Pflicht, dahinschwindende Rassen ganz besonders sorgfältig zu studieren, noch nicht bewußt war. Unsere Kenntnisse über die alten Tasmanier sind daher von einer geradezu kläglichen Dürftigkeit.

Die Insel ist schon 1642 von Abel Tasman entdeckt, der sie nach dem damaligen holländischen Gouverneur von Indonesien, van Diemen, benannte. Volle 130 Jahre scheint sich dann niemand wieder um die Insel gekümmert zu haben, erst von 1772 an wurde sie von einzelnen europäischen Seefahrern wieder besucht, so vor allen 1777 von Cook; 1803 geschah die erste Ansiedlung in der Nähe des heutigen Hobart, und schon 1876 starb Lala Rookh = Trukaninni, die letzte ihres Stammes, während die Zahl der Eingebornen zu Beginn des 19. Jahrh. auf etwa 6000—8000 Seelen geschätzt worden war. Das Verhältnis zwischen den ersten Ansiedlern, die überwiegend Sträflinge waren, und den Eingebornen scheint von vornherein das denkbar schlechteste gewesen zu sein, so daß schon um 1820 der Plan auftauchte, die sämtlichen Eingebornen zu sammeln und nach einer kleinen im Süden von Tasmanien gelegenen Insel zu deportieren. Die Ausführung dieses Planes entbehrte nicht einer gewissen Komik, und noch heute erzählt man in Tasmanien und auch in Australien schmunzelnd von „Colonel Arthurs famous black war“ von 1824. Alle irgendwie abkömmlichen Weißen wurden in einer langen Kette längs der ganzen Nordküste der Insel verteilt und sollten, nach Süden vorrückend, die ganze Masse der farbigen Einwohner vor sich hertreiben und nach der Südspitze der Insel drängen, wo dann die Einschiffung erfolgen sollte. Das Resultat dieses gewaltigen Kesseltreibens war ein kleiner Junge von sechs oder acht Jahren; alle die Anderen waren, wie leicht zu verstehen ist, durch die weiten Maschen des Netzes entschlüpft.

Alles was sich gegenwärtig über das Aussehen und über die materielle Kultur sowie über die Sprache der alten Tasmanier ermitteln läßt, ist in mustergültiger Weise von Ling-Roth zusammengestellt worden, aber es reicht nicht aus, um uns eine auch nur einigermaßen befriedigende Vorstellung von diesen Leuten zu ermöglichen. Sicher ist nur, daß sie ihrem ganzen Habitus nach sich an die melanesisch-papuanische Bevölkerung etwa des Bismarck-Archipels anschlossen und mit den Neuholländern kaum viel gemein hatten. In einer leider von einer deutschen

Digitized by Google

Universität genehmigten Dissertation (Z. f. E. Bd. 42, S. 175 ff.) sucht der Verfasser, ein Deutschaustralier, H. Basedow, allerdings den Nachweis zu bringen, daß die Tasmanier „insular veränderte Neuholländer" seien. Aber eine solche Behauptung ist durchaus unhaltbar und wird schon durch das Haar der Tasmanier widerlegt, das genau wie papuanisches in engen Korkzieherspiralen gedreht ist, während die Neuholländer, soweit sie nicht etwa fremdes Blut abbekamen, ausgesprochen welliges oder leicht gelocktes Haar haben. Auch die uns erhaltenen Schädel der Tasmanier finden ihre nächsten Analogien ungleich mehr im westlichen Melanesien als in Neuholland. Was von der Sprache der Tasmanier auf uns gekommen, ist leider sehr dürftig und vor allem auch so ungeschickt aufgezeichnet, daß es bisher nicht möglich war, die Sprache mit einiger Sicherheit an eine andere anzugliedern.

Als Titelbild ist hier die Photographie der 1876 verstorbenen letzten Tasmanierin Trukaninni oder Lala Rookh gewählt, obwohl die Vorlage technisch durchaus nicht in jeder Beziehung einwandfrei ist; aber sie stammt aus dem Nachlasse Ferdinand v. Hochstetters, der sie noch zu ihren Lebzeiten in Neuseeland erworben hatte, ist also gut beglaubigt. Das Bild wäre ohne die europäische Kleidung zweifellos noch ungleich wertvoller, aber es gibt trotzdem den Typus der Urbevölkerung von Tasmanien besser wieder, als irgendeine mir bekannte andere Photographie. Außerdem aber vereinigt das Gesicht in wahrhaft wunderbarer Weise eine große Menge von Eigenschaften, die wir aus dem Gesichtsskelette des frühpaläolithischen Menschen, besonders aus dem des Schädels von La Chapelle aux Saints kennen und muß uns deshalb gleichsam als eine Rekonstruktion unseres ältesten Vorfahren von Wert sein. An Versuchen zu solchen Wiederherstellungen gibt es ja eine große Menge, aber sie sind mit alleiniger Ausnahme der Urmenschenfamilie von Gabriel Max alle wissenschaftlich ebenso verfehlt als künstlerisch unbefriedigend.

Digitized by Google

Kapitel II

AMERIKA

Fast so einfach wie der anthropologische Aufbau von Neuholland ist auch der des amerikanischen Doppelkontinentes. Unsere Großväter glaubten sogar an die absolute Einheit der Urbevölkerung von Amerika und bemühten sich, immer wieder von neuem hervorzuheben, wie z. B. irgendein Patagonier irgendeinem Sioux „zum Verwechseln gleiche". Mit solcher Art von Anthropologie könnte man allerdings zu jedem beliebigen Ergebnis gelangen, da es nicht schwer fällt, einzelne Indianer zu finden, die von einem einzelnen Japaner, einem einzelnen Malaien oder auch einem einzelnen Süddeutschen oder Slawen „gar nicht zu unterscheiden" sind. Tatsächlich erscheinen die Indianer bei oberflächlicher Betrachtung homogen und man könnte sich vorstellen, daß die hohen schmalen Nasen einzelner Prärie-Indianer und die da und dort zerstreut vorkommenden längeren Schädel „zufällige" lokale Varianten sind und nicht notwendig auf fremde Elemente zurückgeführt werden müssen. Sorgfältiges Eingehen auf die Einzelheiten führt aber doch zu der Überzeugung, daß Amerika von verschiedenen Seiten her besiedelt worden ist. Der Hauptstrom kam vermutlich aus dem nordöstlichen Asien und wohl zu recht früher Zeit, in der breite Landbrücken den Verkehr zwischen den beiden Kontinenten noch wesentlich einfacher machten, als er gegenwärtig schon durch die Kette der Aleuten und die vielen Inseln des seichten Bering-Meeres gemacht ist, wo heute noch Osten und Westen des Bering-Meeres eine in sich geschlossene einheitliche ethnographische Provinz bilden. Ebenso aber wissen wir, daß schon lange vor Kolumbus kühne Nordländer die Ostküste von Amerika erreicht haben, und es ist zum mindesten wahrscheinlich, daß auch diese schon Vorgänger gehabt haben und daß so die ersten Beziehungen zwischen Europa und Amerika sich im Dunkel grauer Vorzeit verlieren; so liegt es nahe, die große Statur und die hohen schmalen Nasen, die uns besonders in den Häuptlingsfamilien der Prärie-Indianer auffallen, auf nordeuropäischen Einfluß zurückzuführen.

Die Sprachen der amerikanischen Indianer sind zum Teil schon recht genau studiert, aber noch fehlt uns eine großzügige Darstellung ihrer Zusammenhänge unter sich. Daß die Sprachen einer ganzen Anzahl

Digitized by Google

von Völkern im nördlichsten Asien aus Amerika abzuleiten seien, scheint gegenwärtig fast die *communis opinio* der führenden Amerikanisten zu sein; ich kann das hier nur einfach registieren, muß aber ängstlich vermeiden, zu diesem Problem selbst Stellung zu nehmen, da ich mich auf diesem Gebiete ganz unsicher fühle und nicht recht einsehe, warum man die allerdings recht plausibel erscheinende Verwandtschaft gerade für eine Rückwanderung aus Amerika in Anspruch nimmt, statt sie auf eine wenigstens für den Außenseiter sehr viel einfachere Weise zu erklären.

In der amerikanischen Presse tauchen seit vielen Jahrzehnten mit einer gewissen an die Nachrichten von der Seeschlange erinnernden Regelmäßigkeit Berichte über Funde menschlicher Überreste aus der Tertiärzeit auf; aber bisher hat sich kein einziger dieser Funde als irgendwie beachtenswert erwiesen; die Schädel liegen alle, soweit sie überhaupt wissenschaftlich untersucht werden konnten und nicht von „Enten" stammen, durchweg innerhalb der Variationsbreite des modernen Indianers und machen auch äußerlich einen ganz rezenten Eindruck. Ebenso haben auch G. Schwalbe und ich, wie bereits früher erwähnt, Ameghinos „Diprothomo" als eine infantile Entgleisung abgelehnt, und nur ganz unbelehrbare Phantasten glauben bei uns heute noch daran, daß sich in Amerika aus kleinen Halbaffen ein menschenähnliches Wesen hätte entwickeln können. So liegt bis auf weiteres keinerlei Grund vor, die Urheimat des Menschen in Amerika zu suchen. Ganz im Gegenteil führt das Studium der aus amerikanischen Fundorten stammenden Steinwerkzeuge zu der Einsicht, daß der Mensch erst gegen das Ende der paläolithischen Zeit nach Amerika gekommen sein kann. In den dortigen Museen liegen Hunderttausende und vielleicht Millionen von neolithischen Steinwerkzeugen; nur sehr wenige würde man bei uns dem Ausgange des Paläolithikums zuweisen, und diese verschwindend seltenen, ganz vereinzelten Stücke roherer Art erscheinen primitiv, nicht weil sie älter sind, sondern nur weil ihr Material eine bessere Bearbeitung nicht zuließ. Nun ist es ganz unmöglich, sich ein Neolithikum ohne vorausgegangenes Paläolithikum zu denken, und ehe ein solches in Amerika greifbar nachgewiesen wird, werden wir auch alle Behauptungen von dem autochthonen Auftreten des amerikanischen Menschen unbeachtet lassen müssen.

Um so wichtigere Ergebnisse dürfen wir von der modernen Mythenforschung erwarten, besonders seit der müßige Streit um den Panbabylonismus jetzt zu verebben anfängt und die vergleichende Mythologie

Digitized by Google

sich wieder ernster und fruchtbarer Arbeit zuwendet. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß, wie Eduard Stucken in seinen „Astralmythen" (Leipzig, Pfeiffer 1907), soviel ich weiß, unwidersprochen, gezeigt hat, die nordamerikanischen Indianer einzelne Märchen und Sagen sowohl von Westen als auch von Osten her mitgebracht oder erhalten haben.

Aber auch für Südamerika liegt die Möglichkeit alter Zusammenhänge mit der übrigen Welt vor. Eine gegen die Jetztzeit sehr viel größere Antarktis scheint in einer weit zurückliegenden geologischen Epoche eine feste Landverbindung mit Südafrika ergeben zu haben, und auch für eine viel spätere Zeit ist die Möglichkeit einer Beeinflussung von Oceanien her nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Zahlreiche und weitgehende Übereinstimmungen in den körperlichen Eigenschaften, aber auch in der geistigen und materiellen Kultur beider Gebiete sind nicht leicht zu übersehen; so gleicht die polynesische *tiputa* durchaus dem peruanischen Poncho, die Quipus von Peru finden ihre Analogie in den Knotenschnüren auf den Marquesas, und es wäre leicht, ähnliche Zusammenklänge auf sprachlichem Gebiete sowie besonders auch in den religiösen und eschatologischen Vorstellungen aufzuzählen; aber bei keinem einzigen dieser scheinbar so greifbaren und naheliegenden Zusammenhänge ist die Möglichkeit bloßer Konvergenz* mit Sicherheit auszuschließen, und so wage ich auch diesem Probleme gegenüber nicht, mich persönlich festzulegen: Das Wort hat hier zunächst K. von den Steinen, der die Völkerkunde beider Gebiete — Oceanien und Südamerika — in vorbildlicher Weise beherrscht und der wie kein anderer berufen ist, in dieser Frage gehört zu werden. Ebenso sind aber auch die Arbeiten Erland v. Nordenskiölds sicher von großer Bedeutung für unser künftiges Wissen von den großen Zusammenhängen zwischen der alten und der neuen Welt. Eine schier unerschöpfliche Fundgrube sind dann die Schriften von Franz Boas und die zahlreichen Monographien über einzelne Indianerstämme, die in den seit 1879 regelmäßig erscheinenden „Annual Reports of the Bureau of American Ethnology" niedergelegt sind. In letzter Zeit hat eine schöne Untersuchung von Graebner von neuem die Aufmerksamkeit auf das Kalenderwesen der alten amerikanischen Kulturvölker gelenkt, für das Zusammenhänge mit Ostasien nahezu gesichert erscheinen.** In ähnlicher Art gewinnt jetzt auch sonst die Vermutung an Boden, daß die zunächst ganz unüberbrückbar er-

* Vgl. meine Abhandlung „Zusammenhänge und Konvergenz" in Mitt. d. Anthr. Ges. Wien Bd. 48, 1918, S. 1—117.

** Vgl. Fritz Graebner, Alt- und neuweltliche Kalender, Z. f E. 1920/21.

Digitized by Google

scheinende Kluft zwischen den primitiven Indianern und den amerikanischen Kulturvölkern im wesentlichen auf einer uralten, mehr oder weniger starken und mehr oder weniger oft wiederholten Beeinflussung aus Asien zurückgeht.

Auch die knappste Behandlung der Anthropologie von Amerika würde unvollständig sein, wenn da nicht auch der Neger gedacht würde, die als Nachkommen der meist aus Westafrika importierten Sklaven heute weit mehr als 10 % der gesamten Bevölkerung der Vereinigten Staaten ausmachen und in noch ungleich stärkerem Maße die weiße und die vorkolumbische Bevölkerung von Brasilien derart durchsetzt haben, daß es dort überhaupt kaum Familien ohne Negerblut gibt. Die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten habe ich 1914/15 während eines mehr als halbjährigen unfreiwilligen Aufenthaltes, den ich fast ausschließlich dem Studium der Farbigen widmete, einigermaßen kennengelernt; über die Ergebnisse dieser Arbeit hoffe ich, bald ausführlich berichten zu können. Einstweilen verweise ich auf meine vorläufige Mitteilung in der „Kol. Rundschau“ 1915 (S. 504—540) und kann mich hier ganz kurz fassen, obwohl die Negerfrage nicht nur für die Vereinigten Staaten von geradezu unheimlicher Bedeutung ist, sondern auch an sich zu den schwierigsten und interessantesten sozial-anthropologischen Problemen gehört, die jemals einen Staatsmann oder einen Gelehrten beschäftigt haben. Vor dem Gesetze sind seit dem Bürgerkriege Weiße und Farbige als freie Bürger der Union vollkommen gleichberechtigt, aber dabei gibt es drakonische Eheverbote und, besonders in den Südstaaten, drückende, schimpfliche und dem Ausländer manchmal geradezu lachhaft erscheinende Ausnahmevorschriften. Die gegen die Farbigen gerichtete Literatur füllt schon jetzt ganze Schränke und schwillt fortwährend weiter an. Dabei hat der unbeteiligte Europäer nicht selten den Eindruck, als ob einzelne Autoren sich lediglich an ihren sentimentalen Phrasen berauschten, ohne den wirklichen Ernst der Lage zu begreifen; diese Autoren meinen, daß jede Art von Verkehr zwischen Weißen und Farbigen an sich verbrecherisch sei und verfielen z. B. in Wut, als 1905 bekannt wurde, Präsident Roosevelt habe den damaligen geistigen Führer der farbigen Amerikaner, den Gründer der großen Schule von Tuskegee, Booker T. Washington, zu einem Frühstück ins Weiße Haus geladen; in Wirklichkeit war dieses Frühstück sehr harmlos; Booker T. Washington war ein hochbedeutender und innerlich durch und durch vornehmer Mann, und außerdem standen damals die Wahlen für Roosevelts zweite Präsidentschaft bevor, bei denen er ohne die Stimmen der Farbigen vermutlich unterlegen wäre — aber

Digitized by Google

Tafel I



Somali-Frau H. Umlauff phot.

Digitized by Google

Tafel 2





Somal-Männer
H. Umlauff phot.

Digitized by Google

über jenes Frühstück ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze Presse der Südstaaten, als ob nun das Ende der Union unmittelbar bevorstünde; auch dicke Bücher wurden ob dieses entsetzlichen Ereignisses geschrieben, flammende Proteste gegen den unerhörten Verrat. Als Probe dieser eigenartigen Literatur gebe ich hier in wortgetreuer Übersetzung einige Zeilen aus dem Buche „The Color-Line“ von W. B. Smith, einem im übrigen sehr begabten und mit Recht geschätzten Professor an der Tulane-Universität von Neuorleans:

„In dem Augenblicke, in dem die Schranke absoluter Trennung im Süden fallen würde, in diesem selben Augenblicke ist die Blüte seines Geistes für immer vernichtet, seine Zukunft für immer zerstört, das stolze Gebäude seiner Kultur zu Staub und Asche gesunken. Kein anderes Unglück, das den Süden befallen könnte, ist ausdenkbar, das sich mit den Gefahren der Vermischung vergleichen ließe. Feuer und Überschwemmung, Fieber, Hungersnot und Krieg, selbst Unwissenheit und Indolenz, all das kann der Süden überdauern und ertragen, solange nur sein Blut rein bleibt. Wenn aber einmal der Quickborn seines Lebens befleckt wird, dann ist alles verloren, auch die Ehre; so ist es dieses heilige Juwel seiner Seele, das der Süden mit den Augen eines Drachen bewacht, das er mit mehr als vestalischer Treue bewahrt, das er schützt mit einem Kreise von ewig brennenden Feuern. Dieser Geist ist das wahre Leben des Südens. Wer immer diesen Geist verletzte, würde einen Dolch in das Herz seines Herzens stoßen, und der Süden bäumt sich auf gegen ihn mit dem wütenden Instinkt der Selbsterhaltung.“

Das ist nun sicher sehr schön gesagt, und das englische Original, von dem meine nüchterne Übersetzung nur eine dürftige Vorstellung erwecken kann, erhebt sich vielfach zu wahrhaft dichterischem Schwung — aber im Grunde sind es doch nur poetische Phrasen im Stile von Gobineau oder H. S. Chamberlain. Die Wirklichkeit sieht völlig anders aus: Da ist besonders von „vestalischer Treue“ nur recht wenig wahrzunehmen; schon gibt es in der Union mehr als zwei Millionen Mischlinge, ihre Zahl nimmt fortwährend zu, und der bekannte „Tropfen“ farbigen Blutes kreist in manchen mit Recht hochangesehenen weißen Familien, oft ohne daß sie es selbst ahnen, und viele junge Leute, Männlein und Weiblein, erklären, besonders in den Südstaaten, ihr dunkles Haar, ihre schönen großen Augen, ihre schlanken Hände usw. mit dem Hinweise auf irgendeine alte spanische oder mexikanische Urgroßmutter. Wie sollte das auch anders sein! Es ist nun einmal eine feststehende Tatsache, daß manche Mischlinge mit Viertel- oder Achtelblut durch große körperliche Vorzüge aus-

Digitized by Google

gestattet sind, und ebenso gibt es viele Mischlinge, die ihren besonderen Stolz in die Verbindung mit Weißen setzen. Ich bin selbst weit davon entfernt, solchen Verbindungen das Wort zu reden, aber — *naturam expellas furca* . . . und „ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will"... So sind die schönsten Phrasen den physiologischen Tatsachen gegenüber machtlos.

Wie steht es aber in Wirklichkeit mit den moralischen Eigenschaften der Mischlinge; es gibt ein altes Sprichwort, unser Herrgott habe die weißen Menschen erschaffen und die Farbigen, aber der Teufel die Mischlinge. Nun ist zweifellos richtig und eigentlich von vornherein ganz selbstverständlich, daß ein vertrunkener Weißer, besonders wenn er nebenbei noch etwa Spieler, Morphinist und Luetiker ist, von einer farbigen Frau gleichen Kalibers keine Nachkommen erwarten darf, die ganz auf der Höhe unserer Kultur und Moral stehen. Es gibt leider nur allzu viele Verbindungen dieser Art, und ihre Früchte sind sicher sehr unerwünschte Mitbürger — aber es ist eine platte Albernheit, für den sozialen Wert solcher Mischlinge die anthropologische „Disparität" der Eltern verantwortlich zu machen. Pferd und Esel sind zweifellos systematisch und genetisch sehr viel weiter voneinander entfernt, als dies irgendwelche menschliche Gruppen sind, aber wir kennen alle die vorzüglichen Eigenschaften der Maultiere, und gerade die neuere deutsche Züchtungsliteratur ist voll ihres Lobes; auch darüber, daß Maultiere für viele Aufgaben, besonders in der Landwirtschaft, ungleich geeigneter und wertvoller sind, als Pferde, besteht kaum ein Zweifel. Damit soll ja nicht etwa gesagt sein, daß ein Mulatte an sich wertvoller sei als ein Weißer, aber es soll die törichte Fabel von der durch „Disparität" der Eltern physiologisch bedingten Minderwertigkeit der Mischlinge in das rechte Licht gestellt werden. Von einer durch Krankheit bedingten Minderwertigkeit braucht hier nicht gesprochen zu werden; diese trifft Weiße und Farbige wahllos und gleichmäßig, aber von der physiologischen Minderwertigkeit irgendwelcher Organismen wissen wir nachgerade, daß sie allein nur auf den individuellen schlechten Eigenschaften der Stammformen beruht — und diese müssen bekämpft werden. Die Tier- und Pflanzenzüchter, von denen unsere Staatsmänner auch sonst so unendlich viel lernen könnten, merzen alle Minus-Varianten schonungslos aus. Der moderne Staat wäre in einer ähnlichen Lage; aber er will gar nicht daran denken, seine Schwerverbrecher wirksam zu isolieren, viel weniger alle seine sonst moralisch minderwertigen Bürger, die Säufer und Spieler, die Morphinisten und Kokainschnupfer, die Diebe, Schieber und Hochstapler, die Perversen, die Epileptiker und

Digitized by Google

das ganze Heer der arbeitsunfähigen (in Wahrheit kranken und pflegebedürftigen) Vagabunden; der Staat will in der Regel nicht einmal erfahren, wie antisozial diese Elemente sind und wie leicht es wäre, wenigstens die künftigen Geschlechter von ihnen zu befreien.

Nun werden in der Union die Neger und erst recht die Mischlinge von vielen Autoren für an sich minderwertig und antisozial erklärt; deshalb sei es nötig, sie wie gefährliche Raubtiere auszurotten oder sie zum mindesten samt und sonders zu deportieren. Ein solcher Vorschlag ist infantil und aus vielen Gründen auch technisch ganz unausführbar, schon weil es bei sehr vielen notorischen Mischlingen gar keine Möglichkeit gibt, sie nach ihren Eigenschaften als solche zu erkennen und weil bei der dann ganz unvermeidlichen Schnüffelei nach Negerblut auch sehr viele Menschen von rein weißer Herkunft als „farbig“ bezeichnet werden würden. Im übrigen kann nicht entfernt davon die Rede sein, daß der Neger als solcher und an sich in moralischer oder intellektueller oder in irgendeiner anderen Hinsicht so abgrundtief unter dem Weißen stünde, wie oft behauptet wird; freilich wird auch der allerbeste Freund der Neger zugeben müssen, daß sich unter ihnen relativ mehr putzsüchtige, eitle und leichtsinnige Menschen finden als unter uns; ebenso ist es sicher richtig, daß es neben sehr zahlreichen kindlich liebenswürdigen Gemütern auch einzelne kindische und läppische Erwachsene gibt, aber wer von uns kennt nicht auch Europäer, die etwa einen frischen Kragen auf ein zerfetztes und schmieriges Hemd setzen oder funkelnde Lackschuhe über durchlöcherte Socken ziehen oder sich, was bei uns allerdings sehr viel seltener vorkömmt, als bei jenen, einen ganz gesunden Vorderzahn mit einer goldenen Kappe versehen lassen; aber das hängt mit der Mundpflege zusammen, die auch bei den sozial tiefsten Schichten der farbigen Bevölkerung ganz allgemein verbreitet ist, so daß es wohl fünf- oder zehnmal mehr mit Gold gefüllte Zähne bei den Farbigen gibt als bei uns; ebenso ist auch die Pflege der Augen und das Tragen von Brillen bei den Negern wesentlich häufiger als in den sozial gleichgestellten Schichten in Europa.

Schwerer wiegt allerdings ein anderer Vorwurf, der in der gegen die amerikanischen Neger gerichteten Literatur jetzt wohl die Hauptrolle spielt, das ist die angebliche Laxheit ihrer sexuellen Moral, von der manchmal gesagt wird, sie sei einfach „tierisch“; ich war eifrig bemüht gewesen, mich von allen irgendwie in dieser heiklen Frage orientierten amtlichen und anderen Personen unterrichten zu lassen und habe ermittelt, daß, wo da eine gewisse Laxheit besteht, sie fast durchweg in den sehr schlechten Wohnverhältnissen begründet ist, unter denen wirklich ein nicht ganz ge-

Digitized by Google

ringer Teil der farbigen Bevölkerung leidet; ich erfuhr aber auch, daß es in der Regel weiße Wucherer seien, die den Farbigen unzureichende Wohnstätten um teures Geld vermieten. Im großen und ganzen sei die sexuelle Moral der Neger nicht wesentlich laxer als die der Weißen in den gleichen sozialen Schichten. Bestialische Ausschreitung, besonders im Verkehr mit nahen Verwandten, sei keinesfalls häufiger als bei den Weißen. Mit diesen Angaben stimmen z. B. auch die Zahlen der amtlichen Statistik der Verurteilungen wegen Notzucht. So kamen 1904 (dem letzten Jahre, für das ich zur Zeit über amerikanische statistische Angaben verfüge) auf je 100000 Farbige 18 Verurteilungen wegen Notzucht, aber 19 auf ebenso viele Franzosen und Russen und 53 auf ebenso viele Italiener! Überhaupt ist die Kriminalität der Italiener, sowohl der in den Vereinigten Staaten als der in der Heimat lebenden, ganz ungleich größer als die der Neger und Mischlinge. Etwas weniger gut schneiden die Farbigen in der Syphilisstatistik ab, aber gerade diese läßt von Jahr zu Jahr eine sehr starke Abnahme der Erkrankungen erkennen. Auch wo immer der unbeeinflußte Beobachter sonst versucht, sich über die sozialen Verhältnisse der Farbigen in der Union zu unterrichten, überall kommt er zu dem Ergebnis, daß die gegen sie erhobenen Vorwürfe maßlos übertrieben sind; je mehr Einzelheiten da studiert werden, um so mehr gelangt man zu einer rückhaltlosen Anerkennung der geradezu großartigen Fortschritte, die von den Farbigen seit der Emanzipation von 1863 gemacht wurden. Im Laufe von nur zwei Generationen haben sie besonders auch ihr Schulwesen auf eine erstaunliche Höhe gebracht und unter anderen so viele Sonntagsschulen und verwandte Einrichtungen geschaffen, daß jetzt von je zehn Menschen vier eine Schule besuchen; dementsprechend ist in dieser Zeit auch die Anzahl der Analphabeten rapide gefallen, von 96 auf 10%, so daß sie gegenwärtig kleiner ist als die für Belgien und sehr viel kleiner als die für Rußland und Italien ermittelte Zahl, ganz zu schweigen etwa von Serbien, wo vor dem Kriege sogar 81 % Analphabeten gezählt wurden.

In ähnlicher Weise muß die allgemeine Kriminalität der Farbigen beurteilt werden; wo sie größer ist als die der Weißen, handelt es sich regelmäßig um Delikte, für die allein nur die sozialen Verhältnisse verantwortlich sind und für die Rasse oder Farbe nicht in Frage kommen können. Wer sich in Deutschland weiter über das Negerproblem in den Vereinigten Staaten unterrichten will, dem empfehle ich neben dem bereits erwähnten Buche von W. B. Smith und dem noch ungleich krasser übertreibenden Buche von R. W. Shufeldt (America's Greatest Problem, 1915) besonders das ausgezeichnete und völlig unparteiische Buch von Alfred Holt Stone

Digitized by Google

(Studies in the American Race-Problem, Newyork 1908), das eine reiche Fülle wichtiger Angaben enthält. Herr Stone, der selbst eine große Baumwollplantage am Mississippi besitzt, ist einer der besten Kenner der Farbigen und beurteilt ihre Lage durchaus nüchtern und ohne jede Sentimentalität; aber gerade deshalb muß man nebenher auch etwas von den absurden Übertreibungen und tönenden Phrasen kennenlernen, wie sie die eben erwähnten Bücher von Smith und von Shufeldt füllen.

Zum Schluß sei hier ein Wort von Expräsident Taft angeführt, der doch zweifellos einer der größten Staatsmänner ist, die die Union je hervorgebracht hat. Anläßlich einer Promotionsfeierlichkeit, der er als Vorsitzender des Aufsichtsrates der großen Schule in Hampton, Virginia,* beiwohnte, sagt er wörtlich, Hampton sei „ein Zentrum nationaler Entwicklung und nationalen Fortschrittes und sei die wichtigste Unterrichtsanstalt im ganzen Lande". Taft hat damit wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen und den in der Union allein möglichen Weg zu einer vernünftigen Lösung des Negerproblems gewiesen. Ganz im Sinne von General Armstrong und von Expräsident Taft betrachte auch ich selbst die kulturelle Förderung und Hebung der Farbigen als eine der wichtigsten und zugleich dankbarsten sozialen Aufgaben der Vereinigten Staaten.

Das letzte Ende der Negerfrage bleibt freilich für uns einstweilen noch in tiefes Dunkel gehüllt. Es gibt Anthropologen und einer meiner allerausgezeichnetsten Fachgenossen gehört zu ihnen, die annehmen, daß die amerikanischen Neger und Mischlinge im Laufe der nächsten Jahrhunderte von den Weißen völlig aufgeheiratet werden würden — d. h. mit anderen Worten, es würde eine Zeit kommen, in der es zwar keine Neger mehr in in der Union geben würde, in der aber jeder weiße Staatsbürger durchschnittlich ein Zehntel Negerblut hätte. Ich halte diese Lösung weder für besonders wahrscheinlich noch für sehr wünschenswert und denke eher an die Möglichkeit, daß ein Teil der Südstaaten einmal zu einer reinen Neger-Republik gemacht werden könnte, um den Rest der Union von unerwünschten Elementen ganz zu befreien. Aber über solche und ähnliche Lösungen mögen sich die Staatsmänner der Union den Kopf zerbrechen: Ich habe hier Tatsachen festzulegen und nicht mich in halt- und uferlosen Prophezeiungen zu ergehen.

* Über dieses großartige Institut und seine Gründung durch General Armstrong vgl. u. a. meine oben schon erwähnte Arbeit in der Kolonialen Rundschau 1915. Die Schule hat mehrere Tausend Schüler, ausschließlich Farbige, auch Indianer, und nur weiße Lehrer, während in Tuskegee nur farbige Lehrer unterrichten.

Digitized by Google

Inzwischen ist mir in den allerletzten Tagen auf dem Umwege über Spitzbergen (!) ein Ausschnitt aus dem „Aalesunds Avis", Nr. 88 vom 18. 4. 21, zugegangen, der von einer merkwürdigen Bewegung unter den amerikanischen Negern berichtet, an deren Spitze ein „schwarzer Moses, Se. Exzellenz Herr Markus Garvey" stünde. Ich habe keinerlei Möglichkeit, diesen Bericht zu prüfen, aber ich würde es für unrichtig halten, ihn ganz zu ignorieren. Dieser farbige Apostel erklärt, der Weltkrieg sei nur durch die Neger entschieden worden und ohne sie würde der deutsche Kaiser jetzt im Buckingham-Palast residieren. Die Neger hätten jetzt aber die Technik des modernen Krieges und den Massenmord kennengelernt und bald würden sie imstande sein, alle Weißen aus Afrika zu vertreiben und dort ein schwarzes Reich mit 400 Millionen Einwohnern zu gründen und auch eine schwarze Kirche mit einem schwarzen Christus. Daß dieser Herr Garvey trotz seinem schwarzen Christus nicht reiner Phantast ist, beweist, daß er schon eine große Zeitung und eine besondere Dampferlinie gegründet hat. Einstweilen hat er aber noch die gesamte farbige Geistlichkeit gegen sich und auch den jetzt unter den Farbigen mit Recht einflußreichsten Mann, den Redakteur der „Crisis", Dr. W. E. Burghardt Du Bois, einen durch seltene Energie und ganz ungewöhnliche Intelligenz ausgezeichneten Politiker, der niemals für utopische Schwärmerei zu haben war und alles Heil für seine Landsleute von deren kulturellen Hebung erwartet.

Digitized by Google

Kapitel III

AFRIKA

Wenden wir uns nun nach dem „dunklen Kontinent", der schon für das klassische Altertum das Land der Wunder war, aus dem immer wieder neue Überraschungen berichtet wurden, so sehen wir da eine große Menge von gänzlich verschiedenen Menschengruppen neben- und zwischeneinander wohnen, deren ursprüngliche Zusammenhänge noch vielfach ungeklärt sind. Die alten Ägypter hatten zwar schon sehr früh den Gegensatz erkannt, der sie von allen ihren Nachbarn trennte und hatten sogar in ihrer Schrift durch einen Bumerang als vorgesetztes Determinativ die Fremdvölker als solche gekennzeichnet; aber in den späteren Jahrtausenden hörte man wieder auf, sich der großen Unterschiede bewußt zu sein, die zwischen den eigentlichen „Negern" und den schlichthaarigen Nordafrikanern bestehen. So konnte noch 1879 Robert Hartmann, der damals als ein ganz besonders guter Kenner von Afrika galt, in aller Form versichern, daß der von Kairo nilaufwärts reisende Beobachter nicht wahrnehmen könne, wo der helle Ägypter aufhöre und wo der „Neger" anfinge. In diesem Sinne lehrte er auch die anthropologische Einheitlichkeit von ganz Afrika und stellte die uns heute schwer verständlich erscheinende Forderung auf, wir müßten „das Hamitentum als unbrauchbaren Kram beiseite werfen". Seither ist gerade das Studium der fremden Einflüsse in Afrika in den Vordergrund unserer Betrachtungen getreten, und gar erst die Erforschung der Hamiten, ihrer Heimat und ihrer Wanderungen, ihrer Ursprünge und Zusammenhänge ist heute fast das Um und Auf der afrikanischen Völkerkunde geworden.

Wenn auch im Eingange dieser Schrift von vornherein gesagt wurde, daß alle die verschiedenen menschlichen Gruppen in letzter Linie auf einen gemeinsamen und einheitlichen Ursprung zurückgehen, so würde es doch grundfalsch sein, wollte man mit R. Hartmann annehmen, daß der afrikanische Kontinent mit seiner „großartig einförmigen physischen Beschaffenheit" auch nur einen einzigen großen Stock der Menschheit in sich berge. Ganz im Gegenteil finden wir in Afrika große und kleine Menschen, dunkle und helle, kraus- und schlichthaarige, lang- und kurzköpfige, und diese alle nicht etwa geographisch oder politisch oder sprach-

Digitized by Google

lich scharf abgegrenzt, sondern an den Grenzen ihrer Verbreitungsgebiete meist in Panmixie mit ihren Nachbarn lebend und auch sonst durch vieltausendjährige Wanderungen derart miteinander gleichsam „verschränkt", daß es zahllose Mischformen gibt, und daß es nicht geringer Mühe, großer Sorgfalt und sehr verfeinerter Methoden bedarf, die alten Stammformen wieder zu isolieren.

Das gelingt zunächst am leichtesten mit den zwerghaft kleinen Buschmännern, die sich als Reste einer früher sehr viel weiter verbreiteten Urbevölkerung heute noch im Süden von Afrika, rings um die Kalahari-Wüste, erhalten haben; sie sind im Aussterben begriffen, aber meine Frau und ich waren 1905 noch in der glücklichen Lage, 41 wirkliche und, wie wir annehmen, ganz rassenreine Buschmänner untersuchen zu können. Unsere Messungen sind noch nicht im einzelnen veröffentlicht, ich habe aber die wesentlichen Ergebnisse unserer Arbeit in 15 Punkten zusammengefaßt, für die ich auf Z. f. E. Bd. 46, S. 155 ff. verweise. Wir waren damals ängstlich bemüht gewesen, aus unserer Beobachtungsreihe möglichst alle die Leute auszuschließen, die von Laien aus Unwissenheit und Gedankenlosigkeit als „Buschmänner" bezeichnet werden, nur weil sie im „Busch" leben oder weil sie irgendeine oder die andere Eigenschaft mit wirklichen Buschmännern gemein zu haben scheinen. Solche Irrtümer von Laien sind in früheren Zeiten auch reisenden Fachleuten verhängnisvoll geworden, da sie irgendwelche Eingeborne, die ihnen von ihren Gastfreunden und anderen Kolonisten als „Buschmänner" vorgeführt wurden, in gutem Glauben als solche untersuchten und registrierten. So ist zu verstehen, daß noch in den neuesten Handbüchern vielfach recht ungenaue Angaben über die Buschmänner enthalten sind. Besonders wird die Haarform meist ganz falsch beschrieben, indem man den Kopf mit kleinen Haarbällchen von Pfefferkorn- bis Erbsengröße (fil-fil der Araber) bedeckt sein läßt und dabei völlig übersieht, daß gerade das Haar der wirklichen Buschmänner eine sehr ausgesprochene Neigung hat, wenigstens an einzelnen Stellen der Kopfhaut (und auch am Mons Veneris) in der Kräuselung noch weit über die „Pfefferkörner" hinauszugehen und richtige Spiralen zu bilden, die bei einem äußeren Durchmesser von 1,5—2 mm bis zu 2 cm lang werden können und aus 10, 15 und mehr einzelnen Haaren bestehen, von denen jedes einzelne wie ein ganz genau gearbeiteter Korkenzieher in 5, 6 und mehr erstaunlich regelmäßigen Spiraltouren gewunden ist. Ich halte diese auffallenderweise von einigen meiner Vorgänger in Südafrika leider ganz übersehene Bildung der Haare für eines der wesentlichsten Kriterien des Buschmann-

Digitized by Google

typus und habe sie deshalb in der eben erwähnten Abhandlung auf S. 158 auch durch Abbildungen erläutert.

Eine nicht minder wichtige Eigenschaft des echten Buschmann ist seine ganz geringe Körperhöhe, die sich um rund 140 cm bewegt und innerhalb so enger Grenzen schwankt, daß ich Höhen von über 146 cm schon als außerhalb der typischen Variationsbreite des reinen Buschmann fallend betrachte und also Beimischung von fremdem Blut annehme. Ebenso wie durch ihre kleine Statur, den verhältnismäßig langen Rumpf bei kurzen Beinen*, durch die langen Haarspiralen, die ganz engen Lidspalten, die extreme Lordose oberhalb des Kreuzbeins und durch eine Anzahl von anderen somatischen Eigenschaften** sind die Buschmänner auch durch ihre ganz eigenartige Sprache von allen anderen Afrikanern schroff geschieden. Leider ist diese, wie es scheint, in mehrere Dialekte gespaltene Sprache noch nicht ausreichend studiert, so daß auch an dieser Stelle die dringende Bitte und Forderung ausgesprochen werden muß, hier energisch einzusetzen, ehe es hierzu für immer zu spät sein wird; von den wenigen noch lebenden Buschmännern haben einige in der Breakwater-Station, dem großen Zuchthause der Kapkolonie, schon ihre Muttersprache fast verloren und sprechen nur mehr Kapholländisch; immerhin würde gerade in der Breakwater-Station auch heute noch (genau wie vor einem halben Jahrhundert für Bleek) eine glänzende Gelegenheit zu Sprach- und Mythenstudien geboten sein. Gegenwärtig steht noch nicht einmal fest, ob wirklich die berüchtigten und für Europäer so schwer auseinanderzuhaltenden vielen Schnalzlaute die wesentlichste Eigenschaft der Buschmannsprache darstellen, oder ob nicht vielmehr ihre Grammatik sie noch viel entscheidender von allen anderen afrikanischen

* Das ist nun aber eine ausgesprochen kindliche Eigenschaft und bei R. Hartmann (Die Nilländer, Leipzig, Freytag 1884, Bd. 24 von „Wissen der Gegenwart") heißt es (anscheinend unter Bezug auf einen Brief von mir), er pflichte mir bei, wenn ich bei allen kleinwüchsigen Menschengruppen frühzeitigen Stillstand des Wachstums als eigentliche Ursache der geringen Körperhöhe annehme. „Es handelt sich also bei diesen Völkern keineswegs um einen Zwergwuchs im Sinne der pathologischen Anatomie, sondern um Vorgänge, welche sich zweifellos innerhalb der physiologischen Breite abspielen. Luschan möchte daher statt des allgemein beliebten Namens Zwergvölker die Herodotsche Bezeichnung Pygmäenstämme eingeführt sehen." Seither hat sich diese Bezeichnung ganz allgemein eingebürgert, aber es gibt immer noch Autoren, die pathologische Zwerge und rassenmäßige Pygmäen in ganz stumpfsinniger Weise verwechseln.

** Vgl. den von meiner Frau und mir 1905 in Johannesburg in ganzer Figur abgegossenen Buschmann, der im Berliner Museum für Völkerkunde ausgestellt ist und von dem körperlichen Habitus dieser primitiven Gruppe noch Zeugnis ablegen wird, wenn es längst keine lebenden Buschmänner mehr gibt.

Digitized by Google

Sprachen trennt. Friedrich Müller hat als nächste Verwandte der Buschmänner ihre Nachbarn, die Hottentotten, bezeichnet und seine Schule betet das noch heute gläubig nach. Nichts kann verkehrter sein, denn gerade diese beiden menschlichen Gruppen sind sowohl sprachlich als durch ihren Körperbau und durch ihre gesamte geistige und materielle Kultur durchaus voneinander verschieden; gemeinsam haben sie nur die zum Teil wohl durch die Umwelt bedingte helle Hautfarbe und — anscheinend — „die“ Schnalzlaute. Carl Meinhof hat aber gezeigt, daß diese bei den Hottentotten nur Lehngut und späte Erwerbung sind. So gibt es 7 oder 8 verschiedene Schnalzlaute in den Buschmannsprachen, 4 haben die Hottentotten übernommen und 2 sind sogar in einige Kaffernsprachen übergegangen. Aber die Kaffern können Schnalzlaute nur vor einem Vokal aussprechen, die Nama-Hottentotten auch vor einem *n*, *k* oder *x*, die Buschmänner aber nicht nur vor allen Konsonanten, sondern sogar auch vor anderen Schnalzlauten. Wie sehr die Schnalzlaute bei den Buschmännern zum lebendigen Sprachgut gehören, erhellt auch daraus, daß in ihren Tierfabeln noch weitere Schnalzlaute erscheinen, die nur dem Hasen oder dem Erdferkel in den Mund gelegt werden, in der menschlichen Rede aber nicht vorkommen.*

So müssen wir die Hottentotten trotz ihrer Schnalzlaute und trotz ihrer gelegentlichen Vermischung mit ihren nächsten Nachbarn doch von den Buschmännern anthropologisch gänzlich loslösen und werden denn auch bald sehen, daß sie ganz späte Einwanderer aus dem Norden sind, während die Buschmänner als die Reste der Urbevölkerung oder wenigstens einer sehr alten Bevölkerungsschicht von Afrika zu gelten haben.

Inzwischen ist in diesem Zusammenhange die sogenannte „Busch-

* Meinhof hat auch gezeigt, daß die Schnalzlaute als Konsonanten aufzufassen und in velare, palatale, laterale, dentale und labiale zu scheiden sind. Ein anderer Autor glaubt gefunden zu haben, daß sie einem durch das extrem trockene Klima bedingten Bedürfnis entsprungen seien, mit einem möglichst geringen Aufwand von Exspirationsluft zu sprechen. Ich habe aber mehrfach Buschmänner in sehr langer Unterhaltung so laut schnattern und schnalzen gehört, daß mir eine solche Vorstellung des „Sparens mit Luft“ sehr wenig plausibel erscheint. Wir werden die Schnalzlaute also bis auf weiteres als eine spezifische Eigenschaft der Buschmannsprachen betrachten, ohne etwas über ihr Warum und Woher zu wissen; im übrigen entstehen einzelne Schnalzlaute auch bei Inspiration, nicht nur bei der Exspiration; die Möglichkeit einer Ersparnis von Luft ist also nicht von vornherein ganz abzulehnen. Auch die übliche Scheidung von Vokalen und Konsonanten ist rein konventionell: Akustisch sind nicht nur die Umlaute und Diphthonge, sondern auch M, N, L, R und sämtliche Dauergeräusche, wie F, V, W, S und Sch Vokale oder Selbstlaute, Mitlaute dagegen nur jene, bei denen ein Verschluß gesprengt wird (Explosivlaute); die Schnalzlaute sind also Konsonanten im engsten Sinne des Wortes.

Digitized by Google

mann"-Kunst zu erwähnen: In ausgedehnten Teilen von Südafrika sind seit mehreren Generationen Malereien in Erdfarben und auch richtige Petroglyphen bekannt, die ganz allgemein auch von den Fachleuten den Buschmännern zugeschrieben werden. In Deutschland stützte man sich dabei hauptsächlich auf die Autorität von Gustav Fritsch, der in seinem grundlegenden Buche über die Eingebornen Südafrikas (Breslau 1872) gute Abbildungen solcher Kunstwerke veröffentlichte, sie ohne weiteres den Buschmännern zuschrieb und sich dabei nur wunderte, wie ein Volk „im Zustande der Verkommenheit, im Verzweiflungskampfe für seine Existenz gegen Mensch und Tier eine Kunst betreiben sollte, welche es im Zustand der behaglichen Ruhe und des Lebensgenusses vernachlässigte." Fritsch rühmt bei diesen Malereien die scharfe Auffassung und das treue Gedächtnis für die Formen, welche zuweilen mit bewundernswürdig sicherer Hand wiedergegeben sind." Während die Bantu nur in seltenen Ausnahmefällen es zu steifen und grotesken Tiergestalten bringen, haben die „Buschmänner" die Wände von Höhlen, die glatten Flächen von überhängenden, gegen Wind und Regen geschützten Felsen und flach umherliegende Blöcke mit Figuren förmlich bedeckt. Auf einem Höhenzug bei Hope-Town sah Fritsch auf derartigen Steinen Tausende von verschiedenen Tiergestalten, oft 20 und mehr auf einem Block.

Weniger durch natürliche Verwitterung und durch das Vorüberstreifen von Tieren als infolge von mutwilliger Zerstörung durch Farbige und Weiße, Kinder und Erwachsene ist die große Mehrzahl der heute noch erhaltenen „Buschmannmalereien" so bedroht, daß, wenn die Verhältnisse sich nicht ändern, ihr vollständiger Untergang in absehbarer Zeit bevorsteht. So ist es ein Glück, daß in den südafrikanischen Museen im ganzen wohl gegen 100 Kopien solcher Malereien erhalten sind, von denen ich die besten Stücke 1905 für Berlin kopieren ließ. Originalmalereien dieser Art sind nur in wenigen ganz seltenen Ausnahmefällen in ein Museum gerettet worden, darunter zwei in das Berliner Museum für Völkerkunde; hingegen sind ausgezeichnete Proben von Petroglyphen in das Museum von Pretoria gelangt, eine große Sammlung von solchen durch Holub nach Wien und eine kleinere, aber auserlesen schöne Sammlung durch meine Reise von 1905 auch nach Berlin. Damals sah ich in Johannesburg auch ein großes Konvolut von Pausen, die auf Herrn G. W. Stow zurückgehen und als seine Originalkopien gelten, nach denen die großen farbigen Blätter hergestellt wurden, die Miß Lucy C. Lloyd aus seinem Nachlaß erworben hat; ebenso haben sich auch zwei andere

Digitized by Google

Damen, Miß Helen Tongue und Fräulein Dorothea Bleek, eine Tochter des berühmten Sprachforschers, gleichfalls mit der Sammlung von Buschmannzeichnungen und Petroglyphen beschäftigt, die sie inzwischen veröffentlicht haben.

Weiter ist es mir durch eine reiche Zuwendung aus der Rudolf-Virchow-Stiftung 1906 möglich gewesen, zwei deutsche Landsleute, die Herren Posselt und Terno, zu einer Expedition in das Tal des Tugela und seiner Nebenflüsse unweit der Grenze zwischen der Oranje-River-Colony und Natal zu veranlassen, als deren Ergebnis 23 vollendet schöne und durch gleichzeitig angefertigte Photographien genau kontrollierbare Aquarellkopien in das Berliner Museum gelangten. Die wichtigsten dieser „Buschmann"-Malereien sind in der Z. f. E. 1908, S. 656 ff. beschrieben und teilweise auf bunten Tafeln abgebildet. Eine der schönsten bisher aus Südafrika bekannt gewordenen Malereien dieser Art, die hier, Tafel 6, nach Stow wiedergegebene Straußenjagd, hat auch Weule auf dem Umschlage seines Kosmos-Heftes „Die Kultur der Kulturlosen" farbig reproduziert. So verfügen wir nun über eine große Anzahl zuverlässiger Wiedergaben und können diese angebliche Buschmannkunst auch in Europa genau studieren. Ich selbst habe schon 1908 (Z. f. E. S. 683) auf die „höchst auffallende und fast rätselhafte Ähnlichkeit" hingewiesen, „welche diese Buschmannzeichnungen mit den prähistorischen Kunstwerken haben, die wir jetzt aus paläolithischer Zeit in Westeuropa kennenzulernen anfangen." Dieser Hinweis fand zunächst keinen guten Boden; auch Autoren, denen ich ein besseres Urteil zugetraut hätte, betonten die stilistische Kluft, die zwischen den beiden Gruppen von Kunstwerken klaffe, und andere hoben den „ungeheueren" Zeitunterschied hervor, der zwischen den doch „eigentlich nahezu rezenten Buschmannmalereien" und der vielleicht um rund hundert Jahrtausende älteren Höhlenkunst von Altamira bestünde. Ich selbst habe nun niemals einen solchen stilistischen Unterschied wahrnehmen können und ebenso habe ich niemals an einen so ungeheuerlichen Zeitunterschied zwischen der südafrikanischen und der spanischen Höhlenkunst geglaubt.

Denken wir jetzt ernsthaft über das Problem nach, so stellt sich zunächst heraus, daß es durchaus nicht nötig ist, die südafrikanische Kunst für ganz jung zu halten. Nichts hindert uns, ihr ein Alter von vielen Jahrhunderten und vielleicht von einigen Jahrtausenden zuzuschreiben; in dieser Beziehung ist besonders eine Malerei bemerkenswert, die ich in Blomfontein für das Berliner Museum kopieren ließ; auf ihr sind Pferde und Europäer mit Flinten dargestellt, die vielleicht in das frühe 18. Jahr-

Digitized by Google

hundert gehören, aber gerade diese eine Malerei fällt stilistisch völlig aus der Reihe der übrigen heraus, macht einen durchaus infantilen Eindruck und kann daher in keiner Weise für die Datierung der anderen südafrikanischen Malereien herangezogen werden. Und ebenso sind die Leistungen der heutigen Buschmänner, wenn man ihnen ein Blatt Papier und einige bunte Stifte in die Hand gibt, von einer geradezu erbärmlichen Minderwertigkeit, die einen Vergleich mit der ihren Voreltern zugeschriebenen Höhlenkunst durchaus ausschließt.

Ebenso aber ist inzwischen die Datierung der spanischen Höhlenmalereien als paläolithisch ganz hinfällig geworden; so kennt man jetzt aus einer neu entdeckten Höhle Malereien, die Hugo Obermaier und Paul Wernert in ihrem schönen Buche „Las pinturas rupestres del Barranco de Valtorta, Madrid, Museo nacional de C. naturales, 1919“ veröffentlicht haben. Da wimmelt es von Leuten mit Pfeil und Bogen, die also unbedingt und mit voller Sicherheit in das Neolithikum zu setzen sind. In Spanien aber kann das Neolithikum gut bis in Zeitperioden hinauf gereicht haben, die im nahen Osten schon als historisch gelten müssen. Stilistisch aber stimmen gerade einige dieser neuen von Obermaier und Wernert veröffentlichten Malereien derart mit den südafrikanischen überein, daß auch ein guter Kenner sie nicht alle herausfinden könnte, wenn man sie ihm mit afrikanischen gemischt vorlegen würde. Andererseits mehren sich jetzt die Berichte über Höhlenmalereien und über Petroglyphen in Spanien und im westlichen Nordafrika, die mit den südafrikanischen derart übereinstimmen, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen ernsthaft in Betracht gezogen werden muß — trotz der anscheinend so großen und unüberbrückbaren räumlichen Entfernung und trotz des angeblich „unermeßlichen“ zeitlichen Abstandes; daß der letztere nicht so groß angenommen zu werden braucht, ist oben bereits erörtert worden, aber auch die räumliche Entfernung darf uns nicht beunruhigen. Wanderungen über ähnlich große und über noch sehr viel größere Entfernungen erscheinen der heutigen Völkerkunde in keiner Weise erstaunlich. Wissen wir doch, wie z. B. der hethitische Zopf des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sich nicht nur in Vorderasien bis auf den heutigen Tag erhalten hat, sondern auch bis nach China gewandert ist, und wie ebenso der zusammengesetzte Bogen der alten Ägypter quer durch ganz Asien und über die Inseln der Bering-See nach Nordwestamerika und bis nach dem nördlichen Kalifornien verfolgt werden kann.

Einige typische südafrikanische Malereien, eine Petroglyphe und eine

Digitized by Google

Malerei aus einer spanischen Höhle sind hier auf Tafel 6 und 7 zusammengestellt.

Genau so wie mit der südafrikanischen Kunst scheint es sich auch mit den durch eine durchbohrte Steinkugel beschwerten Grabstöcken der Buschmänner zu verhalten. Tatsächlich pflegen einige Buschmannfrauen noch heute den zugespitzten und in Feuer gehärteten Stock, mit dem sie nach Wurzeln graben, mit einer etwa kindskopfgroßen, roh zugeschlagenen durchbohrten Steinkugel zu beschweren; das hat schon Gustav Fritsch festgestellt; Rudolf Pöch hat davon eine kinematographische Aufnahme gemacht, und eine in solcher Weise grabende Frau ist sogar in Golddruck auf dem Leinwanddeckel des 1911 erschienenen Buches „Bushman Folklore" von W. Bleek und J. C. Lloyd auf die Nachwelt gebracht worden. Völlig gleichartige Steine sind aber vielfach auch nördlich vom Sambesi ganz oberflächlich gefunden und galten eine Zeitlang als ein völlig einwandfreier Beweis dafür, daß das Gebiet der Buschmänner sich vor verhältnismäßig nicht einmal langer Zeit auch weit über den Sambesi hinaus erstreckt habe. In der Z. f. E. Bd. 31, 1899, Verh. S. 189 habe ich sogar ein ganzes Bündel solcher Steinkugeln veröffentlicht, das, mit einem großen Stück eisernen Spatengeld zusammen verschnürt, in Kawende gefunden worden war. Auch diesen Fund konnte man schließlich noch als einen Beleg für die früher ungeahnt weite Verbreitung der Buschmänner auffassen, ebenso wie ich damals selbst auf das Vorkommen echter Pygmäen in dem Kawende benachbarten Urundi hingewiesen habe. Das ist jetzt ganz hinfällig geworden, da wir inzwischen gelernt haben, daß solche Kugeln noch heute bei den Somal in täglichem Gebrauch sind und daß sie zum ständigen Arbeitsgerät der abessinischen Bauern gehören. So ist nun eine lückenlose Verbreitung dieser durchbohrten Steinkugeln von Abessinien bis hinab zum äußersten Süden von Afrika festgestellt und ebenso liegt es nahe, anzunehmen, daß sie ursprünglich da zu Hause sind, wo sie noch heute in großer Menge im täglichen Gebrauche sind und daß sie zu den Buschmännern nur ganz sekundär und in zufälligem Zusammenhange mit den großen hamitischen Wanderungen gelangt sind. Völlig parallel damit könnte man also auch annehmen, daß die sogenannte „Buschmann"-Kunst ursprünglich aus Nordafrika stammt, mit der Altamira-Kunst und irgendwie vielleicht auch mit der ältesten Kunst Ägyptens zusammenhängt und im Laufe der Jahrtausende mit den Hamiten bis nach Südafrika gelangt ist. Daß es im tropischen Afrika vielfach ausgedehnte Landstrecken ohne Höhlenmalerei und ohne Petroglyphen gibt, kann

Digitized by Google

kaum als Gegengrund angeführt werden, schon weil diese Kunstleistungen naturgemäß an das Vorhandensein von Höhlen, überhängenden Felswänden und glatten Steinflächen gebunden sind.

* * *

So haben wir es also in Südafrika mit zwei voneinander durchaus verschiedenen Stämmen zu tun: Die einen Jäger, zwerghaft klein und fast autochthon, die anderen Hirten, von der Größe der Südeuropäer und erst verhältnismäßig spät eingewandert; gemeinsam ist ihnen wenig mehr als die dem kühlen Klima entsprechende helle Hautfarbe.

In lebhaftem Gegensatz zu diesen beiden zusammen kaum etwa rund 90000 Seelen starken, also numerisch fast verschwindenden und nur wissenschaftlich interessanten Gruppen heller Südafrikaner, den Buschmännern und den Hottentotten, steht die kompakte Masse der großen dunklen Stämme, die von der Südspitze von Afrika hinauf bis über den Äquator ausgebreitet, gegen 30 Millionen unter sich scheinbar nahe verwandter Menschen einschließt, die als Bantu zusammengefaßt werden, weil einige von ihnen sich selbst so (d. i. „Menschen“) nennen. Die meisten von ihnen sind durch sehr dunkle Töne von Haut-, Augen- und Haarfarbe ausgezeichnet, sowie durch mittellange Schädel, schmale Stirne, breites Gesicht mit breiter und flacher Nase, durch ein stark vorgeschobenes Kaugerüst, wulstige Lippen, schmale Hände, sehr schmale Becken und vorspringende Fersenbeine. Rein geographisch, aber oft auch nach ihrer Sprache und ihrer materiellen und geistigen Kultur, pflegt man sie in verschiedene Gruppen zu teilen, unter denen die Zulu- und anderen Kaffern, die Sambesi-Stämme, die Marutse und Lunda und die Nyassa-Völker die wichtigsten sind, sowie weiter nördlich die Ostafrikaner, die Kongo-Völker und die Stämme von Nieder-Guinea; man unterscheidet bei ihnen an die dreihundert verschiedene Sprachen und Dialekte, die aber unter sich nahe verwandt und vor allem durch eine gleichartige Grammatik und durch übereinstimmende Lautgesetze eng verbunden sind, wie Carl Meinhof erkannt hat; ihm ist es auch gelungen, weit zurück in die Vorzeit dieser schriftlosen Sprachen vorzudringen und gleichsam das Ur-Bantu zu rekonstruieren, das sich zu den heutigen Bantu-Sprachen genau so verhält, wie das Lateinische zu seinen Tochtersprachen. Aber auch zahlreiche Sprachen von Ober-Guinea gehören mehr oder weniger noch in den Kreis des Bantu, und schon fast vor einem Jahrhundert hat Prichard die Übereinstimmung des Temne mit dem Bantu erkannt; Spätere haben das auch für Tschi und Scherbro nachgewiesen und auch

Digitized by Google

das Wolof als bantuähnlich bezeichnet. Gegenwärtig spricht man besonders für die Niger- und Benuë-Länder vielfach von „bantoiden“ Sprachen und von „Semibantu“, leider ohne diese Begriffe scharf gegeneinander und gegen die eigentlichen Bantu-Sprachen abzugrenzen. Wirkliche Ordnung ist da erst von dem auf breitester Basis aufgebauten Buche von Bernhard Struck zu erwarten, dessen Veröffentlichung nahe bevorsteht. Einstweilen tut man gut, mit Westermann ganz neutral nur von „sudanischen Klassensprachen“ zu sprechen, was klar zum Ausdruck bringt, daß eine der wesentlichsten Eigenschaften des Bantu, die Klassengruppen, auch in einigen Sudân-Sprachen erscheinen.

Aber auch unter sich sind die Bantu, oder richtiger gesagt die eine Bantu-Sprache redenden Afrikaner, lange nicht so einheitlich, als man sich früher eingeredet hat. Neben dem oft sehr primitiven Hackbau findet sich bei vielen Stämmen eine hochentwickelte Viehzucht; besonders die Herero sind fast fanatische Züchter von Rindvieh, so daß man ihnen „Boomanie“ vorwirft. Neben bienenkorb- und kegelförmigen Rundhütten kommen auch viereckige Häuser mit spitzem Dach vor, und im abflußlosen Gebiet von Ostafrika die Temben, viereckige Häuser mit flachem Dach, die O. Baumann in ganz unverständiger Weise sich bemüht hat, aus der einheimischen Rundhütte abzuleiten, während ihr Zusammenhang mit den flachen Dächern in Ägypten, in Arabien und in Vorderasien doch ganz offenkundig zutage liegt.* Auch somatisch sind die Bantu durchaus nicht einheitlich; in meinem Beitrage zu Meinhofs Buch „Die Sprachen der Hamiten“ (Hamburg 1912) habe ich auf 11 Tafeln eine ganze Anzahl verschiedener afrikanischer Typen veröffentlicht, auf die ich hier verweise; auf Tafel 10 unten ist eine Zulufrau abgebildet, die ein so schmales Gesicht und eine so schmale hohe Nase hat, wie nur irgendeine europäische Dame, und ebenso kommen Leute mit sehr heller Haut und dünneren Lippen im ganzen Gebiete der Bantu gar nicht selten zur Beobachtung, ohne daß es in jedem einzelnen Falle möglich wäre, etwa rezente europäische Blutmischung zur Erklärung heranzuziehen. Ganz besonders auffallend ist aber das gruppenweise Vorkommen ganz fremdartiger Typen mitten unter der großen Masse gewöhnlicher Bantu; so fallen z. B. die Angehörigen der Herrscherfamilie bei den Hähä ganz aus der Reihe ihrer Untertanen heraus und haben mächtig große, völlig orthognathe Schädel,

* Vgl. meine „Beiträge zur Ethnographie des abflußlosen Gebietes von D. O.-A.“ im Anhange zu W. Werther, Die mittleren Hochländer des nördlichen D. O.-A. Berlin, Paetel, 1898, S. 347.

Digitized by Google





Massai-Mann
v. Luschan phot. 1896

Digitized by Google







Oben: Sultan Kissilerobo von Mpororo (Ostafrika)
Unten: Derselbe und sein Neffe
Dr. M. Weiß phot.

Digitized by Google

auf die jeder europäische Denker stolz sein könnte; ebenso leben in Urundi und Ruanda, am reinsten in Mpororo, als Herrscher über Bantu die Bahima und die Watussi, hamitische Adelsgeschlechter, die ihren alten körperlichen Typus in wunderbarer Weise rein erhalten haben, obwohl sie sprachlich vernegert sind.

Nördlich von den Bantu finden wir von der atlantischen Küste bis zum Nil zahlreiche Stämme von anderen Afrikanern, die man am besten als „Sudân-Neger" zusammenfaßt. Von den Dinka, Schilluk, Nuêr, Bari usw. im Osten bis zu den Völkern am Niger und am Senegal finden sich überall einzelne gemeinsame Züge, bald in den körperlichen Eigenschaften, bald in der geistigen oder materiellen Kultur, bald in den Sprachen, die, so groß auch oft die Unterschiede im Gesamtbild erscheinen, doch eine Zusammenfassung rechtfertigen. Besonders eigenartig sind die sprachlichen Verhältnisse im westlichen Sudân, an denen lange Zeit hindurch jeglicher Versuch zu einem ernsthaften Begreifen scheiterte, bis der geniale Westermann in einer glücklichen Stunde erkannte, daß es sich um einsilbige Sprachen handle wie im Chinesischen.* Wie dort herrscht in den Sudân-Sprachen auch ein kompliziertes System von Tonhöhen, und dieselbe Silbe hat völlig verschiedene Bedeutung, je nachdem sie einen mittleren oder hohen oder tiefen, einen ansteigenden oder abfallenden Ton hat. Mit dieser fundamentalen Wichtigkeit der Tonhöhen steht auch die besonders in Westafrika so allgemeine Verbreitung der Trommelsprache in Zusammenhang und die Möglichkeit, sich durch Trommeln sowie durch abgestimmte Glocken und Hörner genau wie durch richtige drahtlose Telephonie über große Entfernungen anstandslos zu verständigen.

Die anthropologische Stellung dieser Sudân-Neger ist gegenwärtig noch unklar; sie kann mit einiger Aussicht auf Erfolg nur zusammen mit der ihrer nördlichen Nachbarn studiert werden.** So gelangen wir zu den alten Ägyptern, den Berbern, einem großen Teil der Abessinier, zu den Galla und Somal sowie zu den Masai, die alle zunächst sprachlich zueinander gehören, aber auch somatisch und in ihrer materiellen Kultur vielfach unter sich übereinstimmen. Die Linguisten fassen sie jetzt als

* So heißt z. B. im Ewe: Küche: *nu-da-we* = etwas kochen Platz. Westen: *yelo-do-we* = Sonne setzen Platz. Zimmer: *Xo-me* = Haus Inneres und „Dieses Zimmer": *Xo-sia-me* = Haus dieses Inneres.

** Für die Technik derartiger Untersuchungen gibt eine eben erschienene Monographie von Bernhard Struck, „Somatische Typen und Sprachgruppen in Kordofan. Ein Beitrag zur Methodik der Typenanalysen" (Zeitschr. f. Ethnologie, 1920/21 S. 129 bis 170) ein glänzendes Beispiel.

Hamiten zusammen, und auch die physische Anthropologie tut gut daran, Begriff und Wort festzuhalten, mit allerhand Vorbehalten freilich, die ja auch für die Linguistik ganz selbstverständlich sind; wir wissen, daß schon die alten Ägypter somatisch nicht ganz einheitlich und vor allem auch mit etwas vorderasiatischem Blut durchsetzt waren; die Berber sind mit europäischem, mit semitischem und mit Negerblut gemischt, die Abessinier, die Galla und Somal mit afrikanischem und arabischem, die Masai mit Bantublut, aber deshalb ist es zum Verständnis dieser ganzen Gruppe doch unumgänglich, zunächst das in den Vordergrund zu stellen, was ihnen allen gemeinsam ist — und das sind eben hamitische Eigenschaften; diese sind nicht etwa gleichmäßig über das ganze große Gebiet verteilt; einzelne reichen noch weit über die eigentlichen Grenzen des Hamitentums hinaus, so läßt sich hamitische Grammatik bis nach dem äußersten Süden von Afrika, bis zu den Hottentotten verfolgen, bei denen männliche Worte auf *b*, weibliche auf *t* oder *s* enden, genau wie bei den Bedja und wie vor Jahrtausenden bei den alten Ägyptern, bei denen auch die weiblichen Worte auf *t* oder *s*, die männlichen auf *p* oder *f* endeten.* Ebenso läßt sich die altägyptische Spiralflechttechnik mit völliger Sicherheit durch ganz Afrika hindurch bis hinab zu den Ovambo verfolgen, und auch das ägyptische Rind finden wir bei den Hottentotten und den Herero wieder, während sonst, besonders in Ostafrika, aus Indien stammende Buckelrinder überwiegen. Nicht minder wichtig sind die somatischen Übereinstimmungen; so liegt es nahe, bei einzelnen besonders hellen, langköpfigen und schmalgesichtigen Zulu, bei manchen Hottentotten und erst recht bei den schönen großen Schädeln der Quawa-Dynastie in Uhähä an altes hamitisches Blut zu denken, wenn auch vielleicht in einzelnen Ausnahmefällen rezente Vermischung mit Europäern nicht immer mit voller Sicherheit auszuschließen sein sollte. Ganz besonders lehrreich sind aber die vielen rein hamitischen

* So ist im Hott.: ̄*koi-b* = Mann, *koi-s* = Frau, *hâ-b* = Hengst, *hâ-s* = Stute, wobei *hâ-s* ursprünglich nicht einmal hottentotisch ist, sondern = engl. *horse*. Derartige Entleihungen sind ethnographisch oft sehr interessant und lehrreich; so bilden selbst die schriftkundigen Araber von dem europäischen Worte *doctor* einen Plural *dekatir*, und von *journal* einen Plural *geranil* für „Zeitungen". Ja das Andenken an Heinrich Brugsch lebt noch heute in der Pluralform *beragtsch* fort, mit der die Eseljungen in Kairo die jungen Ägyptologen bezeichnen. Es ist nicht immer leicht, solche Zusammenhänge zu erkennen, so heißt ein Maiskolben an der Loangoküste *dissa*, wobei, wie Max Buchner berichtet (Die Ambakisten, Z. f. E. 1915), *di* ein Singularpräfix ist und dem Pluralpräfix *ma* entspricht, während die Neger für unser Mais aus dem portugiesischen *maiz* (oder aus *missir* = Ägypten) *massa* gebildet haben und dann für den einzelnen Kolben grammatikalisch richtig *dissa* sagen können.

Digitized by Google

Typen unter den Bahima, die freilich nur Bantu sprechen.* Das geht durchaus gegen die allgemeine Schulregel für das, was geschieht, wenn irgendwo Leute in größerer Zahl auswandern und in einer fremden Umwelt eine neue Heimat finden. Wenn sie auch überwiegend jung und kräftig sind und den Durchschnitt ihrer zurückgebliebenen Stammesgenossen geistig und körperlich überragen, so haben sie doch meist die Brücken hinter sich abgebrochen, können sich nicht auf ein stammverwandtes Hinterland stützen und befinden sich den alten Bewohnern des Landes gegenüber in der Minderheit; sie vertragen das ihnen ungewohnte neue Klima nicht so gut wie diese, und vor allem, sie haben wenig oder vielleicht gar keine Frauen mit sich gebracht: All das muß gesetzmäßig dazu führen, daß früher oder später, je nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, nach Jahrhunderten oder nach Jahrtausenden, die Einwanderer sich in ihren körperlichen Eigenschaften der älteren Bevölkerung annähern — aber nur in ihren körperlichen, nicht in ihren geistigen Eigenschaften, denn diese werden von der neuen Umwelt nur wenig oder gar nicht beeinflußt; da siegt gesetzmäßig die bessere Sprache, die bessere Grammatik, die bessere Religion und, soweit eine solche überhaupt in Frage kommt, auch die bessere Schrift.

Ganz abweichend von dieser Regel haben nun die Bahima und ihre Verwandten ihren alten hamitischen Typus erstaunlich treu erhalten, erscheinen aber sprachlich vernegert. Es ist nicht leicht, das zu verstehen, und erst neuerdings hat Meinhof (Z. f. Kolonialsprachen IX. S. 127) versucht, das in der Art zu erklären, „daß die geistigen Väter der Bantu eben nicht ‚Neger‘, sondern ‚Prähamiten‘ waren, deren Nachkommen in den Herrenfamilien, d. h. den Hima, sich noch heute anthropologisch nachweisen lassen. Den Zusammenhang der Bantu-Grammatik mit den Hamiten-Sprachen kann ich eben nicht mehr leugnen.“ Ein solcher Zusammenhang erscheint heute durchaus plausibel und würde auch manche andere Unstimmigkeit in unserer Auffassung afrikanischer Vorgeschichte in wunderbarer Weise aufklären; wäre er erst einmal völlig gesichert und wären die jetzt vielfach angenommenen „proto- und prähamitischen“ Wanderungen historisch klargestellt, dann kämen wir zu einer ganz einfachen Formel für die Anthropologie von Afrika und könnten

* Sehr prägnant hat dieses Verhältnis Czekanowski ausgesprochen (Wissensch. Erg. d. D. Zentr.-Afr. Exp. Bd. VII, S. 3): „Die Barundi-Staaten sind durch die Herrschaft des somatisch recht gut erhaltenen, wenn auch linguistisch vernegerten hamitischen Adels charakterisiert.“ Vgl. Weiß, M., Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas, Berlin, Marschner, 1910 und Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, Hamburg, Friederichsen, 1912.

Digitized by Google

sowohl die Bantu als auch die Sudân-Neger auf Mischungen zwischen schlichthaarigen Vorderasiaten und einer Urbevölkerung zurückführen, als deren wenig vermischte Nachkommen die Buschmänner und die hier noch nicht erwähnten Urwaldpygmäen* zu gelten hätten. Ebenso wie die Buschmänner waren auch die heute noch durch das ganze tropische Afrika in kleinen Horden zerstreut vorkommenden Pygmäen früher wesentlich zahlreicher und nicht wie jetzt auf schwer zugängliche Urwälder beschränkt; schon die Alten kannten sie, und Homer, Hesiod, Herodot, Plinius und andere erzählen von ihnen; aber der erste Europäer, der sie wirklich gesehen, war unser Schweinfurth, der 1870 am Hofe des Mangbattukönigs Munsa einige Akka entdeckte, die da als „Raritäten“ gehalten waren. So schwer zugänglich sind heute die eigentlichen Wohnsitze der Pygmäen, daß noch vor wenigen Jahren Sir Harry Johnston auf der Suche nach ihnen am Ituri, nordwestlich vom Ruwenzori, ein uns bisher unbekannt gewesenes großes Säugetier, das Okapi, entdecken konnte.

Mit einer solchen Auffassung der Bantu- und Sudân-Neger wäre das wichtigste Problem der Anthropologie von Afrika gelöst; die noch offengebliebenen Einzelfragen werden dann auch ihre Aufklärung finden; so wird man vielleicht den auffallend großen Unterschied in der Körperhöhe einzelner hamitischen Gruppen auf rein lokale Variation zurückführen; auch wird man sicher dazu gelangen, die verschiedenen Richtungen und Zeiten der hamitischen Wanderzüge wissenschaftlich zu präzisieren; hoffentlich wird man auch bald Näheres über das Skelett von Oldoway erfahren, von dem, wohl mit Unrecht, gesagt wird, daß es „fossil“ sei; ich habe es nur ganz flüchtig einmal gesehen, ehe es präpariert war; der Schädel sieht aus wie der eines rezenten Masai oder Somali. Ebenso sollten auch die Zusammenhänge der Blonden in den Atlasländern mit ihren östlichen Nachbarn aufgeklärt werden, sowie das angebliche Vorkommen von blauäugigen Blonden unter den Ful. Über solche ist wiederholt von durchaus glaubwürdigen Reisenden berichtet worden; aber meist hat man sie nur im Innern eines dunklen Zeltes und halb verschleiert gesehen, so daß ich persönlich den Verdacht nicht ganz los werden kann, daß es sich in einzelnen Fällen um halb oder ganz albinotische Individuen handelt. Albinismus ist gerade in Westafrika viele tausendmal häufiger als bei uns, und weniger ausgesprochene Fälle eines solchen pathologischen Pigmentmangels können selbst von einem sehr intelligenten Laien leicht mit physiologischer Pigmentarmut, also mit Blondheit, verwechselt werden.

* Vgl. meine Mitt. „Pygmäen und Buschmänner“ in Z. f. E. 46, 1914. S. 154 ff.

Digitized by Google

Andererseits ist aber die Möglichkeit des Vorkommens wirklich blonder Leute auch im tropischen Westafrika durchaus nicht von vornherein ganz auszuschließen; daß es im westlichen Nordafrika mindestens 10%, vielleicht auch noch sehr viel mehr Blonde gibt, steht fest, und daß solche Blonde auf den großen Handelsstraßen der Sahara, also wohl meist über Timbuktu, auch nach dem tropischen Hinterland der Küste von Oberguinea gewandert sind, ist an sich in keiner Weise unwahrscheinlich; daß die Fulbe ihr Gesicht meist ganz verhüllen, weshalb sie von ihren arabischen Nachbarn als *el mulathemin* (die Verschleierten) bezeichnet werden, ist eine gute Stütze für ihre Ableitung aus dem fernen Norden.

Ganz abgesehen aber von diesem immerhin nicht völlig einwandfrei gesicherten Vorkommen wirklich blonder Leute unter den Fulbe wissen wir, daß der Norden von Afrika von Ägypten an bis zu den Kanarischen Inseln gleichmäßig von einer somatisch und teilweise auch sprachlich zusammengehörigen Bevölkerung bewohnt ist, die wir jetzt als hamitisch bezeichnen. Wenn in vielen Karten von Afrika dieser hamitische Norden durch weit ausgedehnte Ländermassen mit semitischer Bevölkerung unterbrochen scheint, so beruht das im wesentlichen darauf, daß große Teile der Berberbevölkerung von Nordafrika schon sehr früh islamisiert und damit auch arabisiert worden sind. Es entspricht durchaus den alten Irrlehren der Schule von Friedrich Müller, solche arabisch redende Berber als Araber zu bezeichnen, genau so wie Friedrich Müller z. B. auch die arabisch sprechenden und teilweise auch islamisierten Bewohner der syrischen Küstenländer als Araber bezeichnet, obwohl es somatisch kaum eine größere Kluft gibt als die, durch welche jene armenoïden Vorderasiaten von den semitischen Arabern getrennt sind. Ebenso ist es selbstverständlich auch falsch, wenn ganz allgemein von einer 500jährigen Herrschaft der „Araber“ über Spanien gesprochen wird. Sicher sind viele wirkliche Araber nach Marokko und auch nach Spanien gelangt, aber sie waren der kompakten Masse der Berberbevölkerung gegenüber immer in großer Minderzahl gewesen.

Übrigens bestehen, wie schon Meinhof in der Einleitung zu seinem grundlegenden Werke über die Sprachen der Hamiten (Friederichsen, Hamburg 1912) bemerkt, so auffallende Übereinstimmungen zwischen semitischen und hamitischen Sprachen, daß man neben semitischem Lehngut in Hamiten-Sprachen und hamitischem Lehngut in semitischen Sprachen auch noch mit Sprachgut zu rechnen hat, das beiden Sprachgruppen von Anfang an gemeinsam ist.

Digitized by Google

Meinhof behandelt in diesem Buche sieben Sprachen, die er mit den folgenden hier wörtlich zitierten Sätzen näher charakterisiert:

„1. Das Ful, als vermutlich älteste uns zugängliche Form einer Hamitensprache; es steht dem Ur-Bantu sehr nahe.
2. Das Hausa, als Beispiel einer ostafrikanischen Hamitensprache, die sudanisch beeinflußt ist.
3. Das Schilh, als Probe der Berbersprachen.
4. Das Bedauye, als nördlichste der ostafrikanischen Hamitensprachen.
5. Das Somali, als eine der südlichen Hamitensprachen Ostafrikas, die besonders gut bekannt ist.
6. Das Masai, als Probe einer sudanisch beeinflußten altertümlichen Hamitensprache Ostafrikas.
7. Das Nama, als Beispiel der Hottentottensprachen, der südlichsten dieser Sprachformen, die stark mit Buschmannsprachgut durchsetzt ist.“

Dieser sprachlichen Durchsetzung des Nama mit buschmännischem Sprachgut entsprechen vielfache auf häufiger Vermischung beruhende somatische Übereinstimmungen, so daß es begreiflich ist, daß ältere Autoren sich zur Annahme einer unmittelbaren Verwandtschaft zwischen Hottentotten und Buschmännern verleiten ließen. Um so größer ist das Verdienst von Lepsius, der als erster die Zugehörigkeit des Nama zu den Hamiten-Sprachen behauptet hat; seither ist diese durch Meinhof über jeden Zweifel klargestellt worden. In diesem Zusammenhang ist hier auch zu erwähnen, daß ein sonst um die Völkerkunde von Afrika sehr verdienter Offizier, Hauptmann Merker, das Masai zu den Semiten-Sprachen gestellt und für diese Zuweisung in der zweiten Auflage seines Buches (Berlin, D. Reimer 1910) sogar einen wirklichen und noch dazu sehr bedeutenden Semitisten als Eideshelfer gefunden hat.*

Zur Orientierung für den Fernerstehenden sind hier auf den Tafeln 1

* Merker kam zu seiner Anschauung von dem unmittelbaren, aber uralten Zusammenhang der Masai mit den Semiten hauptsächlich durch die biblischen Erzählungen, die ihm von seinen Dolmetschern als Masai-Mythen mitgeteilt wurden. Dabei hielt er rezente Übertragung für ganz ausgeschlossen, während wir jetzt wissen, daß viele Masai Gelegenheit hatten, durch Vermittlung missionarisierter Küstenneger mit biblischen Erzählungen bekannt zu werden. Der Fall liegt also ganz genau ebenso wie der des berühmten Missionars Moffat, über den später auch Richard Andree in seinen „Flutsagen“ (Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1891) berichtete: Moffat hatte niemals eine Flutsage bei den Völkern Südafrikas gefunden, mit denen er in Berührung gekommen war, bis ein Namaqua ihm eine solche erzählte, die er niederschrieb; indessen bald erhob sich bei Moffat der Verdacht, die Sage sei nicht echt und stehe unter dem Einfluß des biblischen Berichtes, obwohl ihm der Nama erklärte, er habe sie von

Digitized by Google

bis 5 einige Köpfe von Leuten mit hamitischen Sprachen abgebildet — nur die hethitische Göttin auf Tafel 5 links unten gehört nicht in diesen Kreis und ist nur aus Raummangel hier untergebracht worden. Auf Abbildungen von Negertypen wurde verzichtet, weil das Aussehen von Negern als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann.

Gänzlich ununtersucht sind bisher die Beziehungen der hamitischen Sprachen zu den indogermanischen; „doch scheint es," sagt Meinhof, „der Mühe wert, diese Untersuchung vorzunehmen, um festzustellen, ob nicht auch in indogermanischen Sprachen sich eine Anzahl von Anklängen findet, z. B. in der Gruppierung der Nomina in Klassen, in der Entstehung des grammatischen Geschlechts, in der Entstehung des Ablauts, im Ausdruck der Lokalvorstellung durch Vokalwechsel, in den Reduplikationsformen und in den abgeleiteten Verbalstämmen." Meinhof hält es also für möglich, daß die Vergleichung der hamitischen Sprachen mit den indogermanischen ein besseres Resultat ergibt, als die Vergleichung der Semitensprachen mit denen der Indogermanen.

Inzwischen faßt Meinhof das Gesamtergebnis seiner Untersuchung im folgenden zusammen:

A. Die Hamitensprachen unterscheiden sich wesentlich und prinzipiell von den Sudân-Sprachen; die scheinbare Verwandtschaft in Grammatik und Wortschatz, die sich gelegentlich findet, ist auf Entlehnungen zurückzuführen.

B. Die Hamitensprachen stellen eine Sprachform dar, die sich in ihrem Bau an die Seite der semitischen und indogermanischen Sprachen stellen läßt. Dabei sind sie von beiden verschieden, scheinen aber den Semitensprachen besonders nahezustehen. Es gehören zu ihnen aber auch Sprachformen, die, wie das Ful, noch nicht eigentlich zu den flektierenden Sprachen zu rechnen sind. Hier bietet sich also Gelegenheit, die Entstehung des grammatischen Geschlechtes, die Entstehung des Ablautes und die Entstehung der Kasusendungen zu untersuchen.

C. Die Beziehungen der Hamitensprachen zu den Bantusprachen sind

seinen Vorfahren gehört und er sei nie mit einem Missionar in Berührung gekommen. Und doch war Moffat belogen worden, denn später lernte er den Missionar kennen, von dem jener Eingeborene die Sage hatte. Das war nun sicher ein ganz besonders glückliches Zusammentreffen; im Merkerschen Falle ist auf einen gleich zwingenden Beweis nicht mehr zu hoffen. Man muß aber die Freundlichkeit und die wahre Herzensfreude kennen, mit der viele Afrikaner dem weißen Manne alles erzählen, was er gern hört, und man muß weiter bedenken, daß jener weiße Mann der oberste Vorgesetzte der Leute war und ihnen auch noch gutes Geld für ihre Erzählungen gab — dann wird man die Entstehung der Merkerschen Masai-Mythen und auch seine Anschauung von der semitischen Abstammung der Masai richtig beurteilen.

Digitized by Google

nicht zu leugnen; dabei darf aber nicht vergessen werden, daß in den Bantusprachen auch Sprachgut enthalten ist, das auf Verwandtschaft mit den Sudân-Sprachen hinweist.

Im Vergleiche zu diesen wichtigen Aufschlüssen, die wir der modernen Afrikanistik und insonderheit Carl Meinhof verdanken, erscheinen die älteren „historischen" Angaben der Araber überaus dürftig. Aus Tabari, der um 855 über die Völker des Sudân schrieb, ist anthropologisch nichts zu lernen; nicht viel mehr erfährt man auch aus Masûdi, 944, obwohl er in seinen historischen Erörterungen bis auf Noah zurückgeht. Aus Marquarts großem Benin-Werk (Leiden 1913), der gründlicher als wohl sonst jemand die arabischen Quellen über den Sudân erforscht hat, entnehme ich die folgende Stelle: „Als sich die Nachkommen Nuhs auf der Erde zerstreuten, gelangten die Nachkommen des Kus b. Kan'an nach dem Westen, bis sie den ägyptischen Nil überschritten. Hierauf trennten sie sich und es gelangte eine Gruppe von ihnen, sich nach rechts [Süden] wendend, zwischen den Osten und Westen; das sind die Nuba, Buga und Zang [Neger von Ostafrika]; und eine Abteilung von ihnen gelangte nach dem Westen, und sie bilden zahlreiche Stämme, wie die az Zogawa, al Kanem, Maranda, Gogo, Gana und andere Stämme der Neger und Damdam [Njamnjam, Menschenfresser]." Etwas wichtiger sind die Angaben des Jaqubi, 891/2, „über die Königreiche der Äthiopier (Al Habasa) und der Schwarzen". Da heißt es z. B., wiederum nach Marquart:

„Die Söhne des Ham b. Nuh hatten sich bei der Zerstreuung der Söhne Nuhs aus dem Lande Babylon nach dem Westen gewandt; da zogen sie durch vom Ufer des Euphrat nach dem Untergang der Sonne, es trennten sich die Söhne des Kus b. Ham — d. i. die Habasa und Neger — als sie den ägyptischen Nil überschritten hatten, in zwei Abteilungen [Gruppen]: die eine von ihnen nahm sich den Süden zwischen Osten und Westen zum Ziel, das sind die Nuba, Buga [Bisarin], Habasa und Zang, und ein Teil nahm sich den Westen zum Ziel, das sind die Zogawa, al Chabs, al Qaqo, al Marwijin, Maranda, al Gogo und Gana. Was die Neger betrifft, welche nach Westen zogen und den Weg nach dem Magrib einschlugen, wobei sie die Länder durchzogen, so bekamen sie eine Anzahl von Königreichen ... Dann das Reich al Gogo, das gegewaltigste, glänzendste und mächtigste der Königreiche der Schwarzen. Alle Königreiche leisten [seinem König] Gehorsam. Al Gogo ist der Name der Hauptstadt. — Unter diesem stehen eine Anzahl von Königreichen die ihm Gehorsam leisten und ihm die Hegemonie zuerkennen

Digitized by Google

unter der Bedingung, daß sie Könige ihrer Länder bleiben. Zu diesen gehört das Reich al Marw, das ein ausgedehntes Reich ist; der König besitzt eine Stadt namens al Haja [al Chata?]. Ferner das Reich Maranda, das Reich al Hazbin, das Reich Canhaga, das Reich Tadkarin, das Reich as Zajanir, das Reich Azwar, das Reich Taqarat. All diese werden zum Reich Gogo gerechnet." Am Ende des 15. Jahrhunderts beherrschten die Sonja (Sonrhai) das ganze innere Nordafrika bis östlich zum Tschadsee; ihnen gehörte auch Timbuktu, der wichtigste Handelsplatz auf den Karawanenstraßen, die schon damals die Wüste durchquerten und einen regelmäßigen Verkehr zwischen der Mittelmeerküste von Afrika und dem tropischen Sudan vermittelten. Es ist nicht verwunderlich, daß gerade Timbuktu jahrhundertelang ein Zankapfel zwischen den Marokkanern und den Sonrhai-Völkern geblieben ist.

Im Zusammenhange mit den „hamitischen" Wanderungen darf indischer Einfluß auf Afrika nicht unerwähnt bleiben. Der regelmäßige Wechsel zwischen Monsun und Passat bringt es mit sich, daß gegenseitige Beziehungen zwischen den ostafrikanischen Küstenvölkern und den Anwohnern der südarabischen, persischen und indischen Küste sich fast so früh einstellen mußten, als überhaupt dort und da Menschen lebten. Im wesentlichen ist Afrika da stets der empfangende Teil gewesen, doch gibt es an der Westküste von Indien mehrere Suahelikolonien; auch ist es nicht unmöglich, daß wenigstens einige der Zahndeformationen und anderer künstlichen Verunstaltungen* des menschlichen Körpers, die beiden ethnographischen Provinzen gemeinsam sind, aus Afrika nach Indien gelangt sind und nicht umgekehrt.

Ebenso müssen hier die Hova von Madagaskar erwähnt werden, richtige Malaien, die auf eine vor etwa tausend Jahren von Sumatra aus erfolgte Kolonisation zurückgehen, sich nur wenig mit der eingebornen Bevölkerung vermischt und noch heute ihren malaiischen Typus und ihre heimatliche Kultur sehr rein erhalten haben. Außerdem scheint es, als ob malaiischer Einfluß sich noch weit über Madagaskar hinaus auch auf das Festland und sogar weit in das Innere von Afrika erstreckte; manche Übereinstimmungen, die hierfür geltend gemacht werden, mögen freilich nur auf bloßer Konvergenz beruhen. Wenn es sich aber bestätigen sollte, daß innerafrikanische Xylophone** nicht nur auf verwandte Ton-

* Vgl. die überaus wertvolle Zusammenstellung von Fülleborn in „Ethnologisches Notizblatt", Bd. II Heft 3 S. 1—30, mit 85 Abbildungen im Text und 6 Tafeln.

** Über diese vgl. die erschöpfende Monographie von B. Ankermann, „Die afrikanischen Musikinstrumente" im „Ethnologischen Notizblatt", Bd. III Heft 1 S. 1—134, mit 171 Abbildungen und 3 Kartentafeln.

Digitized by Google

leitern, sondern auf die gleichen absoluten Tonhöhen abgestimmt sind, wie gewisse malaiische Holzklaviere, so wird man eine so weitgehende Übereinstimmung wohl kaum mehr auf zufällige Konvergenz zurückführen können, sondern tatsächlichen Einfluß aus Indonesien annehmen müssen.

Im allgemeinen wird allerdings der fremde Einfluß auf Afrika immer sehr unterschätzt, obwohl man ihn, wie ich mehrfach, zuletzt in meinem Buche „Die Altertümer von Benin“, Berlin, G. Reimer, 1919, gezeigt habe, durch Jahrtausende zurückverfolgen kann. So stammt z. B. die an der Küste von Oberguinea weitverbreitete Bronzetechnik mit dem Guß in verlorener Form vermutlich aus dem alten Ägypten. Ebenso ist auch die geistige Kultur der Neger nicht ohne fremde Anregungen geblieben. Am auffallendsten ist da wohl die merkwürdigerweise bisher immer übersehene absolute Übereinstimmung in den eschatologischen Anschauungen der Tschi und Ewe mit denen der alten Ägypter. Was in A. Ermans „Ägyptischer Religion“ vom *ka* der Ägypter gesagt wird, steht fast wörtlich in der älteren westafrikanischen Literatur, so bei Ellis u. a., über das *ka, o-kra, o-kal* usw. der Tschi und ihrer Verwandten. Ebenso erscheint, worauf D. Westermann hingewiesen hat, die siebentägige Woche nicht nur ganz zufällig auch im westlichen Sudân. Solchen Zusammenhängen gegenüber berührt es peinlich, wenn unwissende Laien von den Negern noch immer als von „Wilden“ sprechen. Schon vor Jahrzehnten habe ich öffentlich gesagt, daß es in Afrika keine anderen Wilden gäbe, als einige tollgewordene Weiße, und die Greueltaten der Belgier am Kongo haben mir seither hundertmal Recht gegeben. Auch sonst würde es heute manchen Kolonialregierungen sehr wohl anstehen, die einheimischen Kulturen der Afrikaner etwas höher einzuschätzen, als sie das jetzt meist tun; freilich geht das alte Afrika jetzt raschem Untergang entgegen, schon weil der europäische Einfluß mit seinen vier S (Sklavenhandel, Schnaps, Syphilis, Schundwaren) auf sie wie zersetzendes Gift gewirkt hat und teilweise noch immer fortwirkt.

* * *

Ein Kapitel für sich wäre der Einfluß des Weltkrieges auf die Neger; er ist vermutlich sehr weittragend, aber wir sind zur Zeit noch so wenig in Fühlung mit Afrika, daß uns fast alle Grundlagen zu richtiger Beurteilung der neugestalteten Lage fehlen. Hingegen gelangen aus Amerika ab und zu recht wenig beruhigende Nachrichten zu uns, die eine vollständige geistige Umstellung der dortigen Neger als nicht ganz unmöglich

Digitized by Google

erscheinen lassen. Auf diese Nachrichten ist hier S. 30 kurz eingegangen worden. „Afrika für die Afrikaner“ war bisher nur eine leere Phrase, ohne praktische Bedeutung; wenn aber nun wirklich von den amerikanischen Negern versucht werden sollte, eine afrikanische Monroe-Doktrin ernsthaft in die Praxis umzusetzen, so könnte das große Umwälzungen auch in der europäischen Wirtschaft zur Folge haben und die Heranziehung farbiger Truppen in den Großen Krieg würde sich dann in vorher nie geahnter Weise rächen. Schon längst haben deutsche Generalstabsoffiziere, also gewiß kompetente Männer, die südafrikanischen Herero als „ebenbürtige Gegner“ bezeichnet. Seither haben die Neger alle die technischen Feinheiten des modernen Krieges kennengelernt; sind sie jetzt auch noch nur „ebenbürtige“ Gegner, besonders im tropischen Afrika, wo ihnen das Klima ein so unschätzbarer Bundesgenosse ist? Da mag es gut sein, daran zu erinnern, wie schwer seinerzeit den Franzosen die Niederwerfung von Dahomey geworden ist und wie sie ihnen erst gelang, als sie schließlich ihren General Dodds, den Sohn einer farbigen Mutter vom Senegal, an die Spitze ihrer Expedition gesetzt hatten; und damals hatte nicht ein einziger Dahomeymann auch nur einen Schimmer von moderner Kriegführung!

Digitized by Google

Kapitel IV

DER NORDEN UND DER SÜDEN VON ASIEN

Wesentlich einfacher als in Afrika scheinen die anthropologischen Verhältnisse in Asien zu liegen. Da haben wir zunächst das ganze Innere, den Norden und den Osten von einer verhältnismäßig einheitlichen brünetten Völkermasse bewohnt, die sehr kurze Köpfe, flache Nasen, schlichtes Haar und enggeschlitzte Augen hat; trotz ihrer lokal oft recht weit auseinandergehenden Typen dürfte sie doch von nur wenigen ursprünglich einheitlichen Horden abstammen. Auch sprachlich fällt ihre große Einförmigkeit auf. In China reden rund 400 Millionen Menschen einsilbige Sprachen, die kaum mehr als dialektisch voneinander geschieden sind; ebenso sind die Sprachen von Assâm, Birma, Siam und Annam einsilbig; aber auch die mehrsilbigen Sprachen von Japan und Korea werden mit dem Chinesischen in der mongolischen Gruppe vereinigt; China und Japan sind übrigens auch durch eine beiden gemeinsame Schrift auf das engste verbunden. In ähnlicher Weise reichen die Turk-Sprachen vom Mittelmeer bis tief in das Innere des Kontinents und in einigen schmalen Ausläufern sogar bis an das nördliche Eismeer und an den Stillen Ozean. Ebenso ist der ursprünglich in Ägypten (oder Babylonien?) erfundene „zusammengesetzte" Bogen* im Laufe von Jahrtausenden bis nach China gelangt, wo er noch vor wenigen Jahrzehnten in Millionen von Exemplaren verbreitet war; er wurde dann sogar nach dem westlichen Amerika übertragen und läßt sich in mehr und mehr degenerierten Typen als *backed bow* der amerikanischen Autoren noch in Kalifornien nachweisen. Gleichfalls durch ganz Asien ist der Zopf gewandert, der vor rund vierthalb Jahrtausenden bei den vorderasiatischen Hethitern Mode war und später vom Islâm als die Locke beibehalten wurde, an der Mohammed am Jüngsten Tage den Gläubigen ins Paradies zieht; im 16. Jahrhundert ist er dann mit den Mandschu nach China gelangt.** Neben solchen und anderen

* Der aus Holz, Horn und Sehnenbündeln in unvergleichlicher Technik zusammengesetzte Bogen verhält sich zu dem einfachen Schießbogen der Naturvölker etwa wie ein modernes Armeegewehr zu einer Luntenbüchse. Vgl. meine Mitt. in der Z. f. E. 1893, Verh. S. 266ff., in der Festschrift f. Otto Benndorf, Wien 1898, S. 189ff., in der Z. f. E. 1899, Verh. S. 221ff. und in den Mitt. d. Wiener anthr. Ges., Bd. 48, S. 14ff.

** Auch Einflüsse in umgekehrter Richtung stehen fest; so wissen wir aus Masûdi,

Digitized by Google

historisch sichergestellten großen Wanderungen gibt es zahlreiche kleinere Verschiebungen, die an das bekannte Experiment mit den in einer Reihe dicht nebeneinander aufgehängten Elfenbeinkugeln erinnern, von denen nur die letzte weit ausschlägt, wenn man die erste abhebt und zurückfallen läßt.

Völlig abweichend von diesen unter sich mehr oder weniger eng verwandten Nord-, Mittel- und Ostasiaten ist die negerhaft dunkle aber schlichthaarige drawidische Bevölkerung des südlichen Indiens, die mit den Wäddah von Ceylon, mit einer alten Unterschicht von Indonesien und mit der Urbevölkerung von Australien zusammengehört und so vermutlich auch in unmittelbarem, wenn auch sehr altem Zusammenhang mit der paläolithischen Bevölkerung von Europa steht. Von rund 250 Millionen Indern* sprechen und schreiben! etwa 35 Millionen drawidische Sprachen (Télugu, Tâmil usw.); eine andere sehr viel kleinere Gruppe sind die Kolarier (Kolh, Mundâri und Santâl), sehr primitive, schriftlose Völker, dunkel, mit dicken wulstigen Lippen und breiten flachen Nasen, deren Sprachen mit den drawidischen verwandt sind und die vielleicht auch in ihrem Stammbaum den Drawida näherstehen, als gemeinhin angenommen wird. Eine dritte große Gruppe bilden die mit den Ostasiaten nahe verwandten Himalaya-Völker, wie die Leptscha, Naga, Garos u. a. Alle anderen Bewohner von Indien, etwa 210 Millionen, sprechen „arische" Sprachen, die am nächsten mit dem Persischen und Kurdischen verwandt sind, aber mit den thrako-illyrischen, griechischen, italischen, lettoslavischen, germanischen und keltischen Gruppen in eine Familie gehören, die nach ihren Endgliedern als indogermanische Sprachenfamilie bezeichnet wird. Diese Verwandtschaft ist aber zunächst nur eine rein sprachliche; es ist grundfalsch, wie es noch Fr. Müller getan hat, von einem indogermanischen Volksstamm zu sprechen; einen solchen gibt es nicht und hat es nie gegeben. Im gleichen Sinne ist auch der Begriff einer „arischen Rasse" durchaus abzulehnen; es ist ja schon nicht ganz unbedenklich, von arischen Sprachen zu reden, da dieser Begriff vieldeutig

Hafis, Dschami und anderen persischen und arabischen Dichtern, wie hoch durch das ganze Mittelalter hindurch, vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, in Vorderasien chinesische Kunst und chinesisches Kunstgewerbe als auf dem höchsten Gipfel der Vollendung stehend verehrt wurde: *but-tschini* nannte man den Geliebten und *surât-i-tschin* die Geliebte; noch heute sind im vorderen Orient Paläste erhalten, in deren Wänden damals von vornherein zahlreiche kleine Nischen für chinesische Gefäße eingebaut waren.

* Die Anthropologie von Indien liegt noch in den ersten Anfängen. Als Probe einer auf der Höhe unserer Zeit stehenden Untersuchung nenne ich hier eine eben erschienene Arbeit von Dr. v. Eickstedt, „Rassenelemente der Sikh. Mit einem Anhange über biometrische Methoden" (Z. f. Ethnographie 1920/21, S. 317ff.).

Digitized by Google

ist und von einigen nur auf das heutige Persisch und Armenisch mit ihren nächsten Verwandten bezogen, von anderen aber sehr viel weiter gefaßt wird — aber von einer arischen Rasse zu reden, ist ganz unzulässig, und gar von einem arischen Schädel oder einem arischen Gesichtstypus zu sprechen, ist, wie schon Max Müller gesagt hat, ebenso töricht, als wollte man von einer langköpfigen Sprache oder von einer brünetten Grammatik reden. Besonders verfehlt ist schließlich die in den letzten Jahren in Mode gekommene Anwendung des Wortes „arisch" im Gegensatze zu „jüdisch"; wir werden bald sehen, daß die heutigen Juden somatisch sehr vielmehr zu den alten Vorderasiaten als zu den Semiten gehören und daß sie in diesem Sinne die allernächsten Verwandten der Armenier sind, also ausgesucht gerade derjenigen Leute, die eine im engsten Sinne des Wortes arische Sprache reden.

Digitized by Google

Kapitel V

VORDERASIEN

Damit sind wir nun bei der dritten großen Gruppe der Bewohner von Asien angelangt, bei den Vorderasiaten. Da aber liegen die Verhältnisse anscheinend sehr verwickelt, und noch vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert konnte ein ausgezeichneter Kenner des Landes die Völkerkunde von Vorderasien als ein Rätsel bezeichnen, das wohl niemals gelöst werden würde. Heute ist, dank der gemeinsamen Arbeit der Sprachforschung, der messenden Anthropologie und nicht zum wenigsten dank den wissenschaftlich geleiteten Ausgrabungen, das Problem fast restlos geklärt, so daß es möglich wäre, es hier in ein paar Dutzend Zeilen zu erörtern. Doch ist es für manche Leser dieses Buches nicht ganz ohne Nutzen, gleichsam einen Einblick in die ethnographische Technik zu gewinnen und einmal an einem speziellen Beispiel zu sehen, wie überhaupt die Völkerkunde einer einzelnen geographischen Provinz studiert und allmählich festgelegt wird; auch ist gerade Vorderasien die Wiege so vieler alter und ehrwürdiger Kulturen, daß es schon deshalb mehr als irgendein anderes Gebiet der ganzen Erde als Paradigma für eine solche Untersuchung ausgewählt zu werden verdient. Dabei ist es für den Gang der Arbeit von verhältnismäßig geringer Bedeutung, wie weit nach Osten die Grenzen des Gebietes abgesteckt werden: Man kann Vorderasien an der Ostgrenze Persiens aufhören lassen oder erst am mittleren Indus und am Pamir oder gar erst an der großen Wüste Thar — stets wird das Schwergewicht in Kleinasien und Syrien, in Persien und Arabien, in den Kaukasus-Ländern und in Mesopotamien liegen. Ebenso kann es im Westen nicht Gegenstand ernster Forschung, sondern immer nur Sache einer rein literarischen Spekulation sein, ob man die heutigen Balkan-Völker noch zu den Asiaten rechnen und, wie Karl Emil Franzos meines Wissens als erster getan hat, Galizien als „Halbasien" bezeichnen will. Sicher sind die meisten Balkanländer heute kulturell sehr rückständig, und ebenso sind gewisse rassenmäßige Zusammenhänge Griechenlands mit dem westlichen Kleinasien und mit den Inseln des Ägäischen Meeres ganz offenkundig — aber es ist trotzdem selbstverständlich, daß wir unter „Vorderasien" zunächst wirk-

Digitized by Google

lich nur das vordere Asien verstehen und die belletristischen Scherze über das Asiatentum der Osteuropäer hier ebensogut unbeachtet lassen, wie etwa die Frage nach der anthropologischen Stellung der Bewohner des europäischen Rußlands, auf die wir an anderer Stelle ja doch noch zurückkommen müssen.

Die Vorderasiaten können nun nach ihren Sprachen gruppiert werden oder nach ihren Religionen, oder nach ihrer politischen oder kulturellen Zusammengehörigkeit, oder nach ihrer Kopfform und anderen körperlichen Eigenschaften, oder nach ihren historischen Zusammenhängen — immer sieht sich der Beobachter vor ganz unüberwindliche Schwierigkeiten gestellt und das am raschesten, wenn er sich an die Sprachen hält, die anderswo oft so sichere Kriterien für ethnische Zusammenhänge abgeben. So wirkt es heute geradezu tragikomisch, wenn auf gewissen, aus der Schule von Friedrich Müller hervorgegangenen farbigen Karten die Verbreitungsgebiete z. B. der türkischen und der arabischen Sprache als die der „Türken" und der „Araber" angelegt sind. Die bloße Bücherweisheit kommt hier schmählich zu Fall, und erst ein vieljähriges und sorgfältiges Studium im Lande selbst lehrt, wie wenig sich da Volk und Sprache decken. Auch von der wahrhaft babylonischen Sprachverwirrung in den großen Handels- und Verkehrszentren Vorderasiens erhält man erst an Ort und Stelle einen richtigen Begriff.

So ist es mir nun schon seit vier Jahrzehnten immer wieder von neuem eine große und aufrichtige Freude, in Konstantinopel unweit der Sultân-Validé-Moschee auf der „Neuen" Brücke zu stehen und da die bunten Scharen, die zwischen Galata und Stambul hin und her wogen, zu betrachten und auf ihre Sprachen und Dialekte zu lauschen. Türkisch und Griechisch überwiegen naturgemäß, aber bald unterscheidet man auch Arabisch, Persisch, Kurdisch und Armenisch und staunt über die Mannigfaltigkeit der kaukasischen Dialekte; ein tscherkessischer Freund, der mir bei solcher Gelegenheit einmal wohl eine Stunde lang zur Seite stand, belehrte mich damals, daß er viele Landsleute aus dem Kaukasus habe, mit denen er sich nur auf Türkisch verständigen könne, und daß auch in den „tscherkessischen" Reiterregimentern Türkisch die wirkliche Umgangssprache sei, weil sich die Kameraden in keiner anderen untereinander allgemein unterhalten könnten. Dann hört man Bulgaren, Rumänen und Serben in ihrer Muttersprache reden und läßt sich von einem kundigen Begleiter über die ganz verschiedenen Sprachen unterrichten, die von den sonst körperlich und auch in ihrer Tracht einander so sehr ähnlichen Arnauten gesprochen werden. 1883 wurde ich da von einem ehr-

Digitized by Google







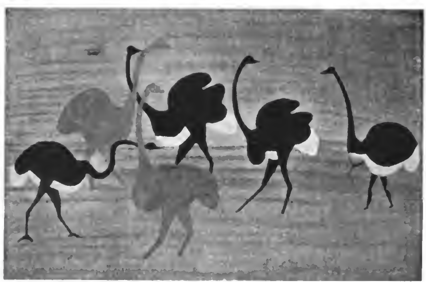


Oben: Köpfe der Mumien von Sethi I. und von Rhamses II.
Unten, links: Kopf einer hethitischen Göttin, Sendschirli, um 1500 v. Chr., v. Luschan phot. 1888;
rechts: Die ägyptische Prinzessin Nefert, altes Reich

Digitized by Google

Tafel 6







Oben: Höhlenmalerei aus dem Drakensberge-Gebiet, Südafrika. Mitte: Höhlenmalerei vom Herschel-Distrikt, Kapkolonie. Ein als Strauß verkleideter Buschmann mit einem Schießbogen hat eine Straußenherde beschlichen. Unten: Antilope. Unter der oberen Bildschicht, als Palimpsest, der Rest von einer älteren Kampfszene zwischen zwei Eingeborenen

Digitized by Google

würdigen mohammedanischen Priester angeredet, dem ich vier Jahre vorher einmal in Tuzla, Bosnien, hatte nützlich sein können, und wenige Minuten später machte ich den Dolmetscher zwischen einem Galgenstrick von ungarischen Zigeuner und einigen anatolischen Aptals, die sich gegenseitig zwar als Zigeuner erkannt hatten, aber sich doch nicht verständigen konnten. Inzwischen vergeht keine Minute, ohne daß man nicht Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Russisch reden hört oder sich an dem melodischen Spanisch der Sephardim (Spaniolen) erfreuen kann, die noch bis auf den heutigen Tag das Spanische so sprechen, wie es zur Zeit ihrer Austreibung aus Spanien vor mehr als drei Jahrhunderten gesprochen wurde, so daß sich bei ihnen noch die Sprache des Cervantes lebendig erhalten hat; daneben macht sich das halbdeutsche „Jiddisch" der orthodoxen russischen und polnischen Juden bemerkbar, die in seit mehreren Jahrzehnten stets steigender Zahl nach der alten Heimat zurückkehren oder in Konstantinopel Station auf ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem machen.

Noch ungleich mehr aber wird dieses bunte Bild durch den Hadsch nach Mekka beeinflußt, und auf unserer Brücke begegnen sich mohammedanische Pilger aus Indien und Turkestan, aus Buchara und Samarkand, aus Afghanistan und Beludschistan mit den frommen Hadschis von Sansibar und der Sswahîli-Küste, aus dem Somal-Land, wie aus Wadai und Baghirmi, und selbst Hausa und andere Mohammedaner aus dem westlichen Sudân kann man da ebensogut zu sehen bekommen und sprechen hören wie gelegentlich einen halb vernegerten, halb malaiischen mohammedanischen Pilger aus dem äußersten Süden von Afrika, oder Pilger aus China und aus Indonesien; selbst ein papuanischer Hadschi aus dem holländischen Teile von Neuguinea wäre da nicht weiter verwunderlich. Ebenso bemerkbar macht sich die schon seit Jahrtausenden ununterbrochen bis zur Gegenwart fortbestehende Einfuhr großer Mengen von dunklen Afrikanern als Sklaven, Diener und Hausgehilfen. Einmal sah ich, wie mitten auf der Brücke ein wohl an die zwei Meter langer Dinka-Eunuch neben dem Chauffeur eines Autos einer kaiserlichen Prinzessin saß und ganz ungeniert den Wagen halten ließ, weil er sich mit einigen ebenso dunklen und fast ebenso langen Bari und Schilluk unterhalten wollte. Auch Bilin und Nuër wird von vielen Eunuchen in Konstantinopel gesprochen; einer meiner farbigen Patienten erzählte mir, daß allein in den vornehmen Palästen der Hauptstadt über tausend junge Frauen und Mädchen aus Bornu lebten, die alle Kanuri sprächen, und gute Kenner des Landes schätzen die Zahl der noch jetzt Jahr für Jahr über Ägypten und Tripolis

Digitized by Google

nach der Türkei verkauften Eunuchen* aus dem Sudân auf mehrere Tausend.

Kümmert man sich nun näher um die körperlichen Eigenschaften dieser sprachlich so gut abgegrenzten Gruppen, so findet man bald, daß z. B. unter den türkisch redenden Mohammedanern blonde und brünette, lang- und kurzköpfige, breit- und schmalnasige, große und kleine Leute genau in demselben Durcheinander vorkommen, wie etwa unter den Griechen oder unter den Kurden, und die somatischen Unterschiede zwischen den arabischen Beduinen und der arabisch redenden Dorf- und Stadtbevölkerung in Syrien und Palästina sind so groß, daß an einen innerlichen Zusammenhang zwischen diesen beiden Gruppen trotz der sprachlichen Einheit nicht entfernt gedacht werden kann. Genau so versagt aber auch jeglicher Versuch, die Vorderasiaten nach historischen oder religiösen oder politischen Einheiten zu gruppieren.

Bei dieser vieltausendjährigen gegenseitigen Durchdringung der verschiedensten Elemente gibt es nur einen Weg zur Erkenntnis: das scheinbar unentwirrbare Chaos kann nur in der Art entwirrt werden, daß man sorgfältig ein Element nach dem anderen einzeln gleichsam herauspräpariert und freilegt, wie bei einem anatomischen Präparat. Dabei beginnt man selbstverständlich mit denjenigen Gruppen, die sich am leichtesten isolieren lassen, also mit den dunklen Afrikanern.

* * *

Neger sind schon in den ältesten historischen Zeiten in Vorderasien eingeführt worden; aus der Troas ist uns ein ganz sicherer Negerschädel mit künstlich deformierten Zähnen bekannt, der nach den Fundumständen aus homerischer Zeit stammt. Heute kommen farbige Afrikaner nach der Levante meist aus dem östlichen Sudân und aus Bornu; in den türkisch redenden Teilen der Türkei werden sie meist als „Araber“ bezeichnet, im arabischem Sprachgebiet je nach ihrer Herkunft als „Maghrebi“ oder als „Habeschi“ = Abessinier. Soweit meine Kenntnisse reichen, gibt es nirgends in Vorderasien bei Mohammedanern eine ernsthafte Vorstellung von einer sozialen Minderwertigkeit freier Farbiger. Der Islâm, der eine

* Selbstverständlich ist der Sklavenhandel und erst recht das Verschneiden längst „abgeschafft“ und gesetzlich verboten, aber die Besitzer von farbigen Dienerinnen und von Verschnittenen erzählen ganz offen, wieviel sie für diese oder jene bezahlt haben, und jedermann im Lande weiß, wie die Preise für Farbige zwischen 10 und 200 Goldstücken schwanken; auch für den Ausländer bedarf es nur einiger Übung und Aufmerksamkeit, um den Kaufpreis eines bestimmten Individuums ohne größere Fehler anzugeben, als sie etwa beim Schätzen von Pferden vorkommen.

Digitized by Google

Dienerin, die ihrem Herrn ein Kind schenkt, zur richtigen Frau erhebt und der an sich zwischen Gläubigen keinen sozialen Unterschied kennt, hat für die Deklassierung durch farbiges Blut natürlich kein Verständnis; so kenne ich aus Vorderasien wie aus Ägypten viele sehr dunkle Offiziere und höhere Beamte und weiß von zahlreichen Fällen, in denen Mischlinge sich anstandslos mit Weißen verheiraten konnten. Trotzdem kann man in Vorderasien, anders wie in Ägypten, kaum die Spur einer wirklichen und dauernden Infiltration des farbigen Elementes unter die weiße Bevölkerung bemerken — vermutlich deshalb, weil derjenige Teil der Nachkommen, der überwiegend nach der Negerseite hin schlägt, gesundheitlich den klimatischen Verhältnissen, vor allem den Unbilden des auch in Syrien oft recht rauhen Winters, nicht gewachsen ist und daher nur selten das heiratsfähige Alter erreicht. An sich ist ja im ganzen nahen Osten die Kindersterblichkeit erschreckend groß, und es ist von vornherein sehr wahrscheinlich, daß die Sterblichkeit der farbigen Kinder noch größer ist als die der rein weißen. Dazu kommt noch, daß aus einem rein mechanischen Grunde sehr viele Frauen mit Mischblut steril sind: Wegen ihrer oft wirklich bemerkenswerten Schönheit schon in frühester Jugend mißbraucht, haben sie als Folge von umschriebenen Entzündungen des Peritoneums eine vollständige Verlötung beider Tuben davongetragen, die jede Konzeption dauernd unmöglich macht. Das ist dieselbe Erscheinung, die auch in den Vereinigten Staaten den Ärzten allgemein bekannt ist und in früheren Jahren da zu der albernen Fabel von der biologischen Unfruchtbarkeit der Ottoroon-Frauen geführt hatte.

* * *

Fast ebenso leicht als die Neger sind die Tscherkessen und alle ihre näheren und weiteren Verwandten aus den Kaukasusländern als rezente Einwanderer zu erkennen und zu eliminieren. Nach der Niederwerfung von Schamyl durch die Russen (1859) sind die meisten mohammedanischen „Tscherkessen“, etwa eine Million stark, im Laufe von wenigen Jahren nach der Türkei ausgewandert, nachdem schon seit der ersten Okkupation durch Rußland (1830) jährlich Tausende von Mohammedanern aus dem Kaukasus nach Anatolien übersiedelt waren, um den Belästigungen durch die Russen zu entgehen. Das Los all dieser *muhadschir* („Flüchtlinge“) war fast durchweg sehr traurig; die ottomanische Regierung, der eine solche Einwanderung wertvoller Elemente sicher wünschenswert und nützlich erscheinen mußte, tat wohl ihr Bestes, um ihnen Land anzuweisen; aber herrenloses Land ist selbst in Vorderasien nur in kleinstem Maße

5*

Digitized by Google

vorhanden, und so kam es an vielen Orten zu blutigen Kämpfen Aller gegen Alle und zur Bildung richtiger Räuberbanden, so daß ein großer Teil der neuen Ansiedler rasch völlig vernichtet wurde; fast noch trauriger war das Schicksal der Leute, die in zwar herrenlosen, aber sumpfigen Landstrichen angesiedelt wurden und Jahr für Jahr in erschreckender Menge von schwerer Malaria dahingerafft wurden; ich kenne aus persönlicher Anschauung einen Ort unweit von Islahiye, dem alten Nikopolis, im Hinterland von Alexandrette, wo um 1880 gegen 1000 tscherkessische Familien angesiedelt worden waren, nicht nur, um sie überhaupt unterzubringen, sondern auch als Gegengewicht gegen die im Winter dort zeltenden stets unbotmäßigen und halb aufständischen Kurden; fünfundzwanzig Jahre später waren von diesen 1000 nur mehr sieben Familien übrig, und auch diese in einem jammervollen Zustand von Fieber-Marasmus; so haben auch an vielen anderen Orten ungezählte Tausende dieser an sich vornehmen und liebenswürdigen Hochlandskinder in den ungesunden Sumpfniederungen ihre Treue gegen den Islâm mit dem Tode besiegelt. Gegenwärtig gibt es in ganz Vorderasien nur mehr einige wenige halbwegs blühende Tscherkessen-Ansiedlungen.

Der somatische Einfluß dieser neuen Einwanderer auf die alte Bevölkerung ist niemals sehr bedeutend gewesen, schon weil sie durchweg ihre eigenen Frauen mit sich gebracht und auch späterhin fast ausnahmslos nur unter sich geheiratet haben. Auch sonst halten sich die Tscherkessen und ihre engeren kaukasischen Landsleute vollkommen von ihren türkischen und anderen Nachbarn getrennt. Sie leben in eigenen Dörfern, die schon von weitem durch die besondere Bauart ihrer Häuser und Hütten auffallen; sie haben durchweg ihre alte kaukasische Tracht beibehalten und ihr so charakteristisches Zaum- und Sattelzeug; immer noch züchten sie ihre kaukasischen Pferde, wie sie ja auch sonst das alte Reitervolk geblieben sind, mit einer richtigen Reitschule in jedem, auch dem armseligsten Dorf. Aber auch noch ein anderes Verhältnis mindert den somatischen Einfluß einer sonst doch, rein numerisch betrachtet, sicher nicht unbedeutenden Zuwanderung. Betrachten wir nämlich den anthropologischen Aufbau der alten Kaukasusländer, so finden wir da keine in sich geschlossene, einheitliche und homozygote Bevölkerung, die imstande wäre, bei Rassenkreuzungen den Nachkommen ihren Stempel aufzuzwingen. Auf einem Gebiete, kleiner wie Spanien, werden an die fünfzig verschiedene Sprachen und Mundarten gesprochen; seit Jahrtausenden haben vorüberziehende Stämme da ihre Spuren zurückgelassen, und immer wieder haben versprengte Scharen in einsamen Tälern und Bergschluchten Zuflucht

Digitized by Google

gefunden und sich nach ihrer alten Art weiterentwickelt, so daß wohl kaum ein anderes Land der Erde auf so engem Raume eine ähnlich große Zahl verschiedener Völker und Sprachen aufzuweisen vermag. Schon durch den Hochgebirgscharakter großer Landesteile war die äußere Bedingung für eine Zersplitterung in kleine und kleinste Gruppen gesetzt.

Ebenso gibt es kaum sonst noch ein Land mit so großen klimatischen Unterschieden auf verhältnismäßig so kleinem Raume: im Nordwesten das Waldgebirge am Kuban, im Nordosten die Bergwildnis des Daghestân, im Südwesten das Rion-Gebiet mit seiner reichen fast subtropischen Vegetation und im Südosten die wasserarme Steppe längs der unteren Kura — allein schon aus solcher Verschiedenheit der Umwelt würde manch eine Differenzierung der Einwohner erklärlich scheinen. Die meisten fremden Elemente unter allen Völkergruppen des Kaukasus sind sicher unter den Osseten vorhanden, unter denen es viele Langköpfe und angeblich gegen 20 % Blonde gibt, so daß es schwer fiele, an einem starken nordeuropäischen Einschlag zu zweifeln. Aber auch im Südosten des Gebietes finden sich zahlreiche Fremde, Kurden, aserbeidschanische Tataren und auch Armenier, von denen es nicht immer leicht ist, zu entscheiden, ob sie einer älteren Bevölkerungsschicht vor der Islamisierung des Kaukasus angehören, oder erst später eingewandert sind.

Die osmanische Verwaltung und auch die „türkische" Bevölkerung unterscheiden so gut wie niemals zwischen den einzelnen Stämmen der aus dem Kaukasus eingewanderten Mohammedaner; man faßt sie unter dem Sammelnamen „Tscherkessen" zusammen, ganz ohne Rücksicht darauf, ob sie wie die Schapsûch, die Natkuàdsch, die Moschòsch, die Temirgoi, die Karbardiner, die Bschedùch und andere als Adighe zu den wirklichen Tscherkessen im wissenschaftlichen Sinne des Wortes gehören, oder ob es Lesghier, Tschetschenzen, Osseten oder auch etwa richtige Turk-Tataren sind. Man begreift, daß die somatischen Eigenschaften der „tscherkessischen" *muhadschir* alles andere, als einheitlich sind, genau wie wir ja auch im Kaukasus selbst eine fast beispiellose Verschiedenheit der Typen feststellen können. Über diese wird man sich am besten aus einer schönen von Rudolf Virchow veranlaßten Untersuchung des deutsch-russischen Generals v. Erckert unterrichten, die im 18. Band des Archivs für Anthropologie abgedruckt ist. Meine eigenen noch nicht veröffentlichten Messungen an den kaukasischen *muhadschir* in Anatolien und Syrien stimmen mit den seinen in allen wesentlichen Punkten überein, besonders wenn bei einigen Maßen von der Verschiedenheit der Technik abgesehen wird. Lange schmale Köpfe haben wir nur selten angetroffen,

Digitized by Google

bei den meisten Stämmen überwiegen Indices, die sich um 86 gruppieren; größere Schwankungen zeigen nur die Nasen-Indices, die bei v. Erckert und bei mir von 55 bis 70 reichen, während die Gesichts-Indices bei uns beiden meist nur zwischen 86 und 90 schwanken.

Sehr häufig bezeichnet v. Erckert den Typus der von ihm untersuchten Leute als „jüdisch", und auch in meinen eigenen Aufzeichnungen, die jetzt freilich schon 25 bis 35 Jahre zurückliegen, findet sich genau die gleiche Bemerkung. Auch die populäre Literatur über die Kaukasusvölker enthält zahlreiche Stellen über die „jüdischen" Typen unter ihnen. In wenig erfreulicher Weise werden diese meist durch „arabische Scharen" bei der Eroberung des Daghestân erklärt oder — was nicht viel besser ist — durch „Vermischung mit Bergjuden". Der wirkliche Zusammenhang ist jetzt ganz klar und sehr viel einfacher: Ein nicht geringer Teil der Kaukasusbewohner stammt von einer Bevölkerung ab, die mit der großen Masse der übrigen alten Vorderasiaten unmittelbar verwandt war. In diesem Zusammenhange muß daran erinnert werden, daß ein großer Teil des Kaukasus ursprünglich von armenischen Christen bewohnt war, die erst im 16. Jahrhundert (seit 1570) zum Islâm überzutreten gezwungen worden waren. Heute gehören die Nachkommen dieser Armenier (genau wie die erst seit der Schlacht am Amselfelde und der Zerstörung des großserbischen Reichs durch Murad I. 1389 zum Islâm bekehrten Bosniaken) zu den eifrigsten Mohammedanern und werden immer wieder von neuem als die wahren Stützen und als die „Löwen" des Islâm bezeichnet. Das erscheint zunächst nur kulturhistorisch interessant, weil es die alte Erfahrung von dem Fanatismus der Renegaten bestätigt, aber es ist von Wichtigkeit auch für den Gang unserer augenblicklichen Betrachtung: Es lehrt uns, daß wenigstens ein Teil der aus dem Kaukasus nach Syrien und Anatolien gelangten Flüchtlinge dort auf rassenmäßig nahe Verwandte stieß und von derselben alten Urbevölkerung abstammte, die wir einstweilen als „armenoïd" bezeichnen wollen, von der auch ein großer Teil der heutigen Juden abstammt und auf die wir in einem anderen Zusammenhang bald noch zurückkommen müssen. Inzwischen ergibt sich aus einer solchen Feststellung, daß Vermischungen der neuen Einwanderer mit der alten Bevölkerung, auch wenn sie sehr viel häufiger wären, als sie tatsächlich sind, die somatischen Eigenschaften der Nachkommen nicht immer wesentlich beeinflussen konnten. Auch daß schon lange vor dem Falle Schamyls (und auch nach diesem) tscherkessische Mädchen in osmanische Familien hineinheirateten oder, wie man sich früher ausdrückte, „verkauft" wurden, ist ohne nachweisbaren Einfluß auf die Gesamtmasse der Osmanen geblieben,

Digitized by Google

schon weil derartige Ehen in der Regel auf eine kleine soziale Oberschicht beschränkt waren, die der anthropologischen Untersuchung durch einen europäischen Fachmann ohnehin meist unzugänglich ist. So spielen die „sanften zirkassischen Schönheiten“ des Orients sicher eine größere Rolle in der Poesie als im anthropologischen Aufbau der Bevölkerung, und es würde verfehlt sein, immer nur an kaukasischen Ursprung zu denken, wenn uns in Vorderasien blonde und blauäugige Typen begegnen: wir werden für diese bald in den Kurden eine sehr viel wichtigere Quelle kennen lernen.

* * *

Ganz ähnlich wie die Tscherkessen sind auch die Arnauten oder Albanesen in Vorderasien verhältnismäßig leicht zu isolieren. Ihre Zahl ist gerade gegenwärtig noch ungleich schwerer festzustellen als je zuvor; vor etwa zehn Jahren haben mir sehr sorgfältige Rundfragen ergeben, daß sie nahe an 100000 betrug. Nach den letzten Balkankriegen sind aber zweifellos sehr viele Arnauten in ihre alte Heimat zurückgekehrt, und ebenso konnte man gelegentlich in den Zeitungen lesen, daß ein großer Teil der in Konstantinopel, Smyrna und anderen Städten ansässig gewesenen Arnauten zum Verlassen des ottomanischen Gebiets aufgefordert oder gezwungen wurde; aber noch immer dienen sehr viele Arnauten in der Armee und bei der Zivilverwaltung; auch eine nicht geringe Anzahl hervorragender Diplomaten hat diese Nation den Türken gestellt, wie überhaupt ihre Angehörigen sich durch große Intelligenz auszeichnen. Die meisten Kawassen der fremden Gesandtschaften, Konsulate usw. sowie die der reichen Kaufleute sind Arnauten und ebenso fast alle die halberwachsenen Diener in den zahllosen türkischen Bädern. Ebenso werden (oder wurden bisher) die weitaus meisten von den großen Hans (Karawansereien) im Innern des Landes von Arnauten bewirtschaftet.

Es ist verhältnismäßig leicht, die Albanesen von der großen Menge der übrigen Orientalen zu isolieren, weil sie alle auf ihre Nationalität sehr stolz sind und an ihrer heimischen Tracht und an ihrer Muttersprache mit großer Zähigkeit festhalten. Soweit meine Erfahrung reicht, heiraten sie auch in der Diaspora nicht häufig außerhalb ihres Stammes und haben wahrscheinlich auch deshalb ihre physischen Eigenschaften verhältnismäßig sehr homogen erhalten. Andererseits bringt es schon der alles nivellierende Islâm mit sich, daß Arnauten, besonders solche in höherer sozialer Stellung, in „türkische“ Familien hineinheiraten oder ihre Kinder an Türken vermählen. So kommt es natürlich zu einem allmählichen Einsickern albanischen Blutes in zahlreiche türkische Familien, während andererseits eine

Digitized by Google

gewisse Verdünnung des Blutes ursprünglich rein albanesischer Familien fast unausbleiblich ist, wenn sie einige Generationen hindurch in Anatolien oder Syrien bleiben. Aber hier gilt dasselbe, was oben für die Tscherkessen angedeutet wurde: eine derartige Amalgamierung bleibt meist auf die höheren sozialen Schichten beschränkt und greift nur in sehr geringem Grade auf die breiten Massen des Volkes über; sie ist daher in der Regel ohne große Bedeutung für die anthropologische Arbeit.

Von ihren türkischen Nachbarn werden die Albanesen Arnauten genannt, was nach allgemeiner Annahme auf die frühe byzantinische Bezeichnung „Arbanitai" zurückgeht. Sich selbst nennen sie Schkipetaren = Bergbewohner. Der Fluß Schkumb teilt das Heimatland der Albanesen in zwei Teile; nördlich von ihm wohnen die Gegen, südlich die Tosken; in beiden Gruppen gibt es Christen und Mohammedaner, aber die christlichen Gegen sind meist katholisch, die christlichen Tosken orthodox. Für Vorderasien kommen natürlich fast nur die mohammedanischen Arnauten in Betracht, da die christlichen nur in Ausnahmefällen Veranlassung haben, nach einem mohammedanischen Land auszuwandern. Die in der Diaspora lebenden Arnauten legen anscheinend sehr wenig Gewicht darauf, ob sie ursprünglich nördlich oder südlich vom Schkumb zu Hause waren. Die Frage, ob sie Gegen oder Tosken seien, ist mir, obwohl ich sie viele dutzendmal gestellt, niemals beantwortet worden; sie sind eben Arnauten. Ein oder das anderemal war eine solche anscheinend ausweichende Antwort vielleicht durch das Bestreben bedingt, eine eventuelle Nachfrage in der Heimat zu verhindern; in der Regel entsprach sie wohl einem lebhaften nationalen und sprachlichen Solidaritätsgefühl.

Für die von mir untersuchten Arnauten kann ich somatische Unterschiede zwischen Gegen und Tosken nicht angeben. Eugène Pittard, der 112 in der Dobrudscha angesiedelte Arnauten untersucht und 1910 über sie in den Bulletins der Rumänischen Akademie berichtet hat, fand, daß die Tosken mit einem mittleren Kopfindex von 87 noch kurzköpfiger seien als die Gegen mit einem solchen von 85. Meine eigenen Messungen an 130 Individuen ergeben für die „Arnauten" schlechthin Kopfindices, die von 81 bis 100 (!) schwanken und bei 85 die größte Häufigkeit erreichen. Sieht man von dem einen Individuum mit dem Index von 100 ab, der vielleicht pathologische Ursachen hat (obwohl an sich kein Grund erkennbar war, den Kopf für krankhaft verändert zu halten), so würde das Maximum bei 93 liegen und sich ein mittlerer Index von 84 ergeben. Meine Gesichtsindices schwanken zwischen 81 und 91, meine Nasenindices zwischen 50 und 79, während die von Pittard zwischen 55 und 86 schwanken,

Digitized by Google

was möglicherweise zum Teil darauf zurückgeht, daß ich bei der Bestimmung des Nasionpunktes etwas höher hinaufgerückt bin als mein Schweizer Kollege. Breite Nasen waren übrigens in meinem Material außerordentlich selten; mein Häufigkeitsmaximum liegt bei 63, während die Leute von Pittard zwei Maxima zeigen, eines bei 61 und eines bei 71. Ganz unwissend sind wir leider noch über die Art der Verbreitung des blonden Elementes unter den Arnauten. An den Hafenorten in Albanien selbst und auf den zwischen diesen verkehrenden Dampfern sah ich Hunderte von blonden Arnauten, schmutzig, verlaust und auch sonst in jedweder Beziehung höchst unsympathisch und verschlagen aussehend; aber ich besitze leider keinerlei statistische Aufzeichnung über diese Leute und auch keine Maße von ihnen. Unter den 130 Arnauten aber, die ich in Vorderasien untersucht habe, waren nur drei wirklich helle Leute mit blauen Augen und blondem Haare. Es scheint also, daß fast nur die brünetten Arnauten sich an der Auswanderung beteiligen. Wie sich in Wirklichkeit die blonden zu den brünetten Arnauten verhalten, ist mir nicht bekannt. Ebenso weiß gegenwärtig kaum jemand mit Sicherheit, woher das blonde Element zu den ursprünglich doch wohl rein brünetten Nachkommen der alten Illyrier gekommen ist. Im allgemeinen nimmt man an, daß die Arnauten in die große „dinarische Gruppe" gehören. Ich bin persönlich etwas mißtrauisch gegen die zur Zeit übliche Abgrenzung dieser Gruppe: jedenfalls haben die wirklichen Arnauten durch lange fortgesetzte Inzucht und durch die Isoliertheit in ihrem schwer zugänglichen Gebirgsland einen sehr charakteristischen Sondertypus entwickelt, der durch große Statur, extrem breite, hohe, große und rundliche Köpfe, schmale Nasen und dunkle Augen ausgezeichnet ist. Die Mischung mit einem blonden, doch wohl slavischen, Element hat einen Teil dieser Leute stark verändert — wenn nicht überhaupt die Dinge etwa so liegen, daß diese hellen Leute ihrerseits nur wenig albanesisches Blut bekommen haben und nur ihrer Sprache wegen zu den Arnauten gerechnet werden. Zur Entscheidung dieser Frage können die bisherigen Arbeiten von Pittard und von mir schon deshalb nicht genügen, weil sie nicht in Albanien selbst, sondern nur an in der Diaspora lebenden Arnauten angestellt sind.

Selbst über den Charakter der von mir untersuchten Leute habe ich kaum ein Urteil. Der Aufenthalt in der Fremde läßt die Menschen in der Regel schon an sich sympathischer erscheinen, als sie in ihrer Heimat sein mögen; bewußt oder unbewußt haben sie das Bestreben, sich von ihrer besten Seite zu zeigen. Oft war ich voll Bewunderung für die Intelligenz und für die körperliche und geistige Energie dieser gut gewachsenen und

Digitized by Google

auch nach unseren Begriffen „schönen“ Menschen und freute mich über ihr zielbewußtes Vorwärtsstreben. Nur ihre politische Unzuverlässigkeit war mir immer höchst auffallend; während ich niemals sonst von irgendwelchen anderen Mohammedanern auch nur die leiseste Andeutung ihrer Unzufriedenheit mit dem Padischah zu hören bekommen, haben mir schon, als ich 1881 als Arzt mit einer österreichischen archäologischen Expedition in Anatolien war, mehr als einmal vornehme Arnauten in amtlicher Stellung erklärt, sie wollten durchaus unter österreichische Herrschaft kommen; wenn aber Österreich noch lange zögere, so würden sie ihr Land von Italien annektieren lassen. Bestrebungen, von Konstantinopel loszukommen, waren ja sicher auch in anderen Gegenden des osmanischen Reiches, etwa in Arabien, vorhanden, aber niemals würden sich da Mohammedaner einem Ungläubigen gegenüber so unverblümt aussprechen. Sind mir also schon die mohammedanischen Arnauten in politischer Beziehung immer sehr bedenklich erschienen, so gilt das natürlich doppelt und dreifach von den christlichen. Die lange und sicher oft grausame Unterdrückung durch die Mohammedaner hat diese Leute kulturell und moralisch auf einen entsetzlichen Tiefstand herabsinken lassen.

* * *

Die wenigen Tausende Bulgaren, die in Vorderasien leben, meist natürlich Mohammedaner, da die christlichen Bulgaren weniger Veranlassung haben, auszuwandern, sind überwiegend auf Konstantinopel, Brussa und einige Plätze an der Nordküste von Kleinasien beschränkt. Nur ganz kleine Gruppen von ihnen sind meist als Fuhrleute mit ihren Wagen auch über den großen Taurus gezogen und bis in das nördliche Syrien gelangt. Fast alle diejenigen, mit denen ich in persönliche Berührung gekommen bin, stammten aus Eskisagrah oder sonst aus Ost-Rumelien und waren in ihrer Tracht nicht nur, sondern auch in ihrem ganzen Habitus außerordentlich einheitlich. Viele von ihnen sind mir durch ihre sehr langen Schädel und ihre ganz schmalen Gesichter aufgefallen. Die Leute haben seinerzeit mit ihren Frauen die alte Heimat verlassen und sollen jetzt ausnahmslos nur unter sich heiraten, so daß sie also einerseits leicht zu isolieren sind und andererseits keinerlei Einfluß auf die somatischen Eigenschaften ihrer neuen Nachbarn haben. An sich ist die Anthropologie der Bulgaren bis in die letzten Jahre sehr dunkel gewesen und wird erst jetzt durch die Arbeiten von Watjew und von Krum Drontschilow aufgehellt. Die blonden Typen unter ihnen hat man lange übersehen, obwohl sie nicht ganz selten sind. Ich beziehe sie auf eine Ein-

Digitized by Google

wanderung aus Nordeuropa, für die ich allerdings keinerlei Zeitbestimmung zu treffen imstande bin. Ebenso sind mir einige Langschädel mit auffallend geringer Basion-Bregma-Höhe, die ich bulgarischen Freunden verdanke, noch wenig verständlich. Sie gleichen zum Verwechseln den schönen Langschädeln, die Gildemeister aus Bremen veröffentlicht hat und die mir seither in ganz gleicher Art auch aus Hamburg bekannt geworden sind. Da genau übereinstimmende Formen auch an der Südküste Kleinasiens vorkommen, liegt es nahe, an eine Wanderung von Nordländern zu denken, die dem Laufe der Donau folgend nach dem Osten von Europa gelangt sind und dann auch ganz Kleinasien durchquert haben. An anderer Stelle denke ich dieses Problem ausführlicher zu behandeln, als hier am Platze wäre.

Rumänen, Serben und Montenegriner spielen in Vorderasien anthropologisch eine so geringe Rolle, daß hier nicht weiter auf sie eingegangen zu werden braucht.

* * *

Seit 1879 bis zum Weltkrieg ist wohl kaum ein Dampfer des Österr. Lloyd von Triest oder Korfu nach Konstantinopel abgegangen, der nicht Bosniaken, Mohammedaner aus Bosnien und aus der Herzegowina, an Bord gehabt hätte, die sich, ähnlich wie die Tscherkessen aus dem Kaukasus, der christlichen Herrschaft entziehen und nach einem mohammedanischen Lande auswandern wollten. Sie siedeln sich mit Vorliebe in oder bei Brussa an und werden sicher im Laufe der nächsten Generation den somatischen Charakter der bisherigen Bewohner jener Gegend etwas beeinflussen. Es ist deshalb nötig, hier festzustellen, daß diese Leute, obwohl sie in Österreich meist als „Türken“ bezeichnet wurden, so gut wie gar kein „türkisches“ oder auch nur vorderasiatisches Blut haben. Sie stammen fast durchaus von jenen typischen Südslaven ab, die in Bosnien und in der Herzogewina schon lange vor der Schlacht am Amselfelde (Kossowo-polje) gelebt hatten. Damals, 1389, wurden nach dem Falle und der Zerstörung des großserbischen Reiches die Bewohner von den Türken gezwungen, zum Islâm überzutreten, wenn sie ihren Grundbesitz behalten wollten; sie haben aber damals und seither nicht einmal die Sprache ihrer neuen Herren angenommen und reden noch heute fast ausschließlich serbokroatisch — was sie nicht gehindert hat, eifrige und sogar fanatische Mohammedaner zu werden. Im übrigen repräsentierten sie schon wegen ihrer Stellung als Herren ihren christlich gebliebenen Volksgenossen gegenüber das weitaus vornehmere und kulturell vorgeschrittenere Element und unterschieden sich durch ihre freie Haltung und durch ihr

Digitized by Google

offenes Auftreten sehr vorteilhaft von den Katholiken und Orthodoxen dieser beiden Provinzen.

Ab und zu im Laufe der Jahrhunderte haben sicher einzelne Offiziere und Beamte aus Konstantinopel und aus Vorderasien sich in Bosnien verheiratet und sind dann mit ihren Familien im Lande geblieben, und ebenso haben sich bosnische Offiziere mehrfach dauernd irgendwo in der asiatischen Türkei niedergelassen und Familien gegründet, aber die so entstandenen Blutmischungen kommen wegen ihrer relativen Seltenheit für unsere gegenwärtige Untersuchung kaum in Betracht; für diese konnte uns nur die seit 1879 ununterbrochen andauernde systematische Auswanderung der mohammedanischen Familien interessieren.

* * *

„Frenghi" oder Franken ist die Bezeichnung, die im ganzen vorderen Orient für die christlichen Westeuropäer (und auch für die — Syphilis!) allgemein verbreitet ist. Vieles hat sich in den letzten hundert Jahren in der Türkei geändert, aber nichts so sehr als die soziale Stellung der „Franken". Sie durften in den Städten nicht reiten, sondern mußten ihr Pferd am Zügel führen, und sie mußten auch im freien Felde vom Pferde steigen und eine demütige Stellung einnehmen, wenn sie einem Mohammedaner auch aus den untersten sozialen Schichten begegneten; auch an realen Bedrückungen hat es nie gefehlt; heute gelten die Franken vielfach als die wahren Wohltäter der Türkei, und Deutsche, Engländer und Franzosen erfreuen sich wenigstens „abwechselnd" des größten Ansehens.

* * *

Im Gegensatz zu den „Franken", die sich nur vorübergehend im Lande aufhalten, versteht man unter der Bezeichnung „Levantiner" die Nachkommen meist französischer und italienischer, also katholischer Familien, die zum Teil schon seit vielen Generationen in der „Levante" leben. Diese heiraten immer unter sich und haben so mit der Zeit einen ihnen eigentümlichen Typus entwickelt, der einem echt orientalischen, etwa dem griechischen oder armenischen, nicht ganz unähnlich ist und um so öfter mit ihm verwechselt wird, als Tracht und Haltung der einen und der anderen besonders in den großen Küstenstädten nach den gleichen französischen Vorbildern gerichtet sind und also oft völlig übereinstimmen. Daher ist es nicht überflüssig, zu betonen, daß die „Levantiner" wenigstens im Prinzip gar kein orientalisches Blut haben und auch tatsächlich nur selten fremdes Blut in sich aufnehmen. Gerade das aber macht ihren

Digitized by Google

oft sehr dunklen und dem „orientalischen" angenäherten Typus anthropologisch besonders interessant. Ähnlich wissen wir ja auch von den Kreolen, den Nachkommen französischer Familien im tropischen Amerika, daß sie nicht, wie manche Laien glauben, Neger- oder Indianerblut haben und daß sie trotzdem wesentlich dunkler sind, als ihre Voreltern in der französischen Heimat gewesen waren.

Hier und dort liegt diesen Tatsachen sicher eine typische „Auslese" zugrunde; wenigstens wird von Ärzten und auch von denkenden Familienmüttern in den Küstenstädten der Levante übereinstimmend angegeben, daß in heißen Sommern die Sterblichkeit der blonden Kinder ungleich größer sei als die der brünetten, und daß jene auch der Malaria viel häufiger erlägen als diese. Leider gibt es nirgends im Oriente eine greifbare Statistik, die derartige Angaben einwandfrei erhärten würde; ich halte sie trotzdem für richtig; jedenfalls kenne ich keine einzige helle levantinische Familie in einer Malariagegend, während ich in mehreren solchen Familien, die gegenwärtig sehr stark brünett sind, das Vorhandensein heller Aszendenten noch vor wenigen Generationen mit großer Sicherheit feststellen konnte. In solchen Familien entwickelt sich aber parallel mit dem dunklen Typus, rein nur durch Auslese, auch eine fast absolute Immunität gegen Malaria, selbst in solchen Gegenden, in denen vorübergehend anwesende Europäer ausnahmslos schwer, oft tödlich erkranken.

An dem Aufbau der einheimischen Bevölkerung nehmen Franken und Levantiner nur in ganz seltenen Ausnahmefällen wesentlichen Anteil. Nur für Marmaritza bei Halikarnaß, einem der schönsten Häfen des östlichen Mittelmeeres, der viele Jahre lang britische Flottenstation gewesen war, wird erzählt, daß ein großer Teil der Kinder in den anliegenden Dörfern hell und flachshaarig sei. Ebenso lernte ich 1881 in Kynyk am Etschen-tschai, dem alten Xanthos, einen Mohammedaner kennen, der sehr langköpfig war, ganz helle Haare sowie rein blaue Augen hatte und mit einer ungewöhnlichen Intelligenz ein fast fanatisches Interesse für meine geographischen und archäologischen Arbeiten verband, so daß er mir mehrere Monate lang ein treuer und lieber Begleiter war und mich vielfach zu aufrichtigem Danke verpflichtete. Er war, soweit er feststellen konnte, 1841 geboren, etwa ein Jahr nach dem Eintreffen der zweiten Expedition von Sir Charles Fellows und seinen Begleitern in Xanthos. Ebenso lernte ich später einmal in Sendschirli eine armenische Frau kennen, die hochblond war und von der ihre eigenen Verwandten meinten, daß sie die Tochter eines Amerikaners sei. Sie ist mir auch durch die geradezu erschreckende Heftigkeit in Erinnerung, mit der sie auf eine

Digitized by Google

Einreibung mit Ung. cinereum reagierte, das sonst von Orientalen in sehr viel größeren Dosen anstandslos vertragen wird, als bei uns für zulässig gelten.

Aber das sind ganz seltene Ausnahmen, die ohne jede allgemeine Bedeutung sind: Die vielen hellen Leute, die wir auch im Innern von Kleinasien und Syrien antreffen, hängen mit derartigen zufälligen und seltenen modernen Beimischungen von europäischem Blut sicher in keiner Weise zusammen; sie können nur durch eine alte Einwanderung eines xanthochroischen Volksstammes erklärt werden; von einer solchen wird hier bald die Rede sein, sobald wir zur Besprechung der Kurden gelangen.

* * *

Fast ebenso leicht wie die bisher behandelten Gruppen von Fremden sind in Vorderasien auch die Juden abzugrenzen und anthropologisch zu isolieren. Nur ist es dazu nötig, sich erst über die verschiedenen Arten von Juden klar zu werden, die im Orient nebeneinander vorkommen. Auch in Europa sollte man ja zwischen Sephardim und Aschkenasim unterscheiden, aber die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen sind bei uns in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr verwischt worden, so daß es unter den Juden, besonders unserer Großstädte, Familien gibt, die nicht mehr wissen, in welche Gruppe sie gehören oder denen sogar schon die Namen und die zu ihnen gehörigen Begriffe völlig fremd sind. Anders im Orient. Da besteht eine große Kluft nicht nur zwischen diesen beiden Hauptgruppen, sondern auch zwischen diesen und verschiedenen anderen kleineren jüdischen Gemeinschaften.

Mehr als die Hälfte aller orientalischen Juden gehört zu den Sephardim. Ihr Name soll von einem mittelalterlich-hebräischen Wort „Sepharad" für Spanien abzuleiten sein; jedenfalls stammen sie von Juden ab, die 1492 aus Spanien und 1496 aus Portugal ausgewiesen wurden. Sehr rasch waren diese nach dem Osten gelangt und haben sich besonders in Saloniki und in Konstantinopel in großen Mengen angesiedelt und sich von da dann rasch über das ganze osmanische Reich verbreitet, so daß es schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts daselbst kaum eine größere Stadt ohne spaniolische Juden gegeben haben dürfte. Wie schon S. 57 erwähnt, sprechen diese Juden noch heute, nach mehr als vier Jahrhunderten, ein sehr altertümliches Spanisch, das sich, offenbar wegen ihrer relativen Abgeschlossenheit, in ihrem Munde sehr viel weniger verändert hat als in Spanien selbst.

Die soziale Stellung dieser Spaniolen war von vornherein eine verhältnismäßig günstige. Man könnte fast an alle die wertvollen Kulturgüter

Digitized by Google

denken, die von den französischen Refugiés nach dem Berlin des Großen Kurfürsten gebracht wurden, wenn man erwägt, wie primitiv damals die türkischen Verhältnisse gewesen sind und wie im Gegensatz dazu das Spanien des 15. Jahrhunderts ganz auf der Höhe der westeuropäischen Kultur stand. So ist es begreiflich, daß die Spaniolen von den Türken damals als wirkliche Kulturträger angesehen wurden und manche Privilegien erhielten, wobei es allerdings auch nicht ohne allerhand Einschränkungen und Kleiderverbote abging. Ebenso wie sich die Juden in Spanien gekleidet hatten wie Spanier, so trugen sie sich natürlich, schon um nicht aufzufallen, im Orient orientalisch. Aber schon früh wurden ihnen bunte Kleiderstoffe und große Turbangewinde ausdrücklich verboten. Ebenso durften sie keine gelben Schuhe tragen, ein Verbot, das anscheinend in vielen Städten als ganz besonders drückend empfunden und fortwährend umgangen wurde. Wenigstens kenne ich aus Smyrna, aus Saloniki und auch aus Sarajevo Notizen, die ganz unabhängig voneinander zeigen, wie schon im 17. Jahrhundert die spaniolischen Juden Jahr für Jahr aus Gemeindemitteln Gelder aufbringen, um durch Bestechung wenigstens per nefas gelbe Schuhe tragen zu können. Um dieselbe Zeit hört man auch sonst von übermütigen Bedrückungen der Juden im Orient, und so war es hie und da eine Art Sport für untergeordnete Polizeibeamte, wenn eine Hinrichtung bevorstand, den Galgen erst in der Nähe des Judenviertels aufzurichten, um auf solche Weise ein Geschenk dafür zu erpressen, daß die Hinrichtung schließlich doch an einer anderen Stelle vollzogen wurde.

Jede einzelne größere jüdische Gemeinde hatte ihren Oberrabbiner, Chachambaschi, der sich in der Regel großen Ansehens auch bei der türkischen Beamtenschaft erfreute und in verschiedenen Verwaltungskörpern Sitz und Stimme hatte. Von den mir bekanntgewordenen Familiennamen solcher Chachambaschis seien hier die folgenden mitgeteilt: Adutt, Almuli, Altaraz, Ascher, Baruch, Benvenisti, Crispi, Ferro, Franco, Mirrachi, Mussafia, Navaro, Pardo, Pereira, Pinto, Romano, Russo, Sassun, Sonnino. Es sind dieselben Namen, die wir auch in Frankreich und in Italien bei den Spaniolen finden.

Völlig anders ist die soziale Stellung der Aschkenasim, der sogenannten deutschen Juden, die von den Spaniolen „tedeschi“ genannt werden, aber in Wirklichkeit größtenteils aus Rußland und sonst aus Osteuropa eingewandert sind und „jiddisch“ reden. Diese Leute haben ein Jahrtausend und länger in den kulturell rückständigsten Gebieten Europas gelebt und ihre geistige Entwicklung ist daher eine höchst eigenartige. Sie sind oft Grübler und zu Spitzfindigkeiten geneigt, die uns absurd erscheinen.

Digitized by Google

Viele sind dauernd in einer Art von geistiger Abwehrstellung und ausgesprochen pessimistisch veranlagt, während die Sephardim in der Regel ein heiteres Gemüt und wirkliche Lebensfreude haben. Aber auch körperlich sind die Aschkenasim vielfach sehr zurückgeblieben und halten sich nicht immer so aufrecht wie die meisten Sephardim.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß überall im Orient zwischen den Sephardim und den Aschkenasim ein sehr gespanntes Verhältnis besteht. Die wirklichen Unterschiede in den Glaubensformen scheinen nach meinen Erkundigungen allerdings nur ganz unwesentlich zu sein; trotzdem herrscht fast überall eine gegenseitige Geringschätzung, ärger noch, als sie auch in unseren rückständigsten Alpendörfern etwa zwischen Katholiken und Protestanten bestehen dürfte. Mischheiraten gelten als ganz „unmöglich" und ebenso hat man mir in Makri, dem alten Telmessos, erzählt, daß die Angehörigen der dortigen aschkenasischen Judenschaft sich einmal länger als ein Jahr jedes Fleischgenusses enthalten hätten, weil ihr eigener Schächter gestorben war und sie von dem Schächter ihrer sephardischen Glaubensgenossen nichts wissen wollten. Ganz ähnliche Verhältnisse haben übrigens noch vor nicht sehr langer Zeit auch in Europa bestanden. So erwähnt R. Andree in seiner Volkskunde der Juden einen Passus aus dem Fragekasten des „Jewish Chronicle" von 1878, in dem sich ein Aschkenas bei der Redaktion erkundigt, ob denn diese Portugiesen wirkliche Juden seien oder „nur eine Art von Bastarden, die mit uns echten und wahrhaften Juden nur weitschichtig verwandt seien". Und darauf erhielt er von einem der portugiesischen Juden die Antwort, daß gerade diese die höchste Kaste unter den Juden bildeten, was schon daraus hervorginge, daß sie sich immer von jeder Vermischung mit den minderwertigen „tedeschi" freigehalten hätten. Und ebenso berichtet Andree, wie noch 1864 die Sephardim von Bukarest einen eigenen Kirchhof für sich gekauft hätten, um auch noch nach dem Tode nichts mit den verachteten Aschkenasim zu tun zu haben.

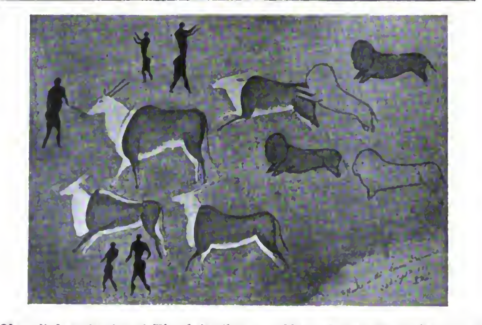
Körperlich einheitlich sind nun weder die Sephardim noch die Aschkenasim. In beiden steckt, wie später in anderem Zusammenhang gezeigt werden soll, allerhand orientalisches Blut, zunächst das der vorsemitischen Urbevölkerung von Vorderasien und dann das von semitischen Einwanderern, für die Abraham der Heros eponymos ist. Zu diesen beiden Hauptelementen aber sind natürlich im Osten und im Westen noch andere dazu getreten, die eine weitere Spaltung in Untertypen veranlaßt haben. Der Laie pflegt freilich immer von einem einheitlichen jüdischen Typus zu sprechen. Der aber existiert nur in seiner Einbildung und in manchen

Digitized by Google

Tafel 7







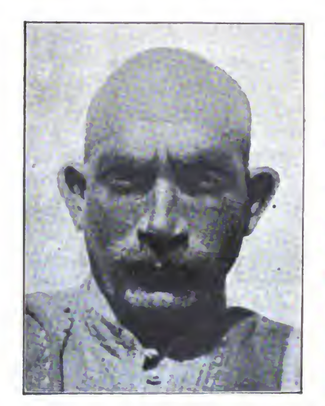


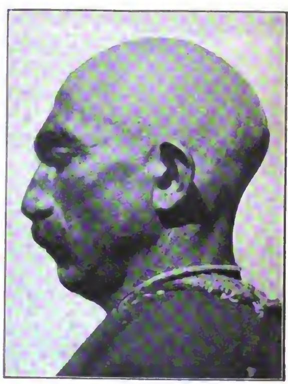
Oben links: Jagd auf Eland-Antilopen. Oben rechts: Petroglyphe mit einer Darstellung des südafrikanischen zweigehörnten Rhinozeros aus der Nähe von Kimberley. Unten links: Eland-Antilopen von Löwen verfolgt. Unten rechts: Höhlenmalerei aus Spanien. Cuevos del Civil

Digitized by Google









Zwei Kurden, Ibo und Bako, Nemrud-Dagh 1883
v. Luschan phot.

Digitized by Google

Büchern, nicht aber in Wirklichkeit. Es gibt Juden mit hellen und mit dunklen Augen, Juden mit schlichtem und mit krausem Haar, Juden mit hohen und schmalen Nasen, Juden mit sehr kurzen und breiten Nasen, und vor allem schwankt ihr Kopfindex zwischen 65 und 98, also so sehr, als er nur überhaupt innerhalb der Spezies Mensch schwanken kann. Wie aus der Kurve auf S. 147, die noch näher besprochen werden soll, hervorgeht, ist die große Mehrzahl der Juden ausgesprochen kurzköpfig, aber ein nicht geringer Prozentsatz von ihnen ist wiederum durch sehr lange Köpfe ausgezeichnet. Von einer Übereinstimmung in der Kopfform kann also nicht entfernt die Rede sein; aber auch der immer und immer wieder hervorgehobene einheitliche Gesichtsausdruck der Juden ist außerordentlich schwer zu definieren. Soviel ich weiß, war Joseph Jacobs der erste, der 1885 im „Journal Anthropol. Inst.“ den Versuch machte, eine wissenschaftliche Definition dessen zu geben, was er „Jewishness“ nannte. Er meinte, daß es sich um eine ganz bestimmte und typische Entwicklung der Nasenlöcher handelt und spricht von einer spezifischen „nostrility“ der Juden. Später hat sich Weißenberg bemüht, einen spezifisch jüdischen Typus nachzuweisen, indem er einige hundert Photographien von Russen und von russischen Juden, zwei Freunden, einem Russen und einem Juden, vorlegte und notierte, wie oft der eine und wie oft der andere die Rassenzugehörigkeit richtig erkannt hatten. Der Russe hatte in 50, der Jude in 70 % der Fälle eine richtige Diagnose gemacht. Ich glaube nicht, daß dieses Experiment irgendwie beweisend ist; wenn Weißenberg seinen Freunden anstatt Photographien von Russen solche von Griechen, Armeniern und Persern unter seine Juden gemischt hätte, würde die Anzahl der richtigen Bestimmungen zweifellos sehr viel kleiner ausgefallen sein. Er würde dann wohl auch gefunden haben, daß, was er jüdischen Typus nennt, in Wirklichkeit nur ein allgemein orientalischer ist. Ich werde auf diese Dinge noch am Schluß dieser Untersuchung zurückkommen. Ich darf vielleicht hier noch einmal auf die Kurve auf S. 147 hinweisen und dazu bemerken, daß sich die breiteste Linie auf die Kopfindices von 1220 Juden bezieht. 52 % von diesen waren Sephardim, die ich in Smyrna, in Konstantinopel, in Makri und auf Rhodos gemessen habe. Der Rest waren Aschkenasim, meistens russische und polnische Juden, die ich als Assistenzarzt im Wiener Allgemeinen Krankenhaus dort habe messen können. Dabei hat sich gezeigt, daß die schmalen und die breiten Köpfe in beiden Gruppen fast gleichmäßig verteilt sind. Das in der Literatur mehrfach erwähnte Vorkommen längerer Köpfe bei den Sephardim und kürzerer bei den Aschkenas kann ich nach meinen eigenen Messungen nur in ge-

Digitized by Google

ringem Grade bestätigen. Hingegen haben die Spaniolen sehr viel schmälere Gesichter und auch schmälere Nasen als die „tedeschi". Der mittlere Gesichtsindex meiner Aschkenas ist 81, der meiner Spaniolen 90; ebenso haben jene einen mittleren Nasenindex von 76, diese von 63. Diese großen Unterschiede in der Form gerade des Gesichtes und der Nase sind sicher nicht zufällig. Zum Teil mögen sie auf einer unbewußten Auslese bei der Gattenwahl beruhen, die im Sinne einer Anpassung an die christlichen Nachbarn gerichtet war; ebenso wird man aber auch daran denken müssen, daß im Osten und im Westen die Juden sehr oft Gelegenheit gehabt haben, durch Übertritte ihrer Nachbarn zum Judentum fremdes Blut in sich aufzunehmen.

Außer diesen beiden großen Gruppen von orientalischen Juden gab es in Vorderasien vielfach noch kleinere jüdische Gemeinschaften, die ihre Wohnsitze schon seit der antiken Zeit innehatten; doch ist kein sicherer Anhalt dafür gegeben, daß sich lebende Reste dieser alten jüdischen Ansiedlungen noch heute erhalten haben. Alte jüdische Niederlassungen sind ja auch für Deutschland mehrfach historisch nachgewiesen, aber ich kenne nur eine einzige Familie (in Worms), von der wenigstens erzählt wird, daß sie sich seit der römischen Kaiserzeit an Ort und Stelle blühend erhalten hat. In gleicher Weise mögen sich natürlich auch in Vorderasien da oder dort jüdische Familien seit sehr alter Zeit und erst recht seit der Zerstörung Jerusalems (70 n. Chr.) bis auf den heutigen Tag lebend erhalten haben, aber sie scheinen keine Tradition darüber zu haben, wie viele Jahrhunderte seit ihrer Einwanderung verstrichen sind. Sir William M. Ramsay, einer der besten Kenner Kleinasiens, hat mehrfach von Funden berichtet, die nur auf solche ganz alte Anwesenheit bezogen werden können. So fand er (vgl. sein *„Intermixture of Races in Asia Minor"* in „Proc. of the Brit. Academy", Vol. VIII) eine Grabinschrift eines Aurelius Phrougianus, Sohnes des Menokritos, in der sich ein Zitat aus dem 5. Buch Mosis befindet, und ebenso ermittelte er einen Mann namens Gaius Valerius Andronicus Salomon, der ungefähr um 150 n. Chr. an der Grenze zwischen Lydien und Phrygien gelebt hat, und konnte feststellen, daß dieser selbe Mann sich gelegentlich nur mit seinen drei griechisch-römischen Namen genannt hat oder auch nur mit seinem hebräischen. Solche in der Diaspora lebende Juden hat es in der späteren Kaiserzeit in Kleinasien sicher zu Tausenden gegeben, aber sie haben sich früher oder später ihren Nachbarn assimiliert und sind so nicht mehr greifbar. Wie blühend solche jüdische Kolonien gewesen sein können, erhellt aus Ciceros Rede *pro Flacco* 26, 68. Flaccus war Statthalter im westlichen Phrygien

Digitized by Google

und fand, daß die Menge Gold, die allein nur von den jüdischen Gemeinden in Apameia und Laodicea jährlich als Steuer für die Erhaltung des Tempels in Jerusalem abgesandt wurde, so groß war, daß er daraus Störungen der Finanzwirtschaft seiner Provinz befürchtete; so legt er einmal Beschlag auf eine solche Sendung und konfiszierte Gold im Gewichte von 100 Pfund aus Apameia, 20 Pfund aus Laodicea und weitere Mengen aus anderen Städten. Das läßt für das 1. vorchr. Jahrhundert auf eine ebenso wohlhabende als numerisch starke Judenschaft in jenen Städten schließen, aber auch von dieser ist jetzt keine Spur mehr nachweisbar. Sir William erwähnt in ähnlichem Zusammenhang die Möglichkeit einer epigraphischen Untersuchung der Grabsteine auf den alten jüdischen Begräbnisplätzen der größeren vorderasiatischen Städte. Eine solche Untersuchung würde sicher nach mehreren Richtungen hin wichtige Aufschlüsse bringen, aber sie würde große Mittel erfordern und vermutlich auf lebhaften Widerstand der Gemeinden stoßen, auch wenn sie von jüdischen Gelehrten durchgeführt werden sollte. In Smyrna habe ich mich einmal bemüht, etwas über dortige Juden zu erfahren, die weder spanisch noch jiddisch sprachen. Es gibt solche, aber es war mir ganz unmöglich, festzustellen, ob sie wirklich schon vor den Spaniolen und vor den Aschkenas im Lande ansässig waren.

Mein Gesamteindruck nach den mir bisher bekannten Tatsachen ist einstweilen, daß es während der römischen und auch später während der byzantinischen Herrschaft in Kleinasien sehr zahlreiche blühende jüdische Gemeinden gegeben hat, daß sie aber bald bis auf verschwindend kleine Reste unter ihren heidnischen und christlichen Nachbarn untergetaucht sind, d. h. von ihnen resorbiert wurden. Das ist der gleiche Prozeß, den wir auch in der Gegenwart beobachten können, wenn wir die Wandlungen verfolgen, die mit manchen ostjüdischen Familien vor sich gehen, wenn sie nach dem Westen wandern; schon in der zweiten Generation verschwinden Kaftan und Schläfenlocken, die dritte zieht in die Großstadt und nimmt alle Kultur und alle Laster der großen Städte in sich auf, verliert ihr reines Familienleben und führt christliche Namen, die vierte läßt sich taufen und die fünfte heiratet in christliche Familien. Die späteren Generationen teilen dann durchaus das Schicksal der christlichen großstädtischen Familien und sterben genau wie diese innerhalb von längstens zwei Jahrhunderten aus und machen anderen Platz, die wiederum denselben Weg gehen werden.

Ähnlich verhält es sich mit den Juden von Südarabien. Im eigentlichen Jemen sollen über 40000 Juden leben, davon allein in Aden 3000. Nach


Digitized by Google

ihrer eigenen Tradition stammen sie von Juden ab, die schon nach der ersten Tempelzerstörung aus Jerusalem geflohen seien. Esra soll sie dann aufgefordert haben, wieder zurückzukommen, und soll, als sie sich dessen weigerten, den großen Bann gegen sie ausgesprochen haben. Etwa seit 1880 haben diese jemenitischen Juden angefangen, nach Kairo, Jaffa und Jerusalem auszuwandern. Nach Weißenberg, Z. f. E. 1909, sind diese Leute durchweg klein mit sehr schwarzen Haaren und dunklen Augen. Unter 78 Männern hatten acht einen Index unter 70 und nur fünf hatten Indices zwischen 80 und 85. Der mittlere Kopfindex der Männer war 74, der von 14 Frauen 77. Sehr auffallend und einstweilen unerklärt ist, daß sie sich zwar in der Art der orientalischen Juden kleiden, daß aber ihr Hebräisch durchaus den Charakter der Aschkenasim und nicht den der Sephardim hat. Weißenberg ist geneigt, gerade diese jemenitischen Juden, „die so viele echt semitische Züge zeigen, und die jahrtausendelang ein streng abgesondertes Leben geführt haben", als die wahren Abkömmlinge der alten Hebräer zu betrachten. Demgegenüber erscheint mir die Mitteilung von Hermann Burchardt (Ost und West 1902, S. 341) außerordentlich bemerkenswert, daß die Araber im Jemen von ihren Juden sagen, diese seien in Wirklichkeit überhaupt gar keine Beni Israel, sondern es seien Araber, die das Judentum angenommen haben. Ganz genau ebenso dürfte es sich mit den abessinischen Juden, den sogenannten Falascha, verhalten. Auch diese sind wahrscheinlich der Rasse nach fast reine Abessinier und sind nur in ihrer übrigens sehr dürftigen geistigen Kultur durch irgendwelche frühe jüdische Einwanderer etwas beeinflußt.

Die Anzahl der jetzt in Vorderasien lebenden Juden ist nur ganz annähernd zu ermitteln. Man meint, daß sie 200000 kaum erreicht. Bemerkenswert ist ihre Berufsgliederung. Sehr viele sind natürlich Krämer, Wechsler, Juweliere und Goldarbeiter wie bei uns; wirklich in der Art eines Monopols aber beherrschen sie das Glaser- und Klempnergewerbe. Ich glaube nicht, daß es im ganzen osmanischen Reich einen einzigen nicht jüdischen Klempner gibt. Auffallend ist, daß spanische Juden an einigen Hafenplätzen, vor allem auf Rhodos, sich dem Beruf der Lastträger (Hammal) gewidmet haben, und diesen dort auch vollständig monopolisieren, so daß sich sogar die internationale Schiffahrt nach ihnen richten muß und daß kein Dampfer auf Rhodos an einem Sonnabend oder sonst an einem jüdischen Feiertag Waren löschen oder an Bord nehmen kann. Dieses Monopol soll seit 400 Jahren bestehen und hat auf dem Wege der Auslese begreiflicherweise zu einer starken Vergrößerung der Körperhöhe geführt. Von 67 spanischen Juden, die ich auf Rhodos gemessen habe, waren

Digitized by Google

elf über 180 cm groß, während die mittlere Körperhöhe der ganzen Gesellschaft 174 cm betrug. Mit einer solchen Ziffer gehören die rhodischen Spaniolen mit zu den größten Menschen überhaupt (Schotten und Schweden haben eine mittlere Höhe von 175 und 172 cm), während z. B. für die mittlere Körperhöhe der männlichen Juden in Südrußland von Weißenberg nur 165 cm ermittelt ist. Ich kenne wenig Fälle, die besser als diese Zahlen erkennen lassen, wie sehr die Körpergröße in verhältnismäßig kurzer Zeit durch unbewußte Auslese beeinflußt werden kann. Natürlich hat man sich den Zusammenhang so vorzustellen, daß, nachdem einmal die rhodischen Juden einen solchen Beruf erwählt hatten, nun gerade die kräftigsten unter ihnen auch die besten Chancen hatten, sich jung zu verheiraten und viele Kinder zu bekommen.

So bilden die Juden im Orient, auch wenn sie nur wenig zum Aufbau der übrigen Bevölkerung beitragen, doch eine wissenschaftlich besonders interessante und nach mehr als einer Beziehung lehrreiche Gruppe.

* * *

Unter den fremden Elementen in Vorderasien spielen die Zigeuner und ihre Verwandten schon der Zahl nach eine nicht unbedeutende Rolle. Zwar fehlt jede genaue Statistik über sie, aber sorgfältige Erhebungen, die ich mit Unterstützung zahlreicher Freunde angestellt habe, lassen mich annehmen, daß allein in der asiatischen Türkei sich rund 500000 Zigeuner aufhalten, also etwa ebensoviel als in den Balkanländern, während auf Europa ohne den Balkan kaum mehr als rund 200000 Zigeuner entfallen würden. So ist die Zahl der Zigeuner im ehemaligen Gebiet des osmanischen Reiches etwa rund fünfmal so groß als in Europa ohne die Balkanländer. Zu dieser Feststellung sind wir durch genaue Zählung der Angehörigen verschiedener Zigeunerhorden in Anatolien und Syrien gekommen, während freilich für die Anzahl der Horden und für deren Verbreitung vielfach nur Angaben von Zigeunern selbst und bloße Schätzungen zugrunde liegen. Immerhin glaube ich, daß der Fehler unserer Schätzung kaum mehr als etwa 10% auf oder ab betragen dürfte.

Die Herkunft der Zigeuner war lange Zeit hindurch ganz unbekannt. In Frankreich ließ man sie aus Böhmen stammen und in England aus Ägypten. Dieselbe Annahme ergibt sich auch aus dem spanischen Wort für Zigeuner, Gitano, und auch für Albanien, wenn wirklich, wie angenommen wird, *Jevk* = Gybtos (Ägypter) ist. Auf eine andere Herkunft läßt der Name Tatern = Tataren schließen, während das deutsche Wort Zigeuner mit dem griechischen Namen einer phrygischen Sekte, Athinganos, in Zu-

Digitized by Google

sammenhang gebracht wird. Mit diesem Wort hängen dann auch die Bezeichnungen Dschingena und ähnliche zusammen, die in den Balkanländern und im vorderen Orient üblich sind.

Wissenschaftlich haben sich mit den Zigeunern vor allem Pott, M. J. de Goje und Bataillard beschäftigt, deren Arbeiten zu der Anschauung führten, daß die Zigeuner ursprünglich irgendwo im nordwestlichen Indien zu Hause sein mußten. Jedenfalls steht die Sprache der Zigeuner dem alten Prakrit nahe. Dabei sollte freilich nicht außer acht gelassen werden, daß die Zigeuner, wo immer sie sich gerade aufhalten, sehr vieles aus der Landessprache in ihre eigene Mundart übernehmen, so daß z. B. ungarische oder rumänische Zigeuner sich nur schwer oder gar nicht mit russischen oder gar baskischen und spanischen Zigeunern verständigen können. Ebenso hat, soviel ich weiß, der berühmte Slavist Miklosich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß man aus dem Wortschatz irgendeiner beliebigen Zigeunerhorde ohne besondere Schwierigkeit den Weg verfolgen kann, den sie im Laufe jahrhundertelanger Wanderungen zurückgelegt haben, weil die Leute immer wieder aus der Sprache ihrer jeweiligen Nachbarn Worte übernehmen, genau wie sie sich ja auch überall der jeweiligen Landesreligion äußerlich anschmiegen. Wenn man also sagt, daß die Zigeuner ursprünglich aus dem nordwestlichen Indien stammen, weil ihre Sprache dahin weise, so könnte man diese Ansicht vielleicht etwas einschränken, indem man nur sagt, die Zigeuner müßten irgendeinmal durch längere Zeit etwa am mittleren Indus gewohnt haben, ehe sie sich nach dem Nordwesten in Bewegung gesetzt hätten.

Aus orientalischen Quellen darf hier vielleicht eine Angabe von Firdusi erwähnt werden, der zufolge der Perserkönig Behram Gur im 5. Jahrhundert n. Chr. von einem indischen Könige 12000 Musikanten beiderlei Geschlechts, Luri genannt, als Geschenk erhalten habe. Tatsächlich führen die Zigeuner in Persien noch heute diesen Namen, während sie in einigen Ländern mit arabischer Zunge Djall genannt werden. Sich selbst nennen sie *rom*, mit einem Worte, das dem Namen einer dunklen Kaste in Indien entspricht, aber ebensogut mit der Bezeichnung *rom* oder *rum* zusammenhängen kann, die heute im ganzen vorderen Orient für das oströmische Reich und für die Byzantiner gebraucht wird.

Die anthropologische Betrachtung läßt uns in der Frage nach der Heimat der Zigeuner einstweilen noch völlig in Stich. Wenn man in älteren Werken gelesen hat, wie aus ihren schwarzen Augen „tierische Wildheit blitzt“ oder wie ihre Haut mit „schwarzem Samt“ verglichen wird, „über den olivenfarbiger Flor gelegt ist“, wird man bei dem ersten Zu-

Digitized by Google

sammentreffen mit Zigeunern nicht wenig enttäuscht sein; ihre Haut ist, besonders wenn sie ausnahmsweise einmal gewaschen wurde, kaum dunkler als die von irgendwelchen dunklen Südeuropäern, und auch ihre Augen sind nicht schwärzer oder „wilder" oder „blitzender" als die Augen sehr vieler Italiener oder Griechen. Es gibt aber doch einzelne Zigeuner, vielleicht 5—10%, die wesentlich indisch aussehen. Von der großen Mehrzahl aller wirklichen Vorderasiaten unterscheiden die Zigeuner sich durch ihre recht langen Köpfe. Aber diese haben sie mit einem Teile der Jürücken gemein. Ihre Kopfindices laufen von 67 bis 82, die Gesichtsindices von 78 bis 99 mit einem arithmetischen Mittel von 89 ohne deutliches Dichtigkeitsmaximum.

Ähnlich wie in Ungarn ziehen die Zigeuner auch im vorderen Orient als Schmiede, Korbflechter, Siebmacher und Musikanten durch das Land; daneben sind sie gerissene Roßtäuscher und kurieren oder besprechen krankes Vieh; immer stehlen sie, was sie irgend können. Ihre Frauen tanzen mit einem klappernden Tambourin und erfreuen sich als Wahrsagerinnen desselben Rufes wie bei uns. Männer und Frauen sind oft nicht ohne eine gewisse Anmut und bewahren eine unverwüstlich gute Laune, auch wenn es ihnen, wie etwa in einem kalten und nassen Winter, vorübergehend einmal recht herzlich schlecht geht. Im Sommer ziehen sie hoch in die Berge. Ich stieß einmal in einer Höhe von über 2700 m auf ein Lager von zehn Zigeunerzelten, das die lustigste und ausgelassenste Gesellschaft beherbergte, die ich wohl jemals gesehen.

In Nordsyrien gibt es Zigeuner, die sich Aptal nennen und in keiner Weise von den anatolischen Zigeunern zu unterscheiden sind. Allerdings halten sie sich für etwas Besseres und verwahren sich gelegentlich sehr energisch dagegen, daß man sie mit Zigeunern vergleicht. Sie pflegen in kleinen Trupps zu vier oder fünf Männern mit oder ohne Frauen und Kinder als „Derwische" bettelnd umherzuziehen, häufig mit einer großen grünen oder roten Fahne. Andere verdienen sich ihren Unterhalt mit Zauberkunststücken und als Schlangenbeschwörer. In Urfa sah ich Zigeuner, die sich Halebîje nannten und sich für Geld eiserne Stacheln durch die Haut steckten und glühende Kohlen schluckten. Von einem dieser Leute wurde erzählt, daß er ein Jahr vorher, in einer Art von Duell mit einem Landsmann und mit diesem abwechselnd, stundenlang ein Goldstück nach dem anderen in den Fluß geschleudert hätte.

Leider dissimulieren alle diese Zigeuner ihre eigene Sprache; wenigstens sind meine eigenen Bemühungen, etwas von dieser kennenzulernen, durchaus vergeblich gewesen. Mehrmals verließen mich Zigeuner fast

Digitized by Google

fluchtartig, sobald sie nur ein paar Worte „zigeunerisch“ von mir gehört hatten.

* * *

Richtige Türkmenen aus Turkistan, die doch eigentlich einem sehr großen Teile von Vorderasien den politischen Namen gegeben, sind heute da nur sehr selten anzutreffen. Im Amk bei Antiochia am Orontes gibt es gegen tausend Leute, die von ihren Nachbarn in der Stadt als „Türkmen“ bezeichnet werden. Ich bin mit diesen Leuten nur ganz flüchtig in Berührung gekommen und kann sie anthropologisch nicht sicher unterbringen; vermutlich sind sie nur wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer islamischen Sekte von ihren Nachbarn getrennt und mit einem besonderen Namen bezeichnet worden; mit wirklichen Türkmenen haben sie jedenfalls nichts zu tun. Diese sind vor allem dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht das sonst in Vorderasien fast allein gezüchtete einhöckrige Dromedar haben, sondern das zweihöckrige Trampeltier. So kann man wirkliche Türkmenen meist schon auf eine Entfernung von einem Kilometer und mehr mit großer Sicherheit erkennen; nur im Mäandertal und bei Smyrna züchten auch andere Mohammedaner das Trampeltier; da sollen auch Mischlinge zwischen diesem und dem Dromedar gezogen werden, die durch ganz besondere Größe und Tragkraft ausgezeichnet seien. Ich weiß das aber nur aus dritter Hand und habe nie Gelegenheit gehabt, direkte Erkundigungen einzuziehen; nur daß die Kamele bei Smyrna sehr viel größer und länger sind und drei- und viermal schwerere Lasten tragen als etwa die im südlichen Kleinasien oder im nördlichen Syrien, ist eine ganz offenkundige Tatsache.

Wirkliche Türkmenen aber sind heute in Anatolien sehr selten; in Syrien habe ich überhaupt niemals solche gesehen. Sie wandern meist in ganz kleinen Gruppen, in der Regel nur zu zwei Familien. In der Nähe der Ruinen des alten Limyra im östlichen Lykien traf ich 1884 eine einzelne Familie von echten Türkmenen an, Vater, Mutter und drei Kinder, die aus der Gegend von Samarkand gekommen waren; sie waren schon vier Jahre unterwegs gewesen und wollten nach Konstantinopel; in weiteren fünf oder sechs Jahren dachten sie mit Gottes Hilfe wieder in ihrer Heimat zurück zu sein. Das jüngste von den Kindern sah in einer Weise mongolisch aus, daß man es ohne Bedenken für japanisch hätte halten können; auch sonst sind bei den wirklichen Türkmenen schräg gestellte Lidspalten sehr häufig. Die Leute sind auffallend klein. Von den 14 Männern, die ich gemessen, war nur ein einziger etwas über 160 cm hoch; alle hatten runde Köpfe und breite Gesichter.

Digitized by Google

Bei solchen Türkmenen sah ich einmal auf ein Kamel gebunden eine Wiege, aus deren Boden eine kurze Holzröhre ragte. Sie gehörte zu einem eigenartigen Gerät, das in Turkistan *sumak*, bei den Kurden *düdük* und in Syrien *lüle* oder *lülük* genannt wird. Seither habe ich diese an kurze Tabakspfeifen erinnernde Geräte unzählige Male in Verwendung und in den Kramläden zahlreicher türkischer Städte gesehen; sie lassen sich bis nach Bocchara, Samarkand und Ost-Turkistan verfolgen; sie dienen dazu, den Harn aufzufangen und nach außen abzuleiten. Sie sind aus hartem Holz hergestellt, meist gedreht und mit Bohrern ausgehöhlt, manchmal auch aus freier Hand geschnitzt und dann nur mit einem glühenden Draht durchbohrt. Da ihre Form durch ihren Zweck bestimmt ist, kann es nicht auffallen, wenn diese trotz der Verbreitung des Gerätes über etwa 50 Längengrade ganz unverändert bleibt. Die Ähnlichkeit namentlich des für Knaben bestimmten Gerätes mit einer Tabakspfeife ist sehr verführerisch; zweimal habe ich mit angesehen, wie europäische oder amerikanische Orientbummler ein solches Stück im Basar erwarben und sofort als Tabakspfeife in Gebrauch nahmen — zum nicht geringen Gaudium der Straßenjungen. Ich habe solche Stücke bereits 1898 im 73. Bd. des „Globus" veröffentlicht und komme jetzt auf sie zurück, weil Laien meinen könnten, daß bei solcher Dauerlagerung, bei der die Säuglinge nur selten umgelegt werden, eine künstliche Beeinflussung der natürlichen Kopfform eintreten könne. Tatsächlich hat ein Stuttgarter Gynäkologe gezeigt, daß man mit der nötigen Konsequenz die Kopfform von Säuglingen wirklich nur durch die Lagerung beeinflussen könne, ohne zu Verschnürung und Umwicklung greifen zu müssen; aber es handelt sich auch da um eine künstliche Verunstaltung, für die im gewöhnlichen Leben jede Voraussetzung fehlt. Naive Menschen haben aus den Stuttgarter Versuchen zweierlei schließen wollen, erstens, daß überhaupt die Kopfformen der verschiedenen Menschen durch die Lagerung der Säuglinge bedingt seien und zweitens, daß es möglich wäre, durch zweckbewußte Lagerung nicht nur die Kopfform, sondern auch die geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen beliebig zu beeinflussen. Demgegenüber darf wohl auch hier darauf hingewiesen werden, daß gerade die Kopfform sich mit bewundernswerter Energie vererbt und daß sie auch durch die bei orientalischen Wandervölkern sehr verbreitete Dauerlagerung in mit Abflußröhren versehenen Wiegen in keiner Weise beeinflußt wird. Ich habe eine völlige Übereinstimmung in der Art solcher Dauerlagerung bei sehr kurzköpfigen Türkmenen und bei sehr langköpfigen Jürücken beobachtet und niemals auch nur den allergeringsten Einfluß auf die Kopfform wahrnehmen können.

* * *

Digitized by Google

Der Begriff des Nomadentums muß speziell in Kleinasien sehr scharf präzisiert werden, weil es gerade da zahlreiche Menschen gibt, welche mit ihren Herden und Frauen eigentlich fortwährend unterwegs sind, ohne daß wir sie deshalb als Nomaden bezeichnen können. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Jaillah-Einrichtung. Jaillah heißt Sommerfrische im Gegensatz zu Kischlah, dem Winteraufenthaltsorte; und da muß denn von vornherein betont werden, daß in Kleinasien die ganze Bevölkerung, wenigstens soweit sie dem Islâm angehört, eine viel größere Neigung hat, Sommerfrischen aufzusuchen, als z. B. wir Europäer. Bei uns und auch etwa in Indien sind es doch nur die bevorzugten Klassen und Stände, selbst unter den Bewohnern der Städte, die sich einen Sommeraufenthalt gestatten, und in vielen Kreisen wird ein solcher als überflüssig betrachtet. Ganz anders in Kleinasien; da gibt es — vor allen längs der ganzen Südküste — Hunderte und vielleicht Tausende von Dörfern, die nur im Winter bewohnt, sommers aber völlig leer sind. Die Leute ziehen da auf ihre Jaillah mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel, und nicht ein lebendes Wesen bleibt zurück. Reitet man durch ein solches verlassenes Dorf, so scheint es völlig ausgestorben. Die meisten Häuser stehen offen: andere sind, mehr gegen den Besuch von Tieren als gegen menschliche Eindringlinge, durch vorgelegtes dorniges Strauchwerk geschützt, nur wenige mit primitiven Schlössern versehen. Vor dem Hause oder am Herde stehen noch manchmal einige irdene Töpfe, in denen vor dem Aufbruch die letzte Mahlzeit gekocht worden, nachdem die Tragtiere bereits fertig bepackt waren.

Das Sommerdorf, die Jaillah, liegt oft nur wenige Stunden, häufig aber zwei, drei, auch zehn und vierzehn Tagereisen weit entfernt im Gebirge; meist 1000 m und darüber hoch. Es gibt aber auch noch Sommerdörfer, die 2000 m und höher liegen; diese sind natürlich nur im Hochsommer bewohnbar, und ihre Eigentümer ziehen daher vorerst auf eine niedriger gelegene Jaillah, sobald Wassermangel oder die zunehmende Wärme sie zum Verlassen des Winterdorfes nötigen.

Ebenso wie der Landmann hat auch der Städter dieses Bedürfnis nach der Jaillah; so ist z. B. Makri, das alte Telmessos, der größte Hafenort Lykiens, im Sommer völlig verlassen. Nur ein Zollwächter und allenfalls ein Kawedschi harren aus; der Sitz der Behörden, sogar das Telegraphenbureau, ist auf die Jaillah verlegt, und die Agenten der Dampferlinien kommen, wie die Kaufleute und Lastträger, nur zu der Stunde in die Stadt, in der sie ihren Dampfer erwarten.

So sieht man nun eigentlich zu jeder Jahreszeit Leute unterwegs, ein-

Digitized by Google

zelne Familien und große Karawanen, die man leicht mit wirklichen Nomaden verwechseln könnte. Dazu kommt noch, daß die türkische Sprache, wortarm wie sie ist, für solche Leute häufig dasselbe Wort anwendet wie für ein wirkliches Nomadenvolk, die Jürücken. Es ist das ungefähr so, als wenn man in Deutschland die Zigeuner nicht so, sondern etwa „Reisende" nennen würde. Dann würde ein Fremder, der die Landessprache nur schlecht beherrscht oder einen nicht ganz besonders intelligenten Dragoman zur Verfügung hat, den gröbsten Irrtümern ausgesetzt sein; er sieht Geschäftsreisende und Leute, die eine Landpartie machen, man bezeichnet sie ihm als „Reisende", er sieht Engländer und Amerikaner, man nennt sie ihm „Reisende", und so kann es geschehen, daß er vor lauter solchen „Reisenden" die wirklichen Reisenden, die Rasse der Reisenden gar nicht zu sehen bekommt oder sie mindestens völlig übersieht. So ist es den meisten Gelehrten mit den kleinasiatischen Jürücken in der Tat ergangen, und was bisher über dieselben gedruckt worden, kann fast ohne Ausnahme ad acta gelegt werden.

Die wirklichen Jürücken nun sind die Leute, die ich zunächst zu schildern haben werde. Die 25 Männer, die ich im südwestlichen Kleinasien registriert habe, waren durchweg ausgesprochen melanochroisch mit auffallend schlichtem, in einem Falle sogar straffem Haar. Die Körpergröße schwankte zwischen 167 und 175 cm mit einem deutlichen Häufigkeitsmaximum bei 169. Der Kopfindex hielt sich zwischen 72 und 84, ohne ein deutliches Maximum; der Gesichtsindex schwankt zwischen 71 und 93, wobei die Indizes 80 und 81 fünfmal und 92 viermal vertreten sind. Es liegt also nahe, an eine Mischung mit einem ausgesprochen breitgesichtigen Element zu denken, auf die besonders auch das für Vorderasien auffallend dicke und schlichte Kopfhaar zu sprechen scheint. Die einzige von mir gemessene Frau, eine sehr rüstige Mutter von sieben erwachsenen Kindern, war 166 cm hoch und hatte die Haare sowie die Finger- und Zehennägel mit Hennah gefärbt. Alte Frauen und kleine Mädchen haben das regelmäßig; Männer und jüngere Frauen niemals.

Die Jürücken sind nun also echte Nomaden, die jahraus, jahrein in Zelten wohnen und feste Häuser absolut nicht kennen. Ihre Zelte sind alle von gleicher Art, aus dunkler Ziegenwolle gewebt, von lang viereckigem Grundriß, meist auf neun Stangen ruhend, mit einer niederen Wand zwischen Frauen- und Männerabteil, sehr luftig, und wegen der lockeren Maschen des Gewebes auch hell und von innen nach außen durchsichtig, dabei aber völlig wasserdicht. Dieses Zelt ist den Jürücken (und den Kurden) allein eigentümlich und für sie charakteristisch; alle anderen Zelte,

Digitized by Google

soviel man deren auch in Kleinasien begegnet, gehören anderen Rassen an, meist der seßhaften Bevölkerung, die nur zeitweise in den Gärten und auf den Äckern oder auf der Jaillah in Zelten lebt, oder den Tachtadschy, Türkmenen oder anderen Leuten.

Hauptbeschäftigung der Jürücken ist natürlich Viehzucht und die Anfertigung von Teppichen, Matten und Flechtwerk aller Art, wie es eben der eigene Bedarf erfordert. Ackerbau wird wenig und nicht regelmäßig betrieben — Hauptnahrung ist Milch in ihren verschiedensten Formen und Käse. Teppiche werden auch über den eigenen Bedarf angefertigt; ein großer Teil der sogenannten Kilims (der Ton liegt auf der zweiten Silbe, die kurz ist; die Aussprache kêlim ist falsch), jener ungeknüpften Teppiche mit den großen geometrischen Figuren, die wir in Europa als Portieren und Fenstervorhänge verwenden, ist von Jürücken-Frauen gewebt und wird gegen andere Bedürfnisse vertauscht oder verkauft. Gewöhnlich werden Dromedare, Schafe und Ziegen gezüchtet, Rinder und Pferde nur ausnahmsweise. Auch die Jagd spielt bei den Jürücken keine unbedeutende Rolle, und sie gelten als die besten Panther- und Steinbockjäger.* Die Männer verdingen sich außerdem mit ihren Transport-Dromedaren für die Beförderung fremder Waren, indes die Frauen und Kinder bei den Zelten und Herden zurückbleiben. In Kleidung und äußerem Auftreten unterscheiden sich die Jürücken wenig von den umwohnenden Türken, deren Religion sie angenommen haben; auch offiziell gehören sie dem Islâm an: sie werden assentiert, eine Ehre, die im türkischen Reiche nur den Mohammedanern zuteil wird, für die sie aber nicht sehr empfänglich sind und der sie sich sogar in jeder Weise zu entziehen suchen, da sie nur höchst ungern dienen; gewöhnlich stellen und bezahlen sie einen Ersatzmann oder sie bleiben ihr Leben lang assentierungsflüchtig, was bei ihrer Lebensweise und mit etwas Backschîsch nicht allzu schwer wird; überdies sind sie nach orientalischen Verhältnissen oft wohlhabend, sogar reich, und können, wenn ihnen daran liegt, auch große Summen aufbringen, um ihre Freiheit zu erkaufen; für diese und andere Geschäfte haben sie besondere Vertreter in den Städten, meist türkische oder auch ägyptische Kaufleute, die bei den betreffenden Behörden ihre Interessen vertreten. Werden Jürücken aber einmal assentiert und gedrillt, so geben sie berühmt gute Soldaten. Offiziell sind die Jürücken also Mohammedaner, sie haben auch die Beschneidung und den Korân, gleichwohl werden sie von vielen stronggläubigen Moslim nicht als ihresgleichen betrachtet. Ein europäischer Reisender hat den Jürücken überhaupt „jede Spur von

* „Steinbock" hier im Sinne von Capra aegagrus, nicht von Ibex.

Digitized by Google

Religion" abgesprochen. Das ist selbstverständlich nicht ernst zu nehmen, gibt es doch für die wissenschaftliche Ethnographie überhaupt kein noch so primitives Volk auf der ganzen Erde, das nicht irgendeine Art von Religion hätte. Jener Reisende kannte übrigens mehr die Jürücken aus dem nordwestlichen Kleinasien, während ich nur die im Südwesten von Anatolien kenne; für diese aber kann ich mit aller Entschiedenheit behaupten, daß sie nicht nur Hodscha und Imâm haben, sondern auch zahlreiche Hadschis (Mekka-Pilger) und daß sie ihre fünf täglichen Gebete mit derselben Gewissenhaftigkeit einhalten, wie wirkliche Moslim. In Moscheen können sie allerdings, solange sie abseits von Städten und Dörfern zelten, nicht gehen; kommen sie aber in die Nähe von Dörfern, so nehmen wenigstens einzelne von ihnen teil an dem regelmäßigen Gottesdienst der seßhaften Bevölkerung. Ebenso teilen sie mit dieser den Abscheu vor Wein und Schweinefleisch; hingegen halten sie keinen Ramasan und kein Beiram-Fest, und ihre Frauen gehen unverschleiert, sind aber fast bei allen Stämmen ernst, streng und sittsam, im übrigen womöglich noch fleißiger und arbeitsamer als wirkliche Türkinnen. Trotzdem ist die, wenn ich mich so ausdrücken darf, „soziale" Kluft zwischen den Jürücken und den seßhaften Türken eine große und nicht überbrückbare. Ich habe immer gefunden, daß auch Türken, welche sonst über die Jürücken nur das Allerbeste angaben, doch die Frage, ob sie ihrem Sohne eine Jürückin zur Frau geben wollten, auf das allerentschiedenste verneinten. Die würde ja doch nicht seßhaft werden können, und Jürückin bliebe immer Jürückin, auch wenn sie noch so vornehm und schön und reich und untadelig wäre — sie bliebe doch immer „so eine Art Zigeunerin"; Zigeunerin — Dschingena — ist aber bei den kleinasiatischen Türken eines der gröbsten und bösesten Schimpfworte, ein moralischer Fußtritt, wie er unverblümter kaum gegeben werden könnte. Aber auch umgekehrt würde ein junger Jürücke nie eine Türkin zur Frau haben wollen, auch wenn er sie bekäme; „was soll ich mit so einem unbehilflichen Wesen anfangen," sagt er, „sie kann ja nicht einmal ein Zelt aufstellen und nicht einmal fünf Kaffeeschalen so packen, daß nicht sechs davon entzwei gehen, noch bevor die Karawane in Gang gekommen; und dann, was verstände sie vom Wandern und von der Freiheit der Jürücken, und was wollte sie anfangen ohne ihre Mutter und ohne die Freundinnen, mit denen sie ja plaudern muß, solange Allah den Tag dauern läßt."

Fragt man dann, ob denn etwa die Jürücken wirklich Zigeuner seien, bekommt man meist ein sehr energisches „staphrullah" (= Gott bewahre) zur Antwort. Immerhin ist es nicht völlig ausgeschlossen, daß die Jürücken

Digitized by Google

wirklich ursprünglich in derselben Gegend zu Hause gewesen, die auch die Heimat der Zigeuner war. Beide Stämme haben nicht nur die nomadisierende Lebensweise gemein, sondern stehen sich auch somatisch, besonders in ihrer Kopf- und Gesichtsform auffallend nahe. Was sie trennt, ist überwiegend die moralische Minderwertigkeit auf der einen, ein sittlicher Hochstand auf der anderen Seite. Man könnte fast versucht sein, zu glauben, daß die Zigeuner, auf ihren Wanderungen über die halbe Welt zerstreut, im Kampf gegen ihre seßhaften Wirte Trug und List gelernt hätten, während die Jürücken, schon früh der Wohltat des Islâm teilhaftig geworden, dadurch von den wenig achtbaren Eigenschaften der Zigeuner bewahrt wurden und durch Aufnahme fremder Elemente die um ein geringes größere Kopfbreite erworben, die sie vor den Zigeunern voraus haben. Aber irgend etwas Sicheres kann zur Zeit über die ursprüngliche Heimat der Jürücken nicht gesagt werden. Gegenwärtig sprechen sie türkisch; Spuren einer früheren Sprache sind, soweit mir bekannt ist, bisher bei ihnen noch nicht nachgewiesen; doch ist es nicht ausgeschlossen, daß sich bei einzelnen, abseits von den großen Verkehrswegen zeltenden Stämmen noch ausgedehnte Sprachreste aus früherer Zeit erhalten haben. Dann würden wir hoffen können, vielleicht doch noch die wirkliche Heimat der Jürücken zu erfahren. Einstweilen können wir sie nur als Nomaden unbekannter Herkunft bezeichnen — aber sie sind typische Nomaden, und ihre ganze materielle Kultur ist auf das Wandern eingestellt, wie die hohlen Knochen der Vögel auf das Fliegen. Jedes einzelne Stück des spärlichen Gerätes ist nur mit Rücksicht auf geringes Gewicht und auf Unzerbrechlichkeit geformt; große Tongefäße fehlen vollständig; sogar die Wasserkrüge sind aus Holz, meist mit einer eisernen Kette zum Anhängen an den Kamelsattel. Aus Holz ist auch der Mörser, in dem die Kaffeebohnen gestoßen werden, und der Haken, mit dem der Gurt des Packsattels festgehalten wird. Das eigentliche Kochgeschirr ist aus verzinntem Kupfer, als Tisch dient eine kreisrunde Platte aus Kupfer oder Messing, manchmal auch nur das leicht konkave runde eiserne Blech, das sonst zum Rösten der Brotfladen gehört, ab und zu auch ein rundes Holzbrett ohne Füße.

Bei einzelnen Stämmen, besonders bei denen, die im Flußgebiet des alten Cestrus und des Eurymedon wohnen, wird die künstliche Deformation des Schädels geübt, genau wie wir sie aus alten Gräbern der Krim und des Kaukasus kennen. Mehrfach habe ich diese Prozedur selbst gesehen; sie beginnt gewöhnlich eine oder zwei Wochen nach der Geburt, einige Tage nachdem die Mutter wieder ganz mobil geworden. Dann

Digitized by Google

wird der Säugling auf einen Sack mit Gerste oder auf ein Teppichbündel oder auf einen Sattel gelegt, die Mutter führt die ersten Touren einer handbreit zusammengefalteten Binde aus demselben weichen Baumwollzeug, aus dem ihr Kopfschleier besteht, um den Kopf des Kindes und zieht sie mit beiden Händen stramm, während sie einen Fuß auf seinen Rumpf setzt, um so den kleinen Körper festzuhalten; dabei hält eine alte Frau, wohl meist die Großmutter oder Schwiegermutter, auch ihrerseits noch den Kopf des Kindes und richtet gleichzeitig die weiteren Bindentouren zurecht. Der ganze Vorgang sieht sehr gefährlich aus, aber die Kinder schreien dabei nicht mehr, als sie etwa sonst schreien, wenn sie sich bemerkbar machen wollen, und leiden auch später nicht unter den Folgen der Verunstaltung. Die Binden bleiben mehrere Monate liegen und werden während des ersten Lebensjahres, oft auch noch durch längere Zeit, in der gleichen Art erneuert, in der sie das erstemal angelegt worden waren. Ich habe sehr viele Jürücken mit sehr starker Verschnürung gesehen, aber ich habe niemals auch nur die geringste funktionelle Störung oder Schädigung der Intelligenz wahrgenommen; offenbar genügt es dem Gehirne, wenn es überhaupt nach irgendeiner Richtung wachsen kann. Die Angabe mancher Autoren, die von einer solchen Verschnürung des Kopfes schwere und dauernde geistige Störungen ableiten wollen, kann ich nach meiner Erfahrung nicht für richtig halten. Ebenso ist es natürlich ganz unmöglich, daß eine derartige Veränderung der Kopfform sich auf die Nachkommen vererbt; das konnte Hippokrates für seine Makrokephalen in der Krim annehmen, aber mit unseren heutigen Vorstellungen über die Mechanik der Vererbung ist eine solche Annahme völlig unvereinbar.

Für manche andere Länder, in denen ähnliche Verunstaltungen des Kopfes vorkommen, denkt man dabei an rein kosmetische Zwecke. Wahrscheinlich aber hat die Sitte, wo immer sie sich findet, bei den amerikanischen Indianern sowohl wie auf den Philippinen oder im Bismarck-Archipel, überall gleichmäßig ihren Ursprung aus der Lebensweise von Nomaden genommen. Für Wandervölker, gleichviel ob sie auf Wagen oder auf Schlitten, zu Pferde oder zu Fuße umherstreifen, mußte sich schon früh das Bedürfnis entwickeln, den Kopf des Säuglings irgendwie zu immobilisieren, um ihn vor allzu starken Erschütterungen zu bewahren; selbst bei uns dienen steife Tragdecken oder Kissen einem solchen Zweck; unter primitiven Verhältnissen wird Körper und Kopf des Kindes einfach auf ein Brett festgebunden. Dabei kommt es naturgemäß sehr leicht zu dauernden Schnürfurchen auf dem kindlichen Kopfe. Wurde eine solche Verschnürung bei einem Stamme dann einmal als schön empfunden, dann

Digitized by Google

wurde sie beibehalten und weiter entwickelt, auch wenn die Leute etwa inzwischen ihre nomadisierende Lebensweise aufgegeben haben sollten. Jedenfalls finden wir diese Sitte vielfach bei Nomaden oder bei Stämmen, die wenigstens früher Nomaden gewesen waren.

Ähnliche Verbildungen der Kopfform können auch unbeabsichtigt eintreten; Säuglinge, denen man eine zu kleine Kopfhaube aufstreift und nicht rechtzeitig durch eine größere ersetzt, können einen deformierten Kopf bekommen, der von einem absichtlich mit Binden verschnürten gar nicht zu unterscheiden ist. Ebenso kann durch das Tragen schwerer Lasten mittels einer über die Stirne oder den Scheitel geführten Binde eine sehr hochgradige Deformation entstehen, besonders wenn die Schädlichkeit einen jugendlichen, dünnwandigen und daher wenig widerstandsfähigen Kopf trifft. Dasselbe gilt auch von der Einwirkung großer und schwerer Turbangewinde, wie sie z. B. bei den Kurden von Karakusch und vom Nemrud-Dagh am Euphrat üblich sind. Unter diesen Kurden habe ich Köpfe gesehen, die so stark deformiert waren wie die von irgendwelchen Jürücken. Dabei wurde jede Art von beabsichtigter Verschnürung auf das entschiedenste in Abrede gestellt; nur 1883 gab der damals vielleicht 80jährige Schech der Kurden von Karakusch zu, daß in seiner Jugend die Köpfe der Säuglinge absichtlich deformiert wurden; er meinte auch genau wie Hippokrates, daß die Verunstaltung sich seither durch bloße Vererbung fortpflanzte. Jedenfalls ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß die gleiche Sitte der künstlichen Verschnürung des Kopfes, die noch heute bei den Jürücken besteht, vor mehreren Generationen auch bei den Kurden geübt wurde. Heute ist sie bei diesen jedenfalls nicht mehr nachweisbar. Die Entscheidung, ob es sich bei einem deformierten Kopf um absichtliche Verschnürung oder nur um Turbandruck handelt, ist nicht immer leicht. In vielen Fällen kann man, auch wenn die Angaben der Leute selbst kein Vertrauen zu verdienen scheinen, aus der Form und Stellung der Ohrmuschel zu einem ganz sicheren Schluß gelangen. Bei der absichtlichen Deformation durch Umwickeln von Binden werden die Ohrmuscheln immer an den Kopf fest angepreßt; hingegen werden die Ohren durch einen schweren Turban nach vorne und unten gedreht, so daß sie dauernd eine Stellung beibehalten, die oft an Henkelohren erinnert. Dabei ist eine Verwechslung mit natürlichen Henkelohren meist mit Sicherheit zu vermeiden; bei diesen stehen nämlich auch die Läppchen in derselben frontalen Ebene wie die Ohrmuschel selbst. Von der Verdrückung der Ohren durch Turbandruck wird aber nur die Ohrmuschel allein betroffen; das Läppchen bleibt daher stets anliegend. Auch eine starke Asymmetrie der

Digitized by Google

Ohren läßt auf Turbandruck schließen; wirkliche Henkelohren sind immer symmetrisch. Wird aber der Turban schief aufgesetzt, was im Osten ebenso häufig vorkommt als bei uns mit dem Hut, so bleibt das eine Ohr anliegend, und nur das andere wird nach unten gedrückt.

* * *

Kurdistan, das gegenwärtige Gebiet der Kurden, ist ein ausgesprochenes Gebirgsland im Südosten vom armenischen Hochgebirge, etwa ebenso groß als Griechenland nach seiner letzten Gebietsvergrößerung 1913. Seine wirklichen Grenzen sind überall schwankend und unsicher, wechselnd mit der Zerstreuung und der periodischen Zusammenziehung einer beweglichen, überwiegend aus reinen Nomaden bestehenden Bevölkerung. Geographisch kann als Heimat der Kurden das obere Mesopotamien mit dem Quellgebiet des Euphrat und des Tigris bezeichnet werden; ebenso ist ein wichtiger Nebenfluß des Euphrat, der Chabûr, meist von Kurden umwohnt. Der beste deutsche Kenner des Landes, Moltke, der als junger Offizier eine Zeitlang in türkischen Diensten gestanden und damals jene unvergleichlichen „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" geschrieben hat, die wahrlich in keiner deutschen Bibliothek fehlen sollten, umzieht das eigentliche Kurdistan durch eine Linie, die von Diarbekir über Mardin, Nisibin, Dschesireh ibn Omar nach Wan, Musch, Palu, Derindê, Marâsch bis Adjamân geführt wird. Im Westen zelten gegenwärtig Kurden bis an dem fast 4000 m hohen Erdschess-Dagh (Argaeus) bei Kaisarîje, im Süden bis nach Mossul und im Südosten über die persische Grenze hinaus, hauptsächlich in den Provinzen Aderbeidschan und Ardilan bis hinab nach Luristan. Einzelne vorgeschobene Posten reichen im Südwesten bis Adana, Tarsus und Antiochia am Orontes. Kurdische Kamelkarawanen erreichen bei Mersina und bei Alexandrette das Mittelmeer und bei Bassora den Persischen Golf — ebenso wie auch eine der Wasserscheiden zwischen Mittelmeer und dem indischen Ozean auf überwiegend kurdischem Sprachgebiet liegt — unweit von Sendschirli in den Sümpfen bei Saktschegösü, die sowohl nach dem Orontes als nach dem Euphrat abwässern.

Wie weit sich die Kurden in der Diaspora, vor allem nach Osten und Südosten, also im östlichen Persien, ausdehnen, ist nicht genau bekannt; auch über die angeblich einige Tausend Seelen starken Kurden in Afghanistan und Beludschistan kenne ich nur ganz unsichere Berichte. Die beste statistische Arbeit über die anatolischen Kurden ist Mark Sykes zu verdanken (im Journal Roy. Anth. Inst. Bd. 37 S. 451 ff., London 1908).

Digitized by Google

Über die Zahl der Kurden gehen die Angaben weit auseinander; auf osmanischem Gebiet sollen 1 1/2 Millionen leben, auf persischem etwa 3/4, aber besonders die reinen Nomaden unter ihnen sind an sich schwer zu fassen und entziehen sich schon deshalb gerne der statistischen Festlegung, weil sie durch diese der Konskription und dem Steueramt anheimfallen würden. Ganz unter sich, in geschlossenen Mengen leben sie übrigens nur selten; fast überall finden wir sie zwischen seßhaften Türken und Armeniern oder neben gleichfalls mehr oder weniger rein nomadisierenden Arabern. So reichen sie vom Schwarzen Meer hin zum Indischen Ozean, aber unter sich in zahlreiche Stämme (Aschiret) gespalten, uneinig und daher politisch machtlos, höchstens vorübergehend von Bedeutung, wenn man etwa in Konstantinopel sich bemüht, sie gegen die Araber auszuspielen.

Historisch sind die Kurden noch in tiefes Dunkel gehüllt; vermutlich hängen sie mit den Kyrtiern und Gordyäern der Alten zusammen und wohl auch mit den Karduchoi Xenophons. Dann aber gehen sie geschichtlich wieder fast verloren, bis sie um 1470 mit dem Königreich Trapezunt unter osmanische Herrschaft kommen, die aber lange Zeit hindurch und in mancher Beziehung bis heute noch nur eine Scheinherrschaft ist, trotz der blutigen Kriege von 1837 und 1847, in denen (1837 unter Mitwirkung und eigentlichen Leitung von Moltke) die stolzen Burgen der kurdischen Gaugrafen zerstört wurden. 1837, oder vielleicht erst 1847, wurde so in trostloser Fiebergegend Islahîje (vermutlich ursprünglich Sillachîje = Waffenplatz) an der Stelle des alten Nikopolis gegründet, als Zwingburg gegen die westlichen Kurden und ebenso wurde damals in einsamer Bergwüste das elende Dorf Yarpûs (Djebel Bereket) zum Sitze eines Muttessárif, also eines Regierungspräsidenten, gemacht, was es bis heute noch geblieben ist, wie ein Wachposten, dessen Ablösung man vergessen hat. In Yarpûs gibt es jedenfalls jetzt nur sehr wenig zu regieren, da die Anzahl der Kurden in diesem Teile von Nordsyrien im Laufe der letzten Jahrzehnte, anscheinend wegen der Zunahme der Malaria in den Niederungen, zweifellos sehr stark herabgegangen ist.

Eine fast unüberwindliche Abneigung beherrscht noch heute jeden Westkurden gegen die türkischen „Unterdrücker“, trotzdem beide Sunniten sind; bei den Ostkurden kommt hierzu noch ihr fanatischer Haß gegen die schiitischen Perser. So ist es zu verstehen, daß die Kurden da und dort, in der Türkei und in Persien als Räuber gefürchtet sind, und daß ein höherer türkischer Regierungsbeamter mir einmal in vollem Ernste versichern konnte, es gäbe auch „einzelne Kurden, die keine Raubmörder wären“. Das ist natürlich eine sinnlose Übertreibung, aber

Digitized by Google

auch ein sehr warmer Verteidiger der Kurden wird zugeben müssen, daß ihre Agas, Schechs und Derebeys sich manchmal an armenischen Karawanen vergreifen und auch sonst etwas mittelalterliche Begriffe von Recht und Unrecht, von Mein und Dein haben. Ebenso sind Fälle, in denen armenische Frauen von Kurden entführt werden, sicher sehr zahlreich; berüchtigt ist auch die rohe Grausamkeit der Kurden sowohl gegen einzelne Türken als besonders gegen die armenischen Christen. So wird von einem ihrer Gaugrafen, Peder-chan Bey (Moltkes Bede-han-Bey), erzählt, er hätte einmal an die 3000 Armenier auf ein Felsplateau zusammentreiben lassen und sie dann, mit seinen 50 (oder 76?) Söhnen zu Pferde heransprengend, einen steilen Abgrund hinabgedrängt, wo sie bis auf einen einzigen Überlebenden zerschmettert wurden. Den jüngsten Sohn dieses letzten großen Kurdenfürsten, einen vollendeten Gentleman, traf ich 1890 in Kalât el Hóssn, wo er als Landrat (Kaimakâm) in halber Verbannung lebte und sich noch mit großem Stolze an Moltke erinnerte: Nur Moltke allein, niemals ein Türke, hätte es fertiggebracht, die sonst uneinnehmbaren Bergfestungen der Kurden zu erobern und zu schleifen.

Die Sprache der Kurden ist der neupersischen verwandt, gehört also in den großen indogermanischen Kreis. Sie ist noch wenig studiert und enthält je nach der Landschaft große Mengen von türkischen, chaldäischen, griechischen, persischen, arabischen und russischen Lehnwörtern. Die östlichen Dialekte sind verhältnismäßig besser bekannt, aber von denen des Westens so stark unterschieden, daß man sie manchmal als eine besondere ostkurdische Sprache den westlichen Dialekten gegenüberstellt. Die Kurden haben keine eigene Schrift; es gibt nur einige Auserwählte, vielleicht kaum einen von hundert, die ihre Sprache und das Türkische mit arabischen Buchstaben zu schreiben gelernt haben. Auch die sehr geringe kurdische Literatur ist an die arabische Schrift gebunden.

Die anthropologische Stellung der Kurden hat bisher leider nur wenig Beachtung gefunden. Die von Stolze photographierten Ostkurden sind ausnahmslos dunkel und extrem kurzköpfig — wie die Perser, unter denen sie leben. Völlig anders verhalten sich die Kurden im Westen. Da habe ich selbst drei Gruppen genauer studieren können, 115 erwachsene Männer aus der Umgegend von Karakusch, einem der monumentalen alten Königsgräber in der Kommagene, 26 am Nemrud-Dagh, in einer Höhe von fast 2000 m, am Fuße des großartigen Grabhügels Antiochus I. von Kommagene und 80 Männer, auch nur Erwachsene, aus der unmittelbaren Umgebung von Sendschirli, der alten hethitischen Hauptstadt Šam'al. Von den 115 Männern in Karakusch waren 71 ausgesprochen xantho-

Digitized by Google

chroisch, von den 26 Männern vom Nemrud-Dagh waren es 15, von den 115 Männern von Sendschirli 31. Es waren also blond und hatten helle Augen: in Karakusch 62 %, am Nemrud-Dagh 58 und in Sendschirli 39 %. Im ganzen sind unter meinen 221 Kurden 53% als xanthochroisch registriert. Der Kopfindex schwankte in Karakusch zwischen 713 und 785 am Nemrud-Dagh zwischen 723 und 783 und in Sendschirli zwischen 744 und 809; die arithmetischen Mittel waren 749, 752 und 769. Keine wesentlichen Unterschiede ergaben sich hingegen bei den Nasen- und bei den Gesichtsindices. Die letzteren schwanken innerhalb aller drei Gruppen fast gleichmäßig zwischen 76 und 96, mit größter Dichte bei 87 und 93.

Nun leben die Kurden von Karakusch und in den Dörfern um den Nemrud-Dagh im Hochland und nahezu ganz unter sich; da und dort fand ich nur je einen kleinen armenischen Krämer; Sendschirli hingegen liegt in einer ungesunden Sumpfebene; da zelten die Kurden nur im Winter, inmitten von „türkischen“ und armenischen Dörfern, und da ist es ganz offenkundig, daß die Kurden nicht selten türkische Frauen zur Ehe bekommen und armenische gewaltsam entführen. So ist es völlig klar, warum die Kurden im Hochland überwiegend langköpfig und xanthochroisch, in Sendschirli aber überwiegend brünett sind und wesentlich breitere Köpfe haben. Von den Kurden in Persien haben wir wenig brauchbares Material, aber es ist ganz sicher, daß sie dort fast nur kurzköpfig und ausnahmslos brünett sind. Aus diesem Verhalten ist nur ein Schluß zu ziehen: Die Kurden waren ursprünglich alle blond, blauäugig und langköpfig und sind erst unter dem Einflusse einer anderen Umwelt und durch Vermischung mit Türken, Armeniern und Persern allmählich mehr und mehr brünett und kurzköpfig geworden. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß jemals ein heißes und ungesundes Klima an sich innerhalb historischer Zeiträume lange Schädel kurz machen könne. Zu einer solchen Veränderung ist vielmehr immer eine Vermischung mit fremden Elementen und eine ungleiche Anpassung an die Umwelt durchaus nötig. Dann aber ist der biologische Vorgang klar wie in einem Schulbeispiel. Nehmen wir an, eine Anzahl blonder und langköpfiger Familien käme aus einer gesunden nordischen Gegend oder aus dem Hochgebirge in eine ungesunde und von brünetten und kurzköpfigen Menschen bewohnte Gegend, so sind die blonden Einwanderer schon an sich im Nachteil, weil die alten Einwohner im Laufe vieler Generationen durch Auslese eine wenigstens relative Immunität gegen Malaria usw. erworben haben. Heiraten die

Digitized by Google

Blonden dann dauernd immer nur untereinander, so sterben sie früher oder später völlig aus. Verheiraten sie sich aber mit ihren brünetten Nachbarn, so sind zwar ihre Kinder noch richtige Mischlinge mit gemischten Eigenschaften; ihre Enkel aber sind nur zum Teil solche Mischlinge, zum Teil aber sind sie wieder zu den alten Typen zurückgekehrt, d. h. sie haben entweder die Eigenschaften der altangesessenen Bevölkerung oder die der Einwanderer. Auch wenn nicht immer regelmäßig alle Eigenschaften bündelweise vereinigt gemeinsam vererbt werden, so ist es doch von vornherein zu erwarten, daß die blonden Enkel nichts oder nur wenig von der relativen Immunität ihrer brünetten Großeltern geerbt haben, also nun auch gegen ihre eigenen brünetten Geschwister im Nachteil sind, öfter erkranken, schwerer gesund werden und früher sterben. So ändern sich früher oder später die körperlichen Eigenschaften der Einwanderer, während sie umgekehrt ihre geistigen, also ihre Sprache, ihre Kultur, ihre Religion, vielleicht auch ihre Schrift, wenn sie eine solche hatten, nicht nur dauernd selbst behalten, sondern auch den früheren Bewohnern ihrer neuen Heimat aufzwingen können. Das sind alles Vorgänge, die völlig gesetzmäßig, man möchte fast sagen, automatisch erfolgen und, wie schon S. 25ff. erwähnt, auch von der täglichen Erfahrung immer wieder von neuem bestätigt werden.

Wo ist nun die wirkliche Heimat der blonden, blauäugigen und langköpfigen Kurden? Doch sicher nirgends anders, als da, wo sonst allein auf der ganzen Welt blonde, blauäugige und langköpfige Menschen zu Hause sind — in Nordeuropa! Es kann hier sicher nicht meine Aufgabe sein, das arische Problem zu erörtern, und ich fühle mich völlig frei von den teutonischen und pangermanischen Aspirationen eines Gobineau oder Chamberlain — aber ich glaube doch unbedingt an die Existenz eines in sich geschlossenen Typus von Menschen mit langen Köpfen, blauen Augen und hellen Haaren und glaube nicht, daß diese Eigenschaften sich auch außerhalb der nordeuropäischen Menschheit noch an einer anderen Stelle „zufällig" zusammenfinden konnten.

Und ebensowenig ist es ein Zufall, daß nur wenig nördlich von dem heutigen Verbreitungszentrum der Kurden Bogháskői liegt, die alte Hauptstadt des Hethiterreichs, wo Hugo Winckler 1908 die berühmten Keilschrifttafeln auffand mit den Staatsverträgen zwischen König Šubbiluliuma und Mattiuaza, Sohn des Tušratta, König von Mitanni. In diesen Verträgen aber werden als Schwurzeugen und Schutzpatrone zugleich mit den hethitischen Gottheiten auch a r i s c h e Götter angerufen, Mithra, Varuna, Indra und Našatya. In diesen selben Verträgen, welche

Digitized by Google

aus der Zeit um 1380 v. Chr. stammen, werden der König von Mitanni und seine Leute *ḫarri* genannt, genau wie neun Jahrhunderte später Xerxes und Darius sich *har-ri-ya* nennen, „Arier von arischem Samen".

So sind die Kurden die Nachkommen von Einwanderern aus Nordeuropa und haben durch länger als 3300 Jahre ihre Sprache und wenigstens in einem Teile ihres Verbreitungsgebietes auch ihre somatischen Eigenschaften rein erhalten. Aber das ist zunächst nur meine persönliche Anschauung. Andere haben bisher gänzlich anders gedacht. Sie gingen von den Kurden im Osten aus, die in der Tat auch genau aussehen wie die Perser und dazu eine der persischen sehr nahestehende Sprache reden; was lag näher, als die Erklärung, die Kurden seien unmittelbare und nahe Verwandte der Perser. Demgegenüber möchte ich allerdings darauf hinweisen, daß die Kurden in Persien und auch sonst im Osten sehr stark mit fremdem, d. h. türkischem, armenischem und persischem Blut gemischt sind, daß sie aber im Nordwesten, da wo ich unter ihnen die vielen hellen Langköpfe festgestellt habe, gar keine oder nur eine ganz minimale Gelegenheit zur Rassenmischung haben. Mein sehr gelehrter Kollege Shams-ul-Ulma Jivanji Jamshedji Modi, B. A., ein Parse, Generalsekretär der anthropologischen Gesellschaft in Bombay, zitiert einen Ausspruch von Firdusi (940 bis 1020), daß die Kurden von den alten Irâniern der Peshdâdjan-Zeiten stammen, die einen westlichen Zweig des arischen Stammes gebildet hätten! Es ist unmöglich, zu diesem Satze irgendwie Stellung zu nehmen, weil das Wort arisch durchaus keine einheitliche Bedeutung hat. Auch die von Firdusi überlieferten Mythen über den Ursprung der Kurden lassen sie aus Persien stammen. Da hätte einmal in der ganz alten Zeit in Persien ein fremder König Zohâk geherrscht, der, wie manche jetzt meinen, mit dem babylonischen Nemrud zusammenhängt; diesem sei zur Linderung heftiger Schmerzen von Ahriman in der Gestalt eines Arztes vorgeschrieben worden, täglich die frischen Gehirne von zwei seiner Untertanen als Kompresse auf seine kranken Schultern zu legen; da eine solche Blutsteuer auf die Dauer doch als allzu schwer empfunden wurde, meldeten sich zwei fromme und angesehene Männer, Armâil und Karmâil, als Köche verkleidet bei dem König, wurden angenommen und wollten von da ab täglich die zwei frischen Gehirne von Menschen besorgen; sie töteten aber nur einen Menschen täglich und ersetzten, was am Gewichte fehlte, durch das Gehirn von Ziegen. Nachdem auf diese Weise mehrere hundert Menschen vom Tode errettet waren, wurden sie mit einer Schafherde beschenkt und außer Landes gebracht. Aus Dank-

Digitized by Google

barkeit gegen ihre Retter Armâil und Karmâil hätten sie dann sich und ihre Nachkommen Gordyäer und Karduchen genannt. Ähnlich unbrauchbare Angaben finden sich bei Massûdi, der übrigens von vornherein mitteilt, daß man über den Ursprung der Kurden uneinig sei. Eine seiner Angaben läßt die Kurden von Mägden des Königs Salomo abstammen, die er wegen ihrer Untreue aus dem Lande „vertrieben" (= *karrad*) hätte.

Zur Beurteilung der Angaben, daß die Kurden aus Persien stammen, scheint es mir wichtig, festzustellen, daß die Kurden da, wo sie ganz unter sich sind, wie in Karakusch und am Nemrud-Dagh, überwiegend blond und langköpfig befunden werden und daß sie um so dunkler und kurzköpfiger sind, je mehr sie der Vermischung mit fremden Elementen ausgesetzt waren, also schon sehr merkbar in Gegenden wie Sendschirli und am meisten in Persien selbst, wo sie dann allerdings somatisch kaum mehr von wirklichen Persern unterschieden zu sein scheinen. Ganz lückenlos ist aber auch diese Kette nicht. Wer durchaus an dem asiatischen Ursprung der „arischen" Sprachen festhalten will, könnte immer noch behaupten, daß die Kurden ursprünglich echte Perser waren und nur später auf ihren Wanderungen im nördlichen Kleinasien auf einen blonden Stamm gestoßen wären, den sie unterjocht und sprachlich assimiliert, d. h. „kurdisiert", hätten. Freilich bliebe dann immer noch zu zeigen, woher diese blonden Langköpfe stammten.

So eröffnet uns das Studium der Kurden einen weiten Ausblick auf ganz große anthropologische Probleme und vor allem auf die wirkliche Geschichte der großen Wanderungen zwischen Europa und Asien. Das letzte Wort in dieser Frage wird freilich nicht allein von der physischen Anthropologie erwartet werden dürfen; wir müssen unter allen Umständen erst genau über die Sprachen orientiert sein, die in Persien vor der Achämenidenzeit gesprochen wurden, und ebenso scheinen mir die chronologischen Angaben über das älteste Auftreten der arischen Sprachen und Kulturen in Indien noch einer weiteren Sicherung sehr bedürftig.

* * *

Ähnlich wie die verschiedenen Nomadenstämme Vorderasiens, so lassen sich auch die mannigfachen Gruppen von Sektierern, die über das ganze große Gebiet zerstreut sind, mit Nutzen in einen engeren Zusammenhang bringen, wenn sie auch naturgemäß hier einzeln und der Reihe nach besprochen werden müssen.

In sehr beschränkter Anzahl, vielleicht 1000 Familien oder 5000 Seelen

Digitized by Google

stark, findet man in Lykien Leute verbreitet — man möchte fast sagen versteckt —, welche im Westen der Halbinsel, wohl als Anhänger Alis, „Allevi“ genannt werden, sich selbst aber Tachtadschy, d. h. Brettmacher oder Brettschneider, nennen; es sind auch in der Tat Leute, die, im Gebirge wohnend, sich hauptsächlich mit Holzgewinnung beschäftigen. Ihre Verbreitung ist nicht auf Lykien beschränkt; auch in den benachbarten Bergländern tauchen sie auf, aber es scheint, daß sie sich in Lykien reiner und unvermischter erhalten haben, denn anderswo. Offiziell gelten sie als Mohammedaner, sie sprechen nur türkisch, werden seit mehreren Jahren auch zur Wehrpflicht herangezogen und haben auch sonst nie als „Rajah“ gegolten, wie z. B. die armenischen und griechischen Untertanen des türkischen Reiches; ihr Zusammenhang mit dem Islâm ist trotzdem nur ein scheinbarer, eigentlich sogar ein fingierter. Über die wirkliche Religion der Tachtadschy sind verschiedene Erzählungen im Umlaufe, von denen die meisten als wenig glaubwürdig am besten übergangen werden; sie selbst beobachten strenges Stillschweigen über ihren Glauben und führen nicht einmal ihre eigenen Frauen in die letzten Geheimnisse desselben ein, „denn die Zunge des Weibes gleicht dem siedenden Wasser“.

Äußerlich unterscheiden sie sich auf den ersten Blick wenig von ihren Nachbarn; sie sind in ihrem ganzen Benehmen vielleicht noch um eine Stufe ernster als die „Türken“, auch ihre Lebensweise ist eine eigenartige, doch wird der flüchtige Reisende, besonders wenn er ihnen nicht in ihrem Lager, sondern unterwegs im Walde begegnet, sie leicht ganz übersehen; nur wenn Frauen unter ihnen sind, wird man sofort aufmerksam, da diese, auch solange sie jung und schön sind, immer unverschleiert gehen; es würde ihnen auch nie einfallen, sich zu verhüllen, wenn sie etwa einen Europäer erblicken. Außerdem wird auch ein flüchtiger Reisender, wenn er nur die Landessprache versteht, bald merken, daß seine mohammedanischen Diener diese Leute als wesentlich unter sich stehend betrachten; man wird sie ihm mit derselben Miene und mit demselben Tonfalle als „Tachtadschy“ bezeichnen, mit dem man bei uns von einem großen Herrn sagen würde, daß er schon im Zuchthause gewesen. Formell werden ja die Tachtadschy als rechtgläubig behandelt, in der Tat aber hält sie jeder richtige Mohammedaner für „Kafir“ und sich selbst für berechtigt, schlecht von ihnen zu reden. Zwar, daß sie stehlen oder betrügen oder daß ihre Weiber etwa an sich liederlich seien, wird ihnen nicht nachgesagt; denn die Frauen, wenn sie auch unverschleiert und reich geschmückt einhergehen, sind völlig ehrbar, und die Männer sind redliche

Digitized by Google

und zuverlässige Arbeiter. Gleichwohl werden ihnen, ähnlich wie den Christen der ersten Jahrhunderte, die größten Laster zugeschrieben, und besonders von ihren schamlosen Orgien wird unaufhörlich erzählt. Ein- oder mehrmals im Jahre, nach anderen Berichten sogar allwöchentlich, kämen alle Einwohner eines Dorfes des Nachts zusammen, tränken Wein und hielten lange aufregende Reden, dann würden plötzlich die Lichter verlöscht, und was dann vorgeht, das wird in der Phantasie türkischer Saptiehs und Pferdeknechte natürlich in satten Farben ausgemalt; aber auch intelligenten Türken kann man nur schwer begreiflich machen, daß diesen Märchen zunächst die aktuelle Grundlage fehlt — nämlich der große Raum, in dem mehrere Familien sich versammeln können, und der dann plötzlich verdunkelt wird. Daß derartige Räume nirgends vorhanden sind, wo es Tachtadschy gibt, wollen die Leute schwer zugeben, wahr sei die Sache doch und „vielleicht helfe ihnen der Teufel dabei, den sie ja ohnehin anbeten, und daß bei ihnen Brüder ihre eigenen Schwestern heiraten, sei ja sicher, und wenn sie das täten, dann könne ja auch alles andere wahr sein“.

Diesen Fabeln und Übertreibungen gegenüber kann als Tatsache hingestellt werden, daß die Tachtadschy ganz einsam und abgeschlossen im Gebirge leben, meist in Höhen von 1000 bis 1500 m, daß sie nur in seltenen Ausnahmefällen feste Häuser besitzen und in der Regel jahraus, jahrein, Winter und Sommer, in kleinen, runden, mit Filzplatten gedeckten Zelten wohnen, deren Gerüste reifrockartig aus Zweigen zusammengebunden sind. Nur wenn sie längere Zeit an einem und demselben Orte, hoch in den Bergen oder sonst an einer besonders ungeschützten Stelle, zu bleiben vorhaben, improvisieren sie eine Art Häuser, welche ihren Zelten nachgebildet und, eigentlich nur eine Vergrößerung und Versteifung derselben darstellend, einen völlig kreisrunden Grundriß und etwa 4 m im Durchmesser haben. Die Mauer ist wenig über 1 m hoch aus Klaubsteinen oder auch aus roh zugeschlagenen Bruchstücken aufgebaut, für die Türstöcke sind meist antike Werksteine verwendet, die wohl auch sonst manchmal der Mauer eingefügt sind. Ein Türsturz scheint nie vorhanden zu sein, wohl aber wird auf die runde Mauer ein spitzes, kegelförmiges Strohdach aufgesetzt, das, ohne eine mittlere Stütze, auf 12 bis 20 oben verbundenen Holzknütteln aufruht und rings um die Spitze mit einigen Steinen beschwert ist. Der schmale Türspalt, über den das Dach eben hinwegsetzt, muß auch zum Abzug des Rauches dienen, für den eine zweite Öffnung nie vorhanden ist. Ganz ähnliche Kegelhäuser, aber seßhaften, wirklichen Mohammedanern angehörig,

Digitized by Google

habe ich in Gedschi, unweit von Sidyma, gesehen und auch bei Dodurga-Assari, wo sie aber nur als Stallungen, nicht zur Wohnung dienen. Reste ganz ähnlicher Anlagen aus prähistorischer Zeit sind übrigens auch in unseren Alpenländern wiederholt nachgewiesen; unweit Warmbad Villach habe ich solche selbst untersucht, aber außer sicheren Herdspuren nichts weiter in denselben ermitteln können.

In die Dörfer und Städte kommen die Tachtadschy nur, um ihre Bretter und Balken zu verkaufen oder gegen ihren geringen Bedarf an europäischen Marktwaren auszutauschen; im übrigen sind sie völlig auf sich selbst gestellt, weben und färben ihre eigenen Stoffe und sind auch in ihrer Nahrung noch unabhängiger von der Außenwelt als die übrigen Gebirgsbewohner Kleinasiens, welche ja ohnehin schon sogar den Reis für den Pilaw durch geröstete Gerste *(Bulgur)* zu ersetzen pflegen. Aus vielfachen Gründen, hauptsächlich aber, um nach Möglichkeit dem Militärdienst und dem Steuerzahlen zu entgehen, trachten sie, jede unnötige Berührung mit ihren Nachbarn zu vermeiden; ebenso wird jede Frage, die nur einigermaßen so aussieht, als ob sie einen statistischen Hintergrund haben könnte, nur mit äußerstem Mißtrauen, vorsichtig und ausweichend beantwortet; auch sonst sind sie ängstlich bemüht, ihre tatsächlich fast vollkommene Unabhängigkeit zu verbergen. Wenn sie daher unter Türken verkehren müssen, so schließen sie sich ihnen äußerlich an, tun auch, wenn es sich gerade trifft, desgleichen, als ob sie im Ramasan fasten würden — aber sie trinken Wein, essen Schweinefleisch und beten auch nicht die fünf rituellen, öffentlichen Gebete der Türken. Wie sie es sonst mit dem Korân halten, ist schwer zu erfahren; die direkte Frage danach — kitab warmi? — wird von ihnen selbst natürlich bejahend beantwortet, wogegen aber etwa anwesende Moslim sofort mit einem energischen „Yokdur“ zu protestieren pflegen. Sehr sonderbar ist ihre Vorliebe für gewisse Namen, wie Achmed, Ali, Hassan und Mehmed, während sie andere Namen, wie Omar, Bekir und Osman, perhorreszieren und sich geradezu scheuen, mit Türken, welche so heißen, auch nur zu sprechen. Hasen und Truthühner halten sie für unrein und würden sie nur mit dem äußersten Widerstreben berühren oder gar verspeisen, hingegen betrachten sie den Pfau als Sinnbild, ja als Verkörperung des Teufels, und dabei gleichzeitig als ein Tier, das unter Umständen wieder zu einem höheren Wesen, zu einem guten Menschen oder gar zu einem „Heiligen“ werden könne. Sie haben auch sonst sehr entwickelte Vorstellungen von Seelenwanderung und glauben, daß böse Geister, d. h. Dämonen, welche sich ähnlich wie unsere gefallenen Engel versündigt haben, wieder zu guten Geistern

Digitized by Google

werden können, nachdem sie durch verschiedene Tierleiber gewandert. Dabei haben sie eine ängstliche Scheu vor den Dämonen, welche sie stets um sich vorhanden glauben, und vermeiden daher sorgfältig jeden Ausdruck, der sie verletzen könnte. Besonders das Wort „Scheïtân", Teufel, ist ihnen ein Greuel, und man kann einen Tachtadschy kaum in größere Verlegenheit bringen, als wenn man in seiner Gegenwart ein munteres Pferd oder ein übermütiges Kind nach türkischer Redeweise als „Scheïtân" bezeichnet. Aber nicht nur böse Dämonen, auch lasterhafte Menschen werden nach ihrem Tode in Tiere verwandelt und müssen als Hasen oder Truthühner ein neues Leben beginnen; gute Menschen hingegen erscheinen wiederum als Menschen, und zwar, ihren Tugenden entsprechend, in höherer oder niederer Lebensstellung. So sind auch die vier großen Propheten, Moses, David, Jesus und Ali, nur verschiedene Inkarnationen desselben Wesens in immer mehr vorgeschrittener Läuterung. Die späteren Schicksale dieses Wesens scheinen nun einen nicht geringen Bestandteil der religiösen Geheimlehre zu bilden, und mehrere anscheinend ganz absurde Geschichten, welche von den rechtgläubigen Türken spottweise weiterverbreitet werden, gehören wahrscheinlich in diesen Vorstellungskreis. So soll, als Alis Leiche von einem Kameltreiber gefunden und auf ein Kamel geladen worden, sowohl dieser Treiber als auch das Kamel selbst Ali geworden sein; und auch von einem Esel wird erzählt, daß er, allzu grausam geprügelt, mit einem Male seine Last abgeworfen und mit menschlicher Stimme zu reden angefangen habe, woraus dann die Brettschneider gesehen, daß sie Ali geschlagen hätten. Träger und Apostel der Geheimlehre ist der „Baba" oder „Dede". Jeder Stamm, ob er nun aus wenigen Dutzend oder aus viel mehr Familien besteht, hat seinen „Baba", der weniger politisches als religiöses Haupt desselben zu sein scheint; diese Würde ist nur innerhalb des Stammes erblich, weshalb der Dede keine Frauen aus fremden Stämmen berühren darf. Seine Seele kann in einen seiner Söhne übergehen, aber auch in andere Menschen, so daß seine Würde nicht immer direkt erblich sein muß. Ein solcher Baba besucht alljährlich sämtliche Familien seiner Herde und veranstaltet entweder in einem Zelte oder im Freien, angeblich auch in Höhlen, religiöse Zusammenkünfte, die des Abends mit Gesang und Tanz beginnen und um Mitternacht mit großer Zerknirschung enden. Was dazwischen liegt, scheint sich im wesentlichen auf die Hervorrufung von hypnotischen Zuständen und halluzinatorischen Erregungen zu beschränken. Nach den übereinstimmenden Berichten von zuverlässigen Augenzeugen wird eine eintönige Melodie so lange wiederholt, bis ein

Digitized by Google

längst verstorbener „Baba“ oder gar Ali selbst in Aktion tritt und durch ein auserwähltes Mitglied der Gemeinde seine Anschauung über religiöse und andere Fragen, wohl auch über den neuen Pascha, die bevorstehende Rekrutierung oder den nächsten Regenfall verkündet; auch werden Kranke geheilt und sonstige Wunder verrichtet, die zum Teil sehr an unsere spiritistischen Sitzungen erinnern; ferner kann durch eine Art von Beichte, und nachdem die Sünden des zerknirschten Brettschneiders unter allerhand Manipulationen des Baba in einen mit bunten Lappen umwickelten Knüttel übergegangen, durch Verbrennen desselben volle Absolution erlangt werden; nur muß die Asche dann sorgfältig vernichtet, d. h. vergraben oder von fließendem Wasser weggeschwemmt werden. Eine verwandte Anschauung liegt vielleicht auch der mir einmal mitgeteilten (sonst nicht weiter erwiesenen) Sitte zugrunde, bei der Bestattung einer Leiche am offenen Grabe ein Stück von den Kleidern des Toten auf einem dürren Aste zu verbrennen und etwas von der Asche aufzubewahren. Völlig unklar in seiner Bedeutung, aber durch oftmalige eigene Beobachtung bestätigt ist der Gebrauch, auch kleine Trinkgefäße stets nur mit beiden Händen zu ergreifen. Ebenso scheren sich die Tachtadschy nie das Haupt und kürzen auch das gewöhnlich sehr lang getragene Haupthaar nur selten, während die rechtgläubigen Moslim den Kopf entweder völlig scheren oder nur jene Locke stehen lassen, an welcher sie Mohammed dereinst in das Paradies ziehen wird. Auch die reinliche Sitte der Türken, sich die Haare des Schnurrbartes zu stutzen, wird bei den Tachtadschys vermißt; dafür pflegen diese, wie die Perser, ihre Hände vom Ellbogen gegen die Finger zu waschen, während die Türken umgekehrt bei ihren rituellen Waschungen Seife und Wasser von den Fingerspitzen gegen die Ellbogen hinaufstreichen.

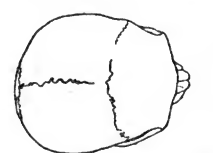
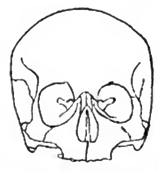
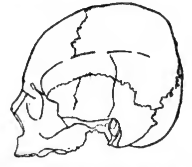
Ich habe mich bei diesen Ausführungen fast wörtlich an eine Darstellung gehalten, die ich 1889 in dem großen Tafelwerk Petersen und v. Luschan, Reisen in Lykien usw., veröffentlicht habe. Seither sind mir noch mehrfach einzelne Tachtadschy begegnet, aber ich habe meinen Ausführungen von damals nichts weiter hinzuzufügen; nur auf die dort gegebenen Abbildungen sei hier verwiesen.

Genau gemessen habe ich nur 13 erwachsene Männer; aber auch die Tachtadschy, die ich sonst gesehen, waren ausnahmslos sehr dunkel, mit braunen Augen, die niemals heller waren als etwa Martin fünf und sich meist um Martin vier gruppiert haben dürften; ich habe auch niemals, auch bei ganz kleinen Kindern, helles Haar bemerkt; bei den genauer untersuchten 13 Männern ist ausdrücklich „schwarzes“ Haar notiert.



Digitized by Google

Die Kopfindizes schwanken nur zwischen 82 und 91 mit einem arithmetischen Mittel von 86 und einer Häufigkeitsdichte bei derselben Ziffer. Die Gesichtsindices laufen von 80 bis 96, gehen aber stark auseinander. Doch sind die Indices 85 und 86 zusammen fünfmal und die Indices 89 und 90 zusammen viermal vertreten. Sehr auffallend sind die großen

Schädel eines Tachtadschy aus der Gegend der alten lykischen Bergstadt Kadyanda.

Ziffern, die sich für die Höhe der Hirnkapsel ergeben haben: Die Höhe des Scheitels über den Gehörgängen erreichte in sechs Fällen Zahlen zwischen 140 und 150 mm; ebenso ist die starke Abflachung der Hinterhauptsgegend sehr bemerkenswert. Schädel von Tachtadschy sind nicht leicht zu erlangen; ein sehr typischer ist hier abgebildet. Auch er ist durch seine Kürze, Breite und extreme Höhe, wie durch die planoccipitale Bildung der Hinterhauptsgegend ausgezeichnet.

* * *

Während die Tachtadschy einsam in den Bergen von Lykien wohnen, leben in den Städten der lykischen Halbinsel, besonders in Elmaly, unter dem Namen Bektasch Leute, die ihnen in mehr als einer Beziehung zu vergleichen sind. Freilich gibt es da auch Bettelmönche von sehr schlechtem Rufe, die genau ebenso genannt werden und vielleicht auch wirklich in irgendeinem Zusammenhang mit denjenigen Bektasch stehen, über die ich hier einige Worte zu sagen habe. Diese werden von der übrigen Bevölkerung, besonders auch von der politischen Behörde, ausdrücklich als Sektierer bezeichnet und mit den Tachtadschy verglichen. Äußerlich wollen sie als richtige Mohammedaner gelten, aber sie trinken Wein, halten angeblich keine Fastengebote oder sollen nur so tun, als ob sie fasteten. Ein Kaimakâm (Landrat) von Elmaly, der sich aus dienstlichen Gründen sehr für die Leute interessierte, bezeichnete sie mir 1882 geradezu als „halbe Christen“. Durchreisende Europäer, die sonst gern bei Griechen oder Armeniern einquartiert werden, pflegt man in Elmaly regelmäßig

Digitized by Google

bei einem reichen Bektasch unterzubringen, angeblich wegen der „Religionsverwandtschaft“, in Wahrheit wohl, weil die durch den Besuch verursachte Störung in einem solchen Hause an sich geringer ist als in einem mohammedanischen, in dem die Frauen vor dem Fremden sich wenigstens formell verschleiern sollten. Jedenfalls habe ich mehrfach Gastfreundschaft bei Bektasch genossen und sie immer als anständige, kluge und freundliche Leute kennengelernt; über ihr wirkliches Verhältnis zu den verlumpten, schmutzigen, trunksüchtigen und zynisch gemeinen Bettelmönchen gleichen Namens bin ich nicht ins reine gekommen; diese leiten ihren Ursprung von dem im Dorfe Bektasch bei Konia geborenen Hadschi Bektaschi Weli und stehen in einer Art lockeren Zusammenhanges mit jenen „heulenden Derwischen“, deren phantastisch wilde Vorführungen in vielen Städten des vorderen Orients eine so große Anziehung auf den sensationslüsternen Touristen ausüben. Sie sind somatisch nicht einheitlich; unter ihnen befinden sich auch Zigeuner, Kurden, Perser, wohl auch einige Indier; dagegen bilden die seßhaften Bektasch, die ich in Lykien kennengelernt, eine somatisch durchaus homogene Gruppe.

Ich habe im ganzen 40 solche Bektasch gemessen; ihr Kopfindex schwankt zwischen 84 und 89, ihr Ohrhöhenindex zwischen 74 und 83 und ihr Gesichtsindex zwischen 75 und 96 mit einem sehr deutlichen Häufigkeitsmaximum bei 86.

In die Einzelheiten ihres religiösen Glaubens bin ich nicht eingedrungen; aber daß sie eine Seelenwanderung annehmen, ebenso wie die Tachtadschy Hasen und Truthühner für unrein halten und den Namen des Teufels nicht eitel nennen, ist mir von ihren rechtgläubigen Nachbarn in Elmaly mehrfach erzählt worden. Sie selbst allerdings stellten mir gegenüber das Vorhandensein nichtislâmischer Elemente in ihren Glaubensartikeln durchaus in Abrede. Nur daß sie ihre Knaben nicht beschneiden lassen, geben sie selbst zu. Aber sie betonen, daß sie im Monat Moharrem vierzehn Tage fasten und daß sie regelrecht assentiert werden, also schon deshalb nicht *kitabsiz* (ohne Heilige Schrift, d. h. ohne Korân) seien. Den Vorwurf orgiastischer Gottesdienste bei Mondschein sowie die alberne, aber trotzdem allgemein verbreitete Angabe, daß sie zu den „Lichtauslöschern“ gehörten, weisen sie natürlich mit großer Energie zurück.

* * *

Ähnliche Sektierer, wie im südwestlichen Kleinasien die Tachtadschy und die Bektasch sind, werden im nördlichen Syrien Ansarîje genannt.

Digitized by Google

Die ursprüngliche Schreibweise des Namens ist vermutlich Nussairîje (= Nosairier), wobei das *u* wie so häufig bei ähnlichen Wörtern in Syrien nicht ausgesprochen wird und dann ein *a* als Anlaut eintritt. An vielen Orten in Nordsyrien, besonders in der Gegend von Antiochia am Orontes, nennen sie sich selbst Fellach, „Ackerbauer", was sie ja in der Tat meist sind, wobei natürlich nur an ihren Beruf und sicher nicht an irgendeinen Zusammenhang etwa mit den Fellachen von Ägypten zu denken ist. Alles was über ihre religiösen Verhältnisse bekannt geworden, deckt sich bis in die letzten Einzelheiten mit dem, was wir über die Tachtadschy und die Bektasch wissen. Auch von ihnen wird erzählt, daß sie kein „Heiliges Buch" hätten, daß sie nächtliche Orgien feierten, daß es bei ihnen ein *jus primae* gäbe und daß bei manchen von ihren Versammlungen Geister zitiert würden. Auch von hypnotischen Erscheinungen wird berichtet. Ihre Zugehörigkeit zum Islâm wird in der Regel amtlich nicht anerkannt, aber das Verhalten der Behörden ihnen gegenüber scheint schwankend zu sein. In manchen Jahren sollen sie wie richtige Mohammedaner assentiert werden, in anderen Jahren aber hat man sie als ungläubig von vornherein abgewiesen.

In ihrem ernsten und ruhigen Benehmen und ebenso auch durch ihre somatischen Eigenschaften erinnern die Ansarîje durchaus an die lykischen Tachtadschy. Für beide Gruppen hört man von rechtgläubigen Mohammedanern ab und zu die Bezeichnung *Alevi* = *Ali-ullahtja*, d. h. „Leute, die Ali für Gott halten". Ich habe 15 erwachsene Ansarîje gemessen. Ihr Kopfindex schwankt zwischen 80 und 94 mit einem deutlichen Häufigkeitsmaximum bei 85. Der Gesichtsindex schwankt zwischen 78 und 94.

* * *

Im oberen Mesopotamien und in kleinen Gruppen nach Westen bis zum hohen Taurus, in die Nähe von Mar'asch reichend, leben mitten zwischen Arabern und Kurden sehr eigenartige Leute, die sich selbst Kyzylbasch nennen und ebenso auch von ihren Nachbarn genannt werden. Das Wort würde in wörtlicher Übersetzung „Rotkopf" heißen, aber es gibt sicher nicht mehr rothaarige Individuen unter ihnen, als unter ihren Nachbarn und auch ihre Kopfbedeckung ist in keiner Art röter als die irgendeiner anderen Gruppe im Orient. So hatte ich eine Zeitlang vermutet, daß das Wort ursprünglich etwas anders gelautet haben und aus einem ganz anderen Sprachgebiet stammen könnte und erst durch Volksetymologie zu der jetzigen Form gekommen sein könnte — in ähnlicher Weise etwa, wie man bei uns die Reticula, in der unsere Damen

Digitized by Google

ihre Handarbeit mit sich tragen, „Ridicule" nennt, oder wie man das an sich ganz unsinnige Wort „mutterseelenallein" nur aus dem französischen *moi tout seul* erklären kann. Inzwischen hat Herr v. Le Coq im III. Bd. des „Orientalischen Archiv", S. 61 ff., mit nicht geringer Gelehrsamkeit eine große Anzahl von Zitaten beigebracht, aus denen hervorgeht, daß man im Orient ganz allgemein schon seit dem 16. Jahrhundert den Namen tatsächlich auf die rote Kopfbedeckung der Leute bezieht, anscheinend im Gegensatz zu grünen oder weißen Kopfbedeckungen der eigentlichen Türken. Und ebenso geht aus diesen Zitaten hervor, daß eine Anzahl von älteren Reisenden die Kyzylbasch für Einwanderer aus Persien hält, die sich nicht vor 1500 in der Türkei niedergelassen haben. Ich weiß nicht, inwieweit diese letztere Angabe zutrifft, aber es scheint mir nicht ganz unbedenklich, jenen Reisenden des 16. Jahrhunderts wirklich zu glauben, daß irgendeinmal etwa die Schiiten nur rote Kopfbedeckungen, die Tataren grüne und die Türken weiße gehabt hätten. Gegenwärtig jedenfalls ist der rote Fez gleichmäßig über große Teile des islâmischen Orients verbreitet und grüne Turbantücher gelten als ein ausschließliches Privileg der wirklichen Nachkommen Mohammeds. Indeß geht aber aus der Untersuchung v. Le Coqs eindeutig hervor, daß die große Mehrzahl der älteren Reisenden die Kyzylbasch als Schiiten in einen direkten Gegensatz zu den Türken als rechtgläubigen Sunniten gebracht hat.

* * *

In einigen Orten von West-Kurdistan gibt es Leute, die ihrer materiellen und geistigen Kultur nach mit den Kyzylbasch durchaus übereinstimmen und die von ihren Nachbarn Jesîdi genannt werden. Einige von ihnen geben auch einen Zusammenhang mit den Kyzylbasch zu, andere lehnen ihn durchaus ab; mehrmals, so einmal in Kiakta am Böilamfluß und ein andermal in der Nähe von Diarbekir, haben mir richtige Jesîdi selbst gesagt, daß die beiden Worte Jesîdi und Kyzylbasch dasselbe bedeuteten; das eine sei arabisch, das andere türkisch. Ich weiß nicht, wieweit das zutrifft, aber soweit ich überhaupt über die beiden Gruppen orientiert bin, stimmen sie durchaus miteinander überein. Jedenfalls kann ich der klassischen Schilderung von Sir A. H. Layard über die Jesîdi nichts zufügen und nur von neuem betonen, daß sie ebenso auf die Kyzylbasch etwa in der Nähe von Sendschirli und von Saktschégösü zutrifft.

Ich habe im ganzen 189 Kyzylbasch gemessen, nur drei von ihnen hatten helle Haare und graue oder grüne, alle anderen hatten braune Augen, ganz dunkles Haar und brünette Haut. Ihr Kopfindex schwankt zwischen

Digitized by Google



Anneseh-Beduinen aus Mesopotamien
v. Luschan phot. 1883

Digitized by Google



Oben: Nedschib Huri, „Araber" aus Shuafat, Libanon
Unten: Ibrahim ibn Saïd, „Araber". Beirut
v. Luschan phot. 1883

Digitized by Google

83 und 92 mit einem deutlichen Häufigkeitsmaximum bei 86. Der Ohrhöhenindex schwankt zwischen 75 und 83 und der Gesichtsindex zwischen 80 und 90 auch mit einem Häufigkeitsmaximum bei 86. Leider konnte ich nur wenige Nasen messen. Ihr Index schwankte in engen Grenzen um 70 und dasselbe möchte ich auch von dem großen Rest der von mir nicht gemessenen Nasen annehmen.

Inmitten von langköpfigen Kurden und Arabern haben wir also in den Kyzylbasch eine extrem breitköpfige und ausgesprochen planoccipitale Bevölkerung, die nun ihrerseits mit den weiter westlich bekannten Tachtadschy, Bektasch und Ansarîje somatisch durchaus übereinstimmt und ebenso auch in ihrer höchst eigenartigen Geheimreligion, vor allem in ihren Vorstellungen über Seelenwanderung. Ich sehe keinen anderen Weg, eine derartige ethnographische und anthropologische Übereinstimmung einzelner, jetzt über ganz Vorderasien zerstreuter Gruppen zu erklären, als alle diese Sektierer auf eine alte, ursprünglich homogene Bevölkerung zurückzuführen, welche starr an ihrer Religion festgehalten hat, dadurch an Mischehen mit späteren Einwanderern verhindert war und so auch somatisch ihren alten Typus erhalten konnte.

An sich ist es freilich nicht ausgeschlossen, daß sich besonders unter den Kyzylbasch neben den Nachkommen der alteingesessenen Bevölkerung noch Reste späterer Einwanderer aus dem Norden und vielleicht auch aus dem schiitischen* Persien erhalten haben; man wird also nicht etwa jeden einzelnen dieser Sektierer von vornherein und ohne weitere Untersuchung als einen direkten Sprößling der vorsemitischen Bewohner von Vorderasien betrachten dürfen, ebensowenig als man etwa einen christlichen Melanesier als Germanen bezeichnen darf, auch wenn er gutes Deutsch spricht. Andererseits ist ganz Vorderasien derart mit

* Inzwischen hat Babinger (Scheich Bedr ed-Dîn, der Sohn des Richters von Simâw, „Der Islâm", Bd. XI, 106 S.) in einer ebenso gelehrten als anziehenden Arbeit nachgewiesen, daß alle diese vorderasiatischen Sektierer als Schiiten anzusprechen seien. Babinger ist zweifellos einer der besten jetzt lebenden Kenner der Schia und überhaupt der Geschichte des Islâms; ich zweifle nicht, daß es ihm früher oder später gelingen wird, das noch vielfach dunkle Problem der mohammedanischen Sekten in Kleinasien und Syrien restlos aufzuklären. In einer zweiten eben erschienenen Schrift „Der Islâm in Kleinasien" (Z. D. M. G. Bd. 76, 1922, S. 216 ff.) weist B. sogar nach, daß die ersten überhaupt nach Kleinasien gelangten Mohammedaner, die Seldschuken, richtige Schiiten gewesen sind und rein persische Kultur hatten. Historisch ist diese Entdeckung von der denkbar größten Wichtigkeit, aber auch anthropologisch bestätigt sie meine alte Erklärung für die körperliche Homogenität der vorderasiatischen Sektierer: Durch ihre geographische Abgeschlossenheit und durch ihre religiöse Sonderstellung haben sie die anatomischen Eigenschaften der vorsemitischen, d. i. hethitischen oder armenoiden Urbevölkerung ganz besonders rein erhalten.

Digitized by Google

langköpfigen und xanthochroischen Individuen durchsetzt, daß die spärlichen Leute dieser Art, die auch unter den Sektierern vorkommen, nicht überschätzt werden dürfen. Noch haben wir keine ausreichende Statistik für die Häufigkeit der blonden Langschädel in Vorderasien; aus meinem eigenen Material gewinne ich den Eindruck, als ob es da unter den Türken und Griechen reichlich zehnmal mehr Blonde gäbe als unter den Sektierern, die also besonders homogen erscheinen.

In ganz gleicher Weise werden wohl auch die beiden Gruppen zu beurteilen sein, mit denen wir uns nun zu beschäftigen haben, die Drusen und die Maroniten.

* * *

Südlich von Beirut, etwa bis in die Gegend von Saida, dem alten Sidon, zwischen dem Meer und der Wüste wohnen die Drusen. Offiziell gelten sie jetzt als Mohammedaner, sie haben aber neben einer Art von Islâm auch eine sehr umfangreiche Geheimlehre mit einer Menge von heiligen Büchern, die lange Zeit für Fremde völlig unzugänglich waren, jetzt aber zum größten Teil von Renegaten veröffentlicht sind. Das Wesen ihrer Lehre besteht in ganz verwickelten Vorstellungen von Seelenwanderung. Dabei wird angenommen, daß wenigstens im allgemeinen die Seele der Abgeschiedenen nicht wie bei manchen verwandten Sekten, auch in Tierleiber, sondern immer nur in die Leiber von neugeborenen Menschen gelangt. Manchmal erfolgt eine solche Einwanderung sofort nach dem Tode, manchmal erst nach langer Zeit. Besonderes Gewicht wird auf die Inkarnation Gottes gelegt. Die letzte solche ist an den Namen des sonst geschichtlich nur wegen seines exzentrischen Wesens bekanntgewordenen ägyptischen Sultans Hakim geknüpft, der von 996 bis 1020 regierte. Seine Seele war früher in Adam, Noa, Abraham, Moses, Jesus, Mohammed und in einem späteren Mahdi („Prätendenten"), über dessen persönliche Verhältnisse die Überlieferungen, wie es scheint, außerordentlich auseinandergehen. Jede Inkarnation Gottes hat noch eine Art Minister oder Helfer (Imâm) zur Seite; so war Petrus der Imâm Jesu und Ali derjenige des Propheten Mohammed. Jeder einzelne Imâm hat sechs Nachfolger bis zur nächsten Inkarnation, Johannes der Täufer gilt so als der letzte Imâm vor dem Auftreten Christi.

Sich selbst nennen die Drusen Muwaschiddîn und betonen damit den rein monotheistischen Charakter ihrer Religion, die sie im übrigen als die wirkliche Quintessenz aller antiken, indischen, christlichen, islamischen Religion und Philosophie bezeichnen. Natürlich betrachten die Drusen sich als auserwähltes Volk und erklären dadurch auch, daß sie, seit der

Digitized by Google

obenerwähnte Sultan Hakim starb, keine weitere Propaganda für ihre Lehre machen. Mit dem Tode Hakims war eben das Tor des Glaubens geschlossen. Gegenwärtig befinden wir uns nach der Lehre der Drusen in der vorletzten Weltperiode. Sobald eine neue Inkarnation Gottes erfolgt, werden alle Drusen sich versammeln, Mekka erobern und in Jerusalem alle Feinde ihrer Religion vernichten.

Die Tracht der heutigen Drusen schließt sich fast völlig an die der benachbarten Mohammedaner an, nur die Frauen pflegen auf dem Kopf einen fast 30 cm schlanken Metalltrichter, häufig aus Silber und in sorgfältiger Filigranarbeit, zu tragen, von dessen Spitze der Schleier herabhängt, der ihren ganzen Kopf und das Gesicht bedeckt und meist nur ein Auge frei läßt. Dieser Trichter erinnert an die Tracht, die zur Zeit der Kreuzzüge auch in Westeuropa üblich war, und es ist sehr möglich, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen diesen beiden Formen besteht. Ich wage aber nicht zu entscheiden, wo das an sich so eigenartige Gerät ursprünglich zu Hause ist.

Eigentliche Priester haben die Drusen nicht, aber neben der großen Menge der *dschohâl*, der Unwissenden, gibt es die *akkâl*, die Wissenden, die man vielleicht mit unseren Freimaurern früherer Zeit vergleichen kann, die andererseits aber auch wieder von manchen als eine Art Priester bezeichnet werden. Auch die *dschohâl* haben aber Kenntnis wenigstens von einem Teil der Geheimlehre und haben Zeichen, mit denen sie sich untereinander sofort erkennen, selbst wenn sie sich persönlich bisher fremd gewesen waren.

In ein System gebracht scheint die gegenwärtige Form ihrer Religion im 11. Jahrhundert durch einen persischen Priester Mohammed Ibn Ismail ed Darazi, aber diese selbst hat natürlich schon sehr viel früher bestanden und ist ein Überrest derselben alten Religion, die über ganz Vorderasien schon sehr viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung verbreitet war.

M. v. Oppenheim hält die Drusen für Nachkommen großer arabischer Stammesteile, die im zweiten Jahrhundert der Hedschra einwanderten. Solche Einwanderungen haben wahrscheinlich mehrfach stattgefunden. So haben wir eine, wie es scheint, historisch gesicherte Angabe, daß sich 636 n. Chr., als Damaskus von den Mohammedanern unter Abu Obeda belagert wurde, auf Befehl des Kalifen Omar auch die Einwohner von Hiera am Euphrat unter dem Emir Aun an der Belagerung beteiligten. Von den Leuten von Hiera aber wird berichtet, daß sie einige Jahrhunderte vorher durch einen Dammbruch gezwungen waren, aus Yemen auszuwandern. Wie wir später sehen werden, sind die wirklichen Araber

Digitized by Google

aus Arabien ausgesprochen langköpfig. Die Drusen haben aber heute extrem kurze Köpfe, genau wie die im vorstehenden beschriebenen Tachtadschy, Ansarîje usw. Die Kopfindices der von mir gemessenen Drusen schwanken nur zwischen 84 und 89 — mit einer einzigen Ausnahme freilich, die einen alten, boshaften, halbidiotischen Pensionisten betraf, der angeblich in seiner Jugend erster Silberbewahrer am Hof von Konstantinopel gewesen war und sich für eine richtige Inkarnation von Ali ausgab. Er hatte einen ganz langen Kopf mit einem Index von 76, ohne daß etwa an Nahtsynostosen zu denken gewesen wäre. Aber er hatte auch helle Augen und fiel so durchaus aus dem Gesamtbilde der übrigen von mir untersuchten Drusen, daß seine wirkliche Zugehörigkeit zu ihnen mir sehr fraglich erscheint.

Wenn wir also auch der lokalen Tradition und der historischen Untersuchung M. v. Oppenheims bis zu einem gewissen Grade folgen, so müssen wir doch andererseits uns damit abfinden, daß von jener arabischen Einwanderung somatische Spuren unter den heutigen Drusen nicht mehr vorhanden sind. Somatisch haben die Drusen also mit den wirklichen Arabern gar nichts zu tun, sondern gehören durchaus zu der hier schon mehrfach erwähnten vorsemitischen Urbevölkerung von Vorderasien. Begünstigt durch ihre geographische Lage im Gebirge zwischen Meer und Wüste und ebenso begünstigt auch durch ihre religiöse Sonderstellung, haben sie anscheinend ihre alten physischen Eigenschaften ganz besonders rein erhalten.

* * *

Nördlich von den Drusen wohnen im Libanon die Maroniten. Von ihnen wird gewöhnlich gesagt, daß sie Christen seien, die aus den Überresten der Monophysiten und Monotheleten hervorgegangen wären. Das waren Sektierer, die das chalcedonische Glaubensbekenntnis, daß in Jesus Christus zwei Naturen vereinigt seien, nicht acceptiert hatten und die darauf bestanden, daß in Christus nur eine Natur vorhanden sei, die Mensch gewordene Göttlichkeit. Dieses Konzil von Chalcedon (jetzt Kadiköi), unweit von Konstantinopel, hatte 451 stattgefunden, aber der Streit zwischen Mono- und Dyophysiten dauerte noch bis spät in das 7. Jahrhundert. Und auch heute noch gibt es Kirchenhistoriker, die sich für dieses Gezänke lebhaft interessieren. Für uns kommt dabei höchstens in Betracht, daß man überhaupt im Orient in religiösen Dingen von jeher einfacher und primitiver gedacht hat als im Westen. Sehr klar kommt dies in jener Sure des Korâns zum Ausdruck, welche die eigentliche Grundlehre des Islâm enthält:

Digitized by Google

Er, Gott, ist Einer und Gott ist der Einzige
Und er zeugt nicht, noch ist er gezeugt
Und nicht hat er seinesgleichen.

Das einfache Gemüt des Orientalen kann also einen einzigen großen Gott begreifen und verehren, eine Dreieinigkeit zu verstehen fällt ihm schon sehr schwer und nunmehr erst die Vorstellung, die damals von dem chalcedonischen Konzil verlangt wurde, daß Christus in einer Person gleichzeitig Gott und Mensch sei, und daß beide Naturen unvermischt nebeneinander in ihm existierten, das wollte keinem wirklichen Orientalen eingehen. Kaiser Justinian I., dessen Frau selbst eine Monophysitin war, tat 527 alles mögliche, um den damals schon zwischen Orient und Occident hell entflammten Kirchenstreit beizulegen. Er verdammte den von den Orientalen verehrten Origines, um den Katholiken zu genügen, und verdammte katholische Lehren, um den Monophysiten zu gefallen. Natürlich erwies sich das als eine vergebliche Bemühung, und überall kam es zu einer schroffen Trennung. Nur blieb man im Westen verhältnismäßig einig, während die östliche Christenschaft in verschiedene Landeskirchen zerfiel. Seither haben wir eine eigene Christenheit in Kleinasien, die Armenier, eine eigene in Ägypten, die Kopten, eine eigene in Abessinien und eine oder gar mehrere in Syrien und in Mesopotamien, die Jakobiten, die Maroniten und andere.

So haben also die Leute nicht ganz unrecht, welche die Maroniten als die Nachkommen der Monophysiten bezeichnen. Es ist richtig, daß die Ureltern der Leute, welche heute Maroniten heißen, einmal Monophysiten oder Monotheleten gewesen sein können, aber die Ureltern der Maroniten haben schon existiert, lange bevor es solche Monophysiten gab, ja sie haben schon existiert, ehe es überhaupt Christen gegeben hat. Für uns sind die Maroniten also selbstverständlich nicht Nachkömmlinge irgendeiner Sekte, sondern sie sind Bergvölker des Libanon, welche seit Jahrtausenden ihr Blut nahezu rein erhalten haben und mit den vielen fremden Einwanderern, die in ihre Nähe gekommen sind, nur selten irgendwelche Verbindungen eingegangen sind. Selbst den türkischen Eroberern ist es nicht gelungen, ihnen wirklich beizukommen. Seit 1588 zahlen sie einen Tribut an die Pforte, aber sie blieben unter eigenen Fürsten unabhängig und haben noch jetzt ihr eigenes christliches Paschalik mit eigenen Truppen und Uniformen, eine Enklave im Osmanischen Reich, obwohl sie 1860 durch den großen Drusenaufstand nahezu aufgerieben worden sind. Vor diesem soll es 200000 Maroniten gegeben haben, nach demselben nur 30000. In einigen Jahrzehnten wird es vielleicht

Digitized by Google

300000 geben; denn viele von ihnen haben sich auf den seit der Einführung der ottomanischen Tabakregie sehr einträglich gewordenen Tabakschmuggel verlegt und sind daher imstande, eine größere Kinderzahl zu ernähren als vorher. Reichtum an sich führt freilich fast regelmäßig zu einer bewußten Beschränkung der Kinderzahl, aber es ist begreiflich, daß solche Beschränkung nicht schon in der ersten Generation eintritt, so daß beginnender Wohlstand die Kinderzahl in günstiger Weise beeinflußt.

Haben wir im vorstehenden eine Anzahl von kleineren, leicht zu isolierenden Gruppen von Vorderasiaten behandelt, sowie die Wandervölker und die Sektierer, so bleiben uns jetzt noch die fünf größeren Gruppen zu besprechen übrig, welche die Hauptmasse der Bevölkerung von Vorderasien ausmachen, die Perser, die Araber, die Türken, die Griechen und die Armenier.

* * *

Von diesen scheinen die Perser, sobald von den offenkundig fremden Elementen abgesehen wird, verhältnismäßig recht homogen zu sein. Freilich sind unsere Kenntnisse gerade zur Anthropologie von Persien gegenwärtig noch ungemein dürftig. Von den ungefähr 10 Millionen Einwohnern sind kaum 20 oder 30 Individuen regelrecht anthropometrisch festgelegt, und nicht ein einziger einwandfrei authentischer Schädel scheint bisher in eine wissenschaftliche Sammlung gelangt zu sein. Immerhin wissen wir, daß neben je etwa 200—300000 Kurden, Arabern und Armeniern sowie kleineren Gruppen von Luren, Zigeunern und anderen wenig bedeutenden versprengten Splittern in der Hauptsache zwei Elemente die Bevölkerung Persiens zusammensetzen, die seit den ältesten Zeiten auf ihrer Scholle sitzenden Tadschik und die Nachkommen türkmenischer Eroberer, die Ihlat; die einen sind Ackerbauer, die anderen waren ursprünglich nomadisierende Hirten, sind aber jetzt auch meist seßhaft geworden; sie sind rechtgläubige Mohammedaner und halten sich an die Sunna, während die Tadschik seit ungefähr 1520 Schiiten geworden sind, d. h. die drei ersten Nachfolger von Mohammed, Abubekr, Omar und Othman, nicht anerkennen, dafür aber den vierten, Mohammeds Schwiegersohn Ali, fast göttlich verehren. Man hat diese Spaltung des Islâm in zwei sich eifrig befehdende Gruppen mehrfach, aber wenig zutreffend, mit der Spaltung des Christentums durch die Reformation verglichen; die Ähnlichkeit ist fast rein äußerlich und kommt besonders in dem gelegentlich bemerkbaren Haß der Schiiten gegen die Rechtgläubigen zum Ausdruck, der in der Tat wohl alles übertrifft, was wir über die tiefe Kluft wissen,

Digitized by Google

die bei uns noch vor wenigen Jahrzehnten in rückständigen Gebirgsdörfern zwischen Katholiken und Protestanten bestand und noch heute in allerhand Erschwerungen der Eheschließung usw. zutage tritt. Bei in der Diaspora lebenden Schiiten nimmt dieser Haß oft ganz groteske Formen an; es wird erzählt, daß sie, nicht weniger gastfrei, als alle anderen Orientalen auch, zwar keinem reisenden Sunniten ihr Haus verschließen, aber doch, wenn er nach oft mehrtägigem Aufenthalt und freundschaftlichem Verkehr vor der Abreise schon im Sattel sitzt, ostentativ auf dem Straßenpflaster die Teller und Schüsseln zerschmettern, von denen er gegessen. Trotz solcher albernen Auswüchse sind Mischheiraten zwischen den beiden Gruppen angeblich wesentlich häufiger, als sie bei uns noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zwischen Katholiken und Protestanten waren, und selbst die regierende Familie ist eigentlich nur dem Namen nach und in einer Art Fiktion türkmenisch; auch der letzte noch einigermaßen selbständige Schah Nasr-eddin, „der König der Könige, der Herr der vier Viertel der Erde“, sah durchaus nicht türkmenisch, sehr viel eher wie ein Armenier aus. In einzelnen entlegenen Landesteilen, so in der Gegend von Jesd, haben die Leute noch ihre alte Religion erhalten und leben in der Lehre des Zoroaster (Zarathustra), die schon unter Darius I. um 520 v. Chr. Staatsreligion geworden war; man sagt, diese Parsi hätten den Typus der alten Perser besonders rein erhalten; dies gilt keinesfalls für jene anderen Parsi, deren Voreltern zur selben Zeit, nach der Zerstörung des sassanidischen Reiches durch die Araber, 640 n. Chr., um der Bekehrung zum Islâm zu entgehen, nach dem nordwestlichen Indien auswanderten. Auch sie hängen noch bis heute an der alten Religion und lassen z. B. ihre Leichen in besonderen Türmen von Geiern fressen, um nicht etwa die Erde oder das Feuer durch sie zu verunreinigen, aber sie haben entgegen der sehr verbreiteten Behauptung, ihren körperlichen Typus längst eingebüßt und sind von wirklichen Indern weder durch die Farbe noch durch andere Eigenschaften unterschieden.

Meine eigenen Messungen an Persern sind auf 15 Männer beschränkt, Diplomaten, Beamte, Tabakhändler, alles Leute in der Diaspora, denen ich zufällig in Konstantinopel, Smyrna, Rhodos und Adalia begegnet. Ihre Kopfindices sind 73, 74, 74, 80, 81, 86, 86, 87, 87, 87, 88, 88, 89, 89 und 90.; eine etwas größere Zahl von anderen Persern, die ich gelegentlich ohne die übliche Lammfellmütze zu sehen bekam, aber nicht messen konnte, schien durchaus extrem kurzköpfig zu sein, so daß ich auf die drei wirklich gemessenen ausgesprochenen Langköpfe kein Gewicht legen und nicht etwa behaupten möchte, daß 20 % der heutigen Perser lang-

Digitized by Google

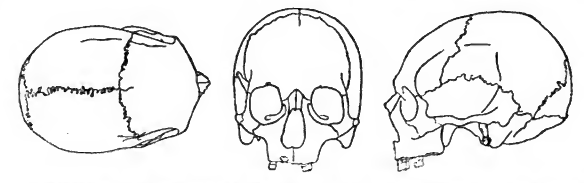
köpfig seien. Immerhin kann über das Vorkommen langköpfiger Perser nicht ganz hinweggesehen werden. Leider wissen wir gar nichts über das Aussehen der Achämeniden, die sich selbst „Arier von arischem Samen“ genannt haben; es ist möglich, daß sie blond, blauäugig und langköpfig waren, wie die Voreltern der heutigen Kurden, aber sie sind wohl nur in kleiner Zahl ins Land gekommen und haben die somatischen Eigenschaften der Vorbevölkerung kaum wesentlich beeinflußt. Irgendwelche Sicherheit über die Anthropologie des alten und des neuen Persiens ist nur von groß angelegten und systematisch durchgeführten Untersuchungen zu erwarten; vor allem fehlt es noch gänzlich an Schädeln aus alter Zeit, um die man sich bei den bisherigen Ausgrabungen niemals gekümmert hat. Für uns Deutsche ist Persien für absehbare Zeit so gut wie völlig verschlossen; so ist es ein nobile officium der auswärtigen Kollegen, dort auch in anthropologischer Beziehung ernste Arbeit zu leisten.

* * *

Etwas besser sind wir über die anthropologische Stellung der Araber unterrichtet. Da ist vor allem anderen dringend nötig, Sprache und Volk scharf auseinanderzuhalten. Friedrich Müller hat die allerverschiedensten Elemente in Arabien, Palästina, Syrien, Mesopotamien als „Araber“ zusammengefaßt, nur weil sie arabisch sprechen. Nichts konnte verkehrter sein. Ihrer gesamten geistigen und materiellen Kultur nach und erst recht in ihren somatischen Eigenschaften sind die arabisch redenden Vorderasiaten untereinander ganz verschieden, und es ist offenkundig, daß die arabische Sprache unendlich viel weiter verbreitet ist als das arabische Rassenelement. Freilich ist die arabische Halbinsel heute das am wenigsten bekannte Land der ganzen Erde, und große Teile von ihr sind noch völlige *terrae incognitae*; trotzdem ist es möglich, wenigstens die Grundzüge des anthropologischen Aufbaus zu erkennen. Da steht vor allem fest daß die Araber in Arabien durchaus von den sog. „Arabern“ außerhalb der Halbinsel verschieden sind. Freilich sind auch die Araber der Halbinsel nicht durchaus homogen; im Norden ist etwas syrisches und Berberblut eingesickert und im Süden ist von der nahen Sswahîli-Küste her viel farbiges Blut eingedrungen. Monatelang in jedem Winter wird durch den Passat jedes Stückchen Holz, das an der arabischen, persischen oder indischen Küste ins Meer fällt, längs der Sswahîli-Küste wieder angeschwemmt, und ebenso treiben monatelang in jedem Sommer die Luft- und Meeresströmungen der Monsune jeden Baumstamm, jeden Balken, jedes Boot, das von irgendeinem Flusse der Sswahîli-Küste ins Meer ge-

Digitized by Google

tragen wird, irgendwo längs der arabischen und persischen und indischen Küsten wieder an den Strand. So haben eherne Naturgesetze, wie der Wechsel von Passat und Monsun, Verbindungen zwischen Ostafrika, Arabien, Persien und Indien geschaffen, von deren Alter wir uns zur Zeit noch kaum eine Vorstellung machen können. Nach den antiken Geographen (Periplus maris erythraei usw.) können wir diese Beziehungen reichlich zwei Jahrtausende zurückverfolgen; aber sie mögen in Wirklichkeit fast so lange bestanden haben, als überhaupt da und dort denkende Menschen gelebt. Heute jedenfalls verrät jeder einzelne Zug in der geistigen und materiellen Kultur der Sswahîli diese asiatischen Einflüsse, und ebenso wäre es schwer zu verstehen, wenn nicht umgekehrt die Südküste von Arabien von Negerblut ganz frei geblieben wäre. Tatsächlich sind die Bewohner der Tihâma (der Südküste und der ihr benach-



Schädel eines Beduinen aus der Gegend von Palmyra, wahrscheinlich mit etwas rezenter Beimischung von kurdischem Blut.

barten Niederungen) fast negerhaft dunkel, mit dicken Lippen und hartem, krausem Haar; nur die Leute im gebirgigen Innern sind hell, d. h. nicht dunkler als irgendwelche brünetten Südeuropäer, haben dünne Lippen und fast seidenweiches, lockiges oder gewelltes Haar. Nur diese werden wir als reine Semiten betrachten dürfen, während die Küsten- und Tieflandaraber stark mit abessinischem und Somal-, also mit hamitischem sowie mit Sswahîli-, also mit Negerblut gemischt sind. Auch aus Nordarabien kenne ich zahlreiche Beduinen mit heller Haut, welligen oder leicht lockigen Haaren, von kleiner Statur und mit schmalen Köpfen und kleiner Nase, also Leute, die durchaus an gute Typen der mediterranen Rasse, etwa an Korsen und Sarden, erinnern.

Völlig anders sehen die sogenannten „Araber“ aus, die den größten Teil der Bevölkerung von Syrien und Palästina bilden; mit ihren extrem kurzen, planoccipitalen Köpfen und ihren mächtig großen Nasen können sie leicht als sichere Nachkommen der vorsemitischen Bevölkerung von

Digitized by Google

Kleinasien und Syrien erkannt werden. Sie sind oberflächlich arabisiert und semitisiert, zum Teil auch islamisiert, aber sie haben rassenmäßig mit den wirklichen Arabern, den Beduinen des arabischen Hochlands, nicht das allergeringste gemein. Das geht schon aus einer flüchtigen Betrachtung der Kopfindices von wirklichen und von Pseudo-Arabern hervor:

		Kopfindices	
		von	bis
Wirkliche Araber, also Semiten	38 Anneseh	68	78
	18 andere Beduinen	70	81
	5 Araber aus Hail	70	74
Pseudo-Araber	20 „Araber" aus Hamah	85	89
	15 „Araber" aus anderen syrischen Städten	76	89
	6 chaldäische Priester aus Gesyra	83	86

Außer diesen 102 Individuen habe ich noch einige weitere gemessen, aber in diese Tabelle nicht aufgenommen, entweder weil sie offenkundig pathologisch veränderte Köpfe hatten oder weil sie stark mit Negerblut gemischt waren. Auch einige andere Autoren haben Araber gemessen, aber in noch viel geringerer Zahl als ich, meist auch ohne genaue Herkunftsangabe. Im ganzen sind kaum mehr als 200 „Araber" gemessen worden; das ist eher wenig für ein Gebiet, das fünfmal größer ist als Frankreich; ich vermute aber, daß auch die Untersuchung einer zehn- und hundertmal größeren Zahl von Arabern das von mir festgestellte Verhältnis nicht wesentlich abändern dürfte. Inzwischen sei hier auf die Abbildungen Tafel 9 und 10 verwiesen, die den Unterschied zwischen den beiden Formen sehr viel besser veranschaulichen, als die allerlängsten Beschreibungen.

Noch bleibt die Frage zu erörtern, wann die Arabisierung bzw. Semitisierung von Palästina und Syrien erfolgt ist. Wirkliche Semiten sind zweifellos schon sehr früh aus Arabien nach Norden ausgewandert, genau wie Bienen ausschwärmen, wenn ihnen der heimatliche Stock zu eng geworden ist. Jedenfalls steht fest, daß im südlichen Babylonien schon im 4. vorchristlichen Jahrtausend neben dem Sumerischen auch Akkadisch gesprochen und geschrieben wurde und daß Akkadisch in den großen Kreis der semitischen Sprachen gehört, die durch ihren starren Triliteralismus, durch die mit wunderbarer Konsequenz durchgeführte Grammatik und durch die im Gegensatze zur Flüssigkeit der Vokale besonders auffallende Starrheit der Konsonanten ausgezeichnet sind. Mit

Digitized by Google

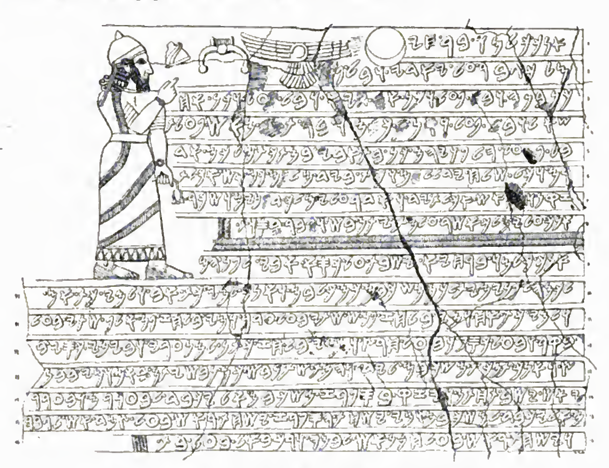
der babylonischen und assyrischen Herrschaft sind semitische Sprachen weit nach Norden vorgedrungen; für eine einzelne solche Wanderung ist Abraham zum mindesten der Heros eponymus, wobei hier die Frage nach seiner historischen Existenz gänzlich unberührt bleiben muß, schon weil ich für sie nicht zuständig bin und selbst nicht einmal beurteilen kann, ob Stuckens geistreiche Auffassung von Abraham als Sternbild wirklich zutrifft. Hingegen wissen wir, daß die Hethiter verhältnismäßig lange der semitischen Invasion Widerstand geleistet haben. Ihr großes Reich zerfällt erst gegen das Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends in eine große Zahl einzelner Fürstentümer, die dann bald unter assyrische Vorherrschaft kamen und tributpflichtig wurden, auch wenn sie sich da oder dort noch einen Rest von anscheinender Unabhängigkeit bewahren konnten. Diese Zustände sind erst in den letzten Jahrzehnten bekanntgeworden, einmal durch die assyrischen Inschriften und dann durch Ausgrabungen auf dem Boden des alten hethitischen Reichs. Besonders in Sendschirli und seiner nächsten Umgebung haben die für die Berliner Museen ausgeführten Untersuchungen eine große Zahl von Bildwerken ergeben, von denen die älteren noch keine Spur von semitischem, d. h. hier assyrischem Einfluß erkennen lassen. Nach meiner ersten Grabung dort, 1888, haben einzelne sonst ganz hervorragende und gerade wegen ihrer Skepsis berühmte Archäologen die damals gefundenen Reliefs vom südlichen Stadttor und vom äußeren Burgtor für ganz spät und „provinzial“ erklärt, für belanglose Bauernarbeit und für klägliche Entartung der großen, alten assyrischen Kunst. Auch ein damals in Sendschirli freigelegter Torlöwe von mächtigen Dimensionen wurde von manchen in derselben Weise beurteilt. Erst die zweite Grabung führte zur allgemeinen Anerkennung des richtigen Sachverhaltes; da wurden u. a. auch andere Torlöwen gefunden, nur wenig kleiner als der von 1888, aber von ganz anderer Arbeit und in einem Stil, der hinter den besten Leistungen der assyrischen Kunst nicht zurückstand. Durch einen an sich unbedeutenden Zufall aber standen diese Löwenkolosse auf einer Art Plinthe, die mit ihnen aus einem Stück Stein gemeißelt war und in zwei Fällen noch einige unförmliche Wülste erkennen ließ, die mit dem eigentlichen Bildwerk nichts zu tun hatten und auch in dem fertigen Torbau nicht sichtbar gewesen waren, da die ganze Plinthe unter dem Pflaster lag. Diese Wülste sind aber nichts anderes, als die Pranken von Löwen des anderen, angeblich späten Bauernstils! Damit war nun die ganze Chronologie der hethitischen Kunst mit einem Schlage auf eine neue und unanfechtbare Basis gestellt; es war offenbar, daß jene primitiven und

Digitized by Google

angeblich jämmerlich dekadenten Löwen die älteren waren und daß einige von ihnen unter assyrischem Einfluß, d. h. von semitischen Künstlern überarbeitet worden waren. Die rohen Steinkolosse gehören in den alten hethitischen, die überarbeiteten in den semitischen Kulturkreis. Der gleiche völlige Stilwechsel kommt in den Reliefs von Sendschirli zu noch ungleich prägnanterem Ausdruck; auf Tafel 5 links unten und auf Tafel 15 sind drei Köpfe von Orthostaten des äußeren Burgtors abgebildet, das etwa der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends angehört; hingegen gehören die zwei Köpfe auf Tafel 16 unten in das 8. vorchristliche Jahrhundert. Die beiden Kunststile sind also durch rund sieben Jahrhunderte voneinander getrennt. Der männliche Kopf links ist der des Königs Barrekub von Šam'al, der sich in einer seiner Inschriften ausdrücklich als Vasall des Tiglatpilesar bezeichnet, also ganz genau datiert werden kann. Das große Grabrelief, von dem der weibliche Kopf rechts unten stammt, ist auf der Kuppe des Burgberges unmittelbar neben einer aus mächtigen Blöcken erbauten Grabkammer gefunden und an sich nicht datiert; stilistisch gehört es aber so durchaus in die Zeit des Barrekub, daß man es ohne Gefahr eines wesentlichen Irrtums für das Bild seiner Frau oder vielleicht seiner Mutter bezeichnen kann. Auf die anthropologische Bedeutung dieser beiden Porträtköpfe und die der älteren Skulpturen von Sendschirli wird später einzugehen sein (vgl. S. 119). Hier ist nur zu erwähnen, daß die jüngeren Schichten des Burgberges und zwei Orte in seiner nächsten Umgebung eine Anzahl von semitischen Inschriften geliefert haben, die zu den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern gehören, die wir überhaupt aus dem ganzen Bereiche alphabetischer Schrift kennen. Die alten Hethiter hatten eine Bilderschrift, die mit den ägyptischen Hieroglyphen nicht verwandt und bisher noch nicht entziffert ist (vgl. die Schriftzeichen auf dem Relief von Ibris; Tafel 16 oben); ihre assyrischen Nachbarn schrieben wie die Babylonier Keilschrift, die sich ursprünglich auch aus einer Bilderschrift entwickelt hatte, genau wie wir das auch von der chinesischen Schrift wissen; aber um 1000 v. Chr. oder kurz nachher entstand auf hethitischem Boden wohl unter semitischem Einfluß ein richtiges alphabetisches Schriftsystem, aus dem sich später das phönizische, das griechische, das römische und alle anderen auf der Erde vorkommenden Alphabete entwickelt haben. Die wirkliche Entstehung dieses ältesten Alphabets ist noch in Dunkel gehüllt. Manche haben versucht, es aus ägyptischen Hieroglyphen abzuleiten, andere wollen es mit den alten Inschriften von Kreta in Zusammenhang bringen; wir werden besser weitere Funde abwarten, ehe wir uns über die älteste

Digitized by Google

Geschichte des Alphabets aussprechen. Einstweilen gebe ich hier eine stark verkleinerte Zeichnung der ältesten unter den von mir in und bei Sendschirli ausgegrabenen semitischen Inschriften.



Schematische Zeichnung der Kalamu-Inschrift von Sendschirli. 9. Jahrh. v. Chr. Etwa $^{1}/_{10}$ d. w. Gr.

Die einzelnen Worte sind durch Punkte voneinander getrennt; die Vokale sind überhaupt nicht geschrieben; so ist die Vokalisierung nicht immer klar, was sogar bei dem Namen des Königs in die Erscheinung tritt. Ich selbst habe von Anfang an Kalamu vokalisiert, ohne zwingenden Grund und nur aus einem unbestimmten Gefühl, vielleicht in Anlehnung an den Namen eines späteren Herrschers von Šam'al-Sendschirli, Panamu. Lidzbarski, der sich wohl eingehender als irgendein anderer Semitist mit der Inschrift beschäftigt hat, vokalisiert Kilamu, aber auch ohne einen Grund für das von meiner Lesung abweichende i anzugeben; Sicherheit über die richtige Aussprache ist wohl erst von dem Auffinden des Namens etwa in einer assyrischen Inschrift zu erwarten. Inzwischen bleibe ich bei meiner Lesung, freilich ohne irgendwie be-

Digitized by Google

sonderes Gewicht auf die in letzter Linie ja ganz gleichgültige Vokalisation des Königsnamens zu legen. Die Inschrift beginnt mit den Worten:

Anak · Kalamû · bar · Haj[a]
melek · Gabar · al · Jadi · UBL · P · (?) usw.

Schon bei der flüchtigsten Betrachtung der Inschrift sieht man, wie die Buchstaben A, N, K, L, M, N, Y und G den späteren griechischen derart ähnlich sind, daß sie ohne weiteres als deren Stammformen erkenntlich sind; einige sind nur soweit von ihnen verschieden, als durch die linksläufige Schreibart an sich bedingt ist, wie wir ja auch ältere griechische Inschriften kennen, die von rechts nach links geschrieben sind, wie die semitischen, und in denen dann natürlich auch das K noch die ursprüngliche Form des semitischen ꓘ mit nach links gerichteten Armen beibehalten hat. Im folgenden gebe ich eine Übersetzung der Inschrift, wobei ich mich durchaus an die Arbeit von Lidzbarski („Ephemeris" III S. 237) halte.

1. Ich bin Kalamū, Sohn des Ḥaj[a].
2. Gabbar herrschte über Jȧdi und leistete nichts.
3. Dann war BMH und leistete nichts, dann war mein Vater Ḥaja und leistete nichts, dann war mein (oder sein?) Bruder
4. S'il und leistete nichts. Ich nun Kalamū, Sohn der Tammat (?), was ich geleistet habe,
5. das haben die Früheren nicht geleistet; das Haus meines Vaters befand sich mitten unter mächtigen Köni-
6. gen und alle streckten die Hand aus, es zu verzehren. Auch ich war in der Gewalt der Könige, denn weggezehrt war
7. mir der Bart, weggezehrt mir die Hand. Macht hatte über mich der König der D.nier, denn er hatte
8. den Assyrerkönig gegen mich gedungen (?). Eine Jungfrau gab man weg für ein Schaf, einen Mann für ein Gewand.
9. Ich, Kalamu, Sohn des Ḥaja, setzte mich auf den Thron meines Vaters. Angesichts der
10. früheren Könige gingen die Muškab einher wie Hunde; ich aber wurde ihnen Vater, wurde ihnen Mutter,
11. wurde ihnen Bruder; wer noch nie den Anblick eines Schafes genossen hatte, ihn machte ich zum Besitzer einer Schafherde, wer noch nie den Anblick eines Rindes genossen hatte, ihn machte ich zum Besitzer
12. einer Rinderherde, zum Besitzer von Silber, zum Besitzer von Gold; wer von Jugend auf kein Leinen gesehen hatte, in meinen Tagen bedeckte ihn Bys-

Digitized by Google

13. sus. Ich stand stützend den Muškab zur Seite, so daß sie (mir) eine Gesinnung zeigten, wie die Gesinnung der Waise zu ihrer Mutter. Wenn jemand von meinen Nachkom-
14. men, der an meiner Statt (auf dem Throne) sitzen wird, diese Inschrift beschädigen sollte, so sollen die Muskab nicht die Ba'rîr und die Ba'rîr
15. nicht die Muškab ehren, und wenn jemand diese Inschrift vernichten sollte, so vernichte sein Haupt der Ba'al-Semed des Gabar,
16. vernichte sein Haupt der Ba'al-Ḥammān, der (Ba'al?) BMH sowie Rekub-el, der Hausgott.

Die Inschrift ist in vielen Beziehungen interessant und lehrreich; für den Anthropologen aber konzentriert sich das Interesse auf die beiden Worte ***muschkabim*** und ***baririm***; bei Lidzbarski (a. a. O. S. 235) heißt es zu ihnen: „***barir*** heißt ‚wild, unkultiviert' . . . v. Luschan schlug mir vor, ***barir*** als die nomadische, ***muschkab*** als die ansässige, ackerbautreibende Bevölkerung anzusehen. Dies wird im wesentlichen das Richtige treffen. . . . Unkultiviert nannten sich vielleicht die aus der Steppe eingebrochenen Semiten (Aramäer) im Gegensatz zur einheimischen Bevölkerung. Das Wort ***barir*** hat im semitischen Sinne nichts Übles an sich, denn für den Semiten, solange er noch in beduinischen Anschauungen lebt, ist die an die Bodenständigkeit gebundene Kultur etwas Verächtliches; ***barir*** wurde bald zum Eigennamen — es steht wie ***muschkab*** ohne den Artikel — und wurde von den Semiten beibehalten, als sie im Lande festen Sitz gewonnen hatten und längst nicht mehr (oder nicht mehr in ihrer Gesamtheit) Beduinen waren. Dagegen werden die ***muschkab*** die im Lande vorgefundene, wohl im wesentlichen hethitische Bevölkerung sein."

So werden wir also bei der anthropologischen Auswertung der Kalamu-Inschrift, auf die unbestrittene Autorität von Lidzbarski gestützt, wirklich einen ethnischen Gegensatz zwischen der ursprünglichen Bevölkerung und den späteren Herren des Landes annehmen müssen und ebenso klären uns die in Sendschirli gefundenen Reliefs in durchaus einwandfreier Art über das Aussehen dieser beiden Gruppen, der Hethiter und der Semiten, auf. Nur bei dem Kopfe der Königin kann man vielleicht schwanken; sie hat ja zweifellos einen ungemein feinen „orientalischen" Typus; nur ihre Nase ist weit eher hethitisch als semitisch; wir werden daran denken dürfen, daß sie gemischtes Blut hat und daß vielleicht ihr Vater zu den Barir gehörte und ihre Mutter zu den Muschkab. Der König Barrekub hingegen (vgl. Tafel 16 links unten) hat gar nichts Hethitisches und dürfte wohl reiner Semite sein; dafür spricht auch seine Haartracht mit den Schläfenlocken (paies), die in Sendschirli bei den vorsemitischen

Digitized by Google

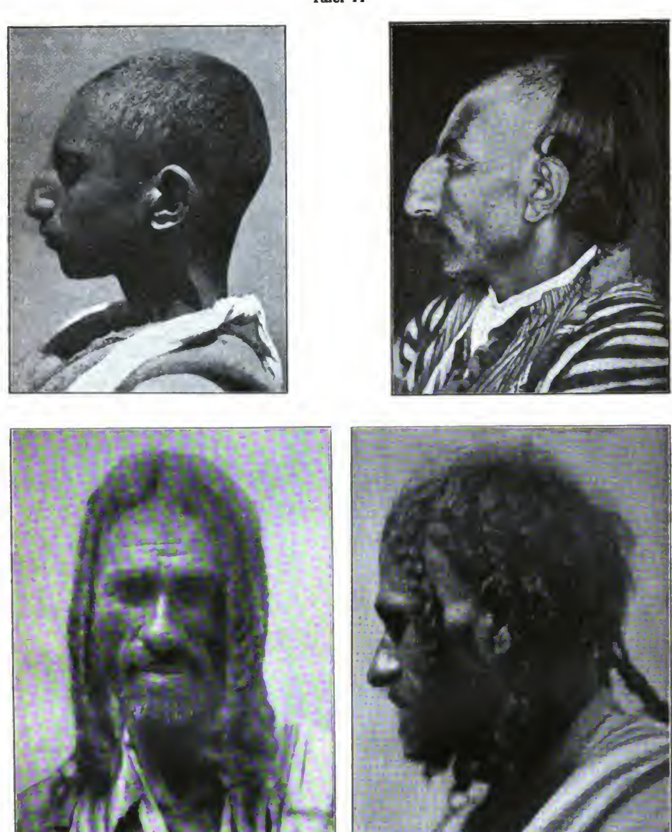
Hethitern gänzlich fehlen und erst mit dem semitischen Kunststil auftauchen. In diesem Zusammenhange sei auch festgestellt, daß sich in einem der Sendschirli-Paläste, der von einem semitischen Herrscher bewohnt war und im 8. vorchristlichen Jahrhundert durch Brand zerstört wurde, im großen Badezimmer eine in die Wand eingelassene Steinschale befand, in der sich bei der Ausgrabung noch eine gute Hand voll Auripigment vorfand, das, mit Arsenik gemischt, zweifellos zu demselben Enthaarungsmittel gehörte, dessen sich noch heute die orthodoxen Juden in Osteuropa bedienen, die kein Schermesser benutzen dürfen. So konservativ sind die Orientalen, daß sowohl die Schläfenlocken, *paies*, als das Psilothron sich durch fast drei Jahrtausende unverändert bei ihnen erhalten haben.

Die Sprache oder der Dialekt, in dem die Inschrift abgefaßt ist, wird von manchen Semitisten als aramäisch bezeichnet, von anderen als hebräisch von anderen wiederum als phönizisch oder kanaanäisch; das werden die Fachleute unter sich abmachen müssen. Vom rein ethnographischen Standpunkt aus genügt es durchaus, einfach nur eine sehr alte und primitive Sprachform anzunehmen, wie sie dem 9. vorchristlichen Jahrhundert eigentümlich war und die erst später in verschiedene Dialekte zerfiel; so ist es zu erklären, daß sie Anklänge an verschiedene, später räumlich getrennte Formen noch in sich vereinigt.

Ethnographisch ist weiter noch hervorzuheben, daß der in der Inschrift erwähnte Vater Kalamus, Haja, auch in der berühmten Monolithinschrift von Salmanassar II. genannt wird; da wird ausdrücklich erzählt, wie der assyrische König 859 einen Bund nordsyrischer Fürsten besiegt und unter diesen auch den *Ha-a-a-nu (mat) Sa-ma-/-la-a-a*, der auch genannt wird: *Ha-ja-ni* apal Gabari und *Ha-ja-a-nu apal Gab-ba-ri ša šêpâ šadî ha-ma ni*; das ist also ein Hajan, Sohn des Gabbar, König von Šam'al, am Fuße des Amanus. Da der Name Šam'al für die semitische Zeit von Sendschirli durch andere Inschriften vollkommen sichergestellt ist, kann an der Identität des Hajan auf der Inschrift Salmanassar II. mit unserem Haja nicht gezweifelt werden, so daß auch für die Inschrift seines Sohnes Kalamu eine genaue Datierung ermöglicht ist. Zu weiterer Orientierung über die historischen, kunstgeschichtlichen und anthropologischen Verhältnisse von Šam'al = Sendschirli verweise ich auf die „Ausgrabungen in Sendschirli", von denen bisher vier Teile erschienen sind (Berlin, Georg Reimer, jetzt Ver. wissensch. Verleger).

* * *

Digitized by Google



Oben links: „Kurde", Sohn einer armenischen Mutter und eines Kurden, Kiakta am Böilam-Fluß
Oben rechts: Armenier aus A'intab, Nordsyrien. Unten: Schammar-Araber
v. Luschan phot. 1883

Digitized by Google



Oben: Ali Tschausch, Mohammedaner aus Aghlasan (*ΣΕΛΓΗ*)
Unten: Hadschi Suleiman, Mohammedaner aus Girmeh (*ΚΡΗΜΝΑ*)
v. Luschan phot. 1883

Digitized by Google

Gehen wir nun zu der numerisch stärksten und politisch mächtigsten Gruppe der Vorderasiaten über, zu den Türken, so ist zunächst festzustellen, daß dieser Name eigentlich nur zwischen Gänsefüßchen geschrieben werden sollte; die Bezeichnung trifft weder anthropologisch zu, noch wird sie von den mohammedanischen Untertanen des Padischah selbst gebraucht, die sich als Osmanli bezeichnen: „Türke“ bedeutet in der Sprache des täglichen Lebens immer nur einen ungebildeten, schwerfälligen und unbeholfenen Mann* und bringt besonders im Munde der Städter noch nebenbei zum Ausdruck, daß seine Sprache „bäurisch“ sei und gänzlich der zahllosen arabischen und persischen oft wirklich entzückenden Feinheiten entbehre, mit denen die Umgangssprache** der Städter sowie die Schreibweise der Behörden und der Presse, die Fassung von Inschriften auf öffentlichen Gebäuden, Brunnen usw. noch weit mehr durchsetzt ist als etwa das Deutsche zur Zeit Friedrichs des Großen mit französischen Brocken; damals promenierte die comtesse in der voiture,

* Weil ein spezielles Beispiel sich dem Gedächtnis besser einprägt als eine noch so ausführliche theoretische Erörterung, sei hier festgehalten, wie mir selbst während meiner ersten Reise in Kleinasien die wahre Bedeutung des Wortes *türk* klar wurde. Ich hatte einem der höchsten Beamten der lykischen Kreisstadt Elmaly einen Höflichkeitsbesuch zu machen und fand ihn von so quälenden Schmerzen heimgesucht, daß ich mich erbot, ihm ein schmerzstillendes Mittel zu geben, wenn er rasch einen seiner Diener nach meiner Medizintasche senden wolle. Der Bote blieb etwas länger aus, als wir erwarteten, der Kranke aber begann, ganz eintönig immer nur *türk, türk* zu stöhnen und begrüßte auch den Boten, als er endlich ankam, nur mit einem zornigen *türk, türk*; ich aber war, als mir so durch reinen Zufall die wahre Bedeutung des Wortes bekannt wurde, schon mehrere Monate im Lande gewesen und hatte mir eingebildet, Türkisch gut verstehen und sprechen zu können.

** *Gül dalyna bülbül konmusch* (auf den Rosenstrauch hat sich eine Nachtigall gesetzt), sagt der höfliche Türke beim Essen, wenn er im Barte seines Tischgenossen ein Brotkrümmelchen bemerkt, und *ilk bahar gülü gibi* (wie die Rose im Frühling) erscheint ihm das geliebte Mädchen; in beiden Sätzen ist nur je das letzte Wort türkisch, alle anderen sind persisch oder arabisch. Ähnliche Beispiele ließen sich zu Hunderten anführen. So ist mir auch eine Erfahrung im Gedächtnis, die ich 1883 am oberen Euphrat machte; da hatte ich ein Telegramm nach der Heimat zu senden und mußte es auf türkisch schreiben, weil es viele Tagereisen weit kein internationales Telegraphenbureau gab; ich schrieb es also so gut und schön, als ich irgend konnte; aber der diensttuende Beamte lächelte und rief seinen Kollegen, der mich auch mitleidig ansah. Beide verfaßten dann ein neues Telegramm, das sie mir vorlasen und das ich unterzeichnen sollte; ich verstand nicht eine einzige Silbe von dem neuen Text, konnte aber nach kurzem Palaver feststellen, daß die Herren den Sinn des ursprünglichen Wortlautes ganz richtig erfaßt hatten; so ging der redigierte Text also nach dem nächsten internationalen Bureau und wurde dort ins Französische übersetzt und nach Europa weitergegeben. Viele Wochen später habe ich erfahren, daß der Sinn meiner Depesche bei der Übersetzung aus meinem Bauerntürkisch in die Effendi-Sprache nicht im mindesten gelitten hatte.

Digitized by Google

und der große König selbst hat seine autorité auf einen Rocher de bronze stabiliert. Seit einigen Jahren scheint sich in der Türkei die Bedeutung des Wortes ***türk*** etwas im Sinne unserer Übung zu verschieben; außerdem aber wird das Wort bei uns so allgemein im Sinne von „Osmane" gebraucht und ist so bequem, daß wir es gerne beibehalten. Immerhin ist es nützlich, seine ursprüngliche Bedeutung zu kennen. Im übrigen ist die Verbreitung der Turksprachen unendlich viel größer als das Gebiet der osmanischen Herrschaft: Turk-Idiome werden quer durch ganz Asien gesprochen vom Ägäischen Meer bis fast an das Nordostende von Asien und an den Pazifischen Ozean. Sie sind alle gleichmäßig durch vollkommene Vokalharmonie* und durch weitgehende Agglutinierung** ausgezeichnet sowie durch eine eigenartige Alliteration*** zur Verstärkung des Wortsinnes.

* So z. B.: ***at, atlar, atly*** = Pferd, Pferde, Reiter; ***ejer, ejerler, ejerdschi*** = Sattel, Sättel, Sattelmacher; ***ip, ipler, iplik*** = Strick, Stricke, Bindfaden; ***ot, otlar, otlu*** = Gras, Gräser, grasreich; ***umud, umudlar*** = Hoffnung, Hoffnungen; ***türk, türklar*** = Türke, Türken.

** So werden von der Stammform (die zugleich die Imperativform ist), ***sew*** = liebe und der Verbotform ***sewme*** = liebe nicht, die Infinitive ***sewmek*** und ***sewmemek*** = lieben und nicht lieben gebildet, ferner die Formen ***sewischmek*** und ***sewischmemek*** = einander lieben und einander nicht lieben, dann ***sewischdirmek*** und ***sewischdirmemek*** = einander lieben machen und einander nicht lieben machen, dann ***sewischdirilmek*** und ***sewischdirilmemek*** = einander lieben gemacht werden und einander nicht lieben gemacht werden. Ebenso wie zwei Präsensformen gebildet werden (er sieht = „er kann sehen" und „er sieht in diesem Augenblick"), so gibt es zwei Perfekte: ***sewdi*** = er hat geliebt und ***sewmisch*** = man sagt, er habe geliebt, ferner ***gitdi*** = er ist gegangen und ***gitmisch*** = es heißt, er sei gegangen, oder: ***geldi*** = er ist gekommen und ***gelmisch*** = man sagt, er sei gekommen — all das mit sämtlichen Konjugationsformen und ebenso mit dem negierenden ***me***, also ***sewmedi, sewmemisch, gitmedi, gitmemisch, gelmedi*** und ***gelmemisch***. „Müssen" wird durch ein eingeschaltetes ***meli*** ausgedrückt; so wird von ***gelmek*** = kommen gebildet: ***gelmeli-im, gelmeli-issin, gelmeli, gelmeli-is, gelmeli-ssinis, gelmeli-dirler*** = ich muß kommen, du mußt kommen usw. In gleicher Weise wird ***gelmeli-issim*** = wenn ich kommen muß konjugiert, sowie ***gelmeli-idim*** = ich mußte kommen (***-idim, -idin, -idi, -idik, -idinis, -idiler***) und ***gelmeli-idi-issem*** = wenn ich kommen müßte — alle diese Formen auch wieder mit dem negativen ***me*** verbindbar, wie z. B. ***gelmemeli-idi-issem*** = wenn ich nicht kommen müßte, so daß sich auf diese Weise aus jeder Wurzel viele Hunderte von absolut regelmäßigen und streng logisch gegliederten Verbalformen ergeben.

*** Z. B. ***kup kuru*** = sehr trocken von ***kuru*** = trocken; ***szim sziach*** = ganz schwarz von ***sziach*** = schwarz, ***bem bejas*** = ***ganz*** weiß von ***bejas*** = weiß; ***tschip tschiplak*** = ganz nackt von ***tschiplak*** = nackt. In ähnlicher Weise wird aus ***jatak*** = Bett ein Wort ***jatakmatak*** gebildet = „Bettzeug, Decken, Teppiche usw." und aus ***tschudschuk*** = Kind das Wort ***tschudschuk-mudschuk***, das unserem „Kind und Kegel" entspricht. Derartige Formen gehören zum lebendigen Sprachgut und werden gelegentlich auch neu gebildet. Die erste Entstehung eines solchen Wortes habe ich einmal zufällig selbst erlebt: Im Zusammenhang mit den Ausgrabungen in Sendschirli, die ich im Auftrage der Berliner Museen leiten durfte, war ich einmal nach dem nächsten der großen alten Schutthügel, Gerdschin, geritten, um nach hethitischen Skulpturen zu suchen, die am Fuße des Hügels

Digitized by Google

Turkvölker haben nicht nur ganz Vorderasien, vom Kaukasus bis an den Indus, erobert sowie zeitweise, oft im Verein mit den Arabern, Persien, Nordafrika, Rhodos, Sardinien, Korsika beherrscht, sondern ihre Eroberungen noch über den ganzen Balkan, über Ungarn sowie über weite Gebiete von Indien und China ausgedehnt. Für das Steigen und Sinken der türkischen Macht in Europa sei auf die historischen Karten in den größeren Atlanten verwiesen und hier nur hervorgehoben, wie noch im 14. Jahrhundert und bis 1453 der türkische Besitz auf der Balkanhalbinsel fast ringsum von christlichen Randstaaten umgeben ist, wie dann am Ende des 17. Jahrhunderts die europäische Türkei, ihre größte Ausdehnung erreichend, im Norden Budapest und im Süden Kreta einschließt und wie dann im 19. Jahrhundert ein rasches Abbröckeln einsetzt, so daß gegenwärtig die türkische Herrschaft in Europa auf ein ganz kleines Gebiet beschränkt ist.

Wie für die geographischen Verhältnisse der Türkei, so muß hier auch für die historischen auf die Schulbücher verwiesen werden, wenigstens was die Zeiten angeht, in denen sich Babylonier, Assyrer, Perser, Griechen, Römer und Byzantiner in der Herrschaft über den jetzt türkischen Teil von Vorderasien ablösten. Nur über die vortürkische Zeit des Islâm sei hier ein Wort gesagt, da der schimpfliche Verfall des oströmischen Reiches sicher nicht nur zeitlich, sondern auch ursächlich mit der Begründung der islamischen Herrschaft im Orient zusammenhängt. Schon der zweite Nachfolger des Propheten, Omar, zerstörte das neupersische Reich, erobert Syrien, Palästina und Ägypten, gründet Kairo und Bassora. Sein Nachfolger, Osman, erobert Rhodos und halb Nordafrika, und die letzten omaijadischen Kalifen, wirkliche Nachkommen eines Verwandten des Propheten, beherrschten am Anfange des 8. Jahrhunderts ganz Vorderasien, ganz Nordafrika und den größten Teil von Spanien. Unter den Abbasiden sehen wir den Sitz der islamischen Herrschaft nach Bagdad verlegt, wo unter Harun al Raschid Kunst und Wissenschaften blühen wie in der schönsten Zeit der antiken Kultur, und um 1000 n. Chr. sehen wir am Hofe von Sultan Mahmud, dem Gasnaviden, einen Dichter wie Firdûsi und den Philosophen Abu Sina (Avicenna), den geistigen Erben von Aristoteles.

in einem damals nach fast einjähriger Dürre ganz ausgetrockneten Schilfsumpfe lagen. Um mir die Arbeit zu erleichtern, ließ ich unbedachterweise das weit über mannshohe Schilf anzünden; durch das wie heftiges Geschützfeuer klingende Knattern aufgestört und für sich selbst besorgt stürzten einige Leute aus ihrem nahen Zeltlager hervor und begannen zu löschen. „Aman, aman" schrien sie, „was treibst du; Sendschirli, mendschirli, hepsi janar": Sendschirli wird verbrennen, Mendschirli und alles.

Digitized by Google

So war der Boden für das Auftreten der Osmanen geebnet. Ihre Geschichte beginnt mit Suleiman Chan, dem Schech eines ughusischen Turkstammes, der, durch vordringende Mongolen bedrängt, um 1190 nach Westen zog; sein heldenhafter Sohn Ertogrul, nach dem Jahrhunderte später die Türken ihr schönstes Reiterregiment und ihr bestes Schlachtschiff benannt haben und bei dessen Erwähnung noch heute das Herz jedes guten Türken höher schlagen sollte, setzte sich im nordwestlichen Phrygien fest. Dessen Sohn Osman und sein Enkel Orchan breiteten ihre Herrschaft weiter und auch bereits auf europäisches Gebiet aus; sein Sohn Murad I. und sein Enkel Bajesid I. (mit dem Namen *Jildirim* = der Blitz) sind ihm ebenbürtige Nachfolger: 1365 unterwirft Murad Bulgarien und besiegt 1389 die Serben bei Kossovopolje; Bajesid aber vernichtet 1396 bei Nikopoli in Bulgarien ein großes christliches Heer so gründlich, daß von dieser Schlacht an die Aufhebung der Sklaverei in Europa beginnt. Sein Nachkomme Mohammed II. erobert 1453 Konstantinopel und zerstört damit den letzten Rest des oströmischen Reiches. Von da an wird die Türkei immer mächtiger, erobert Syrien, Ägypten, Mesopotamien, 1521 Belgrad und 1526 Budapest; damals hat ganz Europa vor den Türken gezittert, und ihre Macht schien unbesiegbar; aber diese aufsteigende Bewegung kommt 1533 mit dem unglücklichen Zug gegen Wien zum Stillstand, und anderthalb Jahrhunderte später, 1683, beginnt ein rapider Verfall; Ägypten, Cypern, Bulgarien, Bosnien, Montenegro, Kreta — alles bröckelt ab, und lange Zeit schien es, als ob der „kranke Mann" überhaupt nur durch die gegenseitige Eifersucht der christlichen Mächte am Leben erhalten würde.

Diese historischen Verhältnisse mußten kurz gestreift werden, weil sie zum Verständnis des anthropologischen Aufbaus der heutigen Türkei und der sog. „Türken" ganz unerläßlich sind. Über die wirkliche Zahl der mit dem Ende des 12. Jahrhunderts in Kleinasien eingedrungenen Osmanen sind wir genau so wenig unterrichtet als etwa über die der einige Generationen früher nach Aleppo und Konia gelangten Seldschuken; doch ist mit voller Sicherheit anzunehmen, daß sie einige Tausende, oder im äußersten Falle einige Zehntausende nicht überschritten hat, und so ist von vornherein anzunehmen, daß diese Handvoll Menschen die somatischen Eigenschaften der nach vielen Millionen zählenden vorislamischen und vortürkischen Bevölkerung nur in allergeringstem, kaum überhaupt nachweisbarem Maße beeinflußt hat. Tatsächlich kann man wochenlang das Innere von Kleinasien bereisen, ohne auch nur ein einziges turkmenisch aussehendes Gesicht zu bemerken, und selbst in den großen Städten sieht

Digitized by Google

man nur ausnahmsweise einmal Leute, die in ihrem Typus turkmenische Abstammung verraten.

Auf der Tabelle S. 147 gibt die mittelstarke Linie eine graphische Darstellung der Kopfindices von 756 „Türken“, die ich im Laufe langer Jahre persönlich gemessen habe. Diese Indices laufen von 69 bis 96, umfassen also fast die ganze Reihe der beim Menschen überhaupt vorkommenden Zahlen für das Verhältnis von Länge und Breite des Kopfes und überragen ganz wesentlich die innerhalb einer somatisch einheitlichen Gruppe mögliche Variationsbreite. Die Türken mögen also sprachlich, politisch, religiös und auch sonst in ihrer ganzen geistigen und materiellen Kultur noch so einheitlich und homogen erscheinen — die große Verschiedenheit in ihren Kopfformen beweist zwingend, daß sie aus ganz heterogenen Elementen zusammengeschweißt sind.

Wenn man, dem allgemeinen Gebrauche folgend, die Leute mit Indices zwischen 77 und 81 als mesatikephal bezeichnet, die mit schmäleren Köpfen als dolicho- und die mit breiteren als brachykephal, so sind also unter meinen 756 Türken 172 ausgesprochene Langköpfe, 433 sind ebenso ausgesprochen kurzköpfig und 150, also fast genau der fünfte Teil, sind mesatikephal. Unter den Kurzköpfen überwiegen also, in höchst auffallender Weise Leute mit den hohen Indices von 85 und 86, die zusammen bei 160 Leuten vorkommen, während die noch höheren Verhältniszahlen von 87 bis 92 je bei 33, 36, 12, 18, 15 und 6, im ganzen also bei 90 Männern festzustellen sind. Was aus dieser Kurve noch weiter zu lernen ist, werden wir sehen, sobald wir die Kurven der Griechen und der Juden sowie die Verhältniszahlen bei den Armeniern zum Vergleiche heranziehen können.

Ebenso wäre unsere Betrachtung der Türken ganz unvollständig, wollten wir nicht auch ihr numerisches Verhältnis zu den beiden großen christlichen Gruppen in der Türkei, zu den Griechen und zu den Armeniern beleuchten. Leider liegt da die amtliche Bevölkerungsstatistik ganz im argen; die Zahlen, die für die einzelnen Gruppen angegeben werden, schwanken derart, als ob es auf eine Million Griechen oder Armenier mehr oder weniger gar nicht ankommen würde, und die für die Türken selbst erreichbaren Zahlen gehen sogar um mehrere Millionen auseinander. Hingegen lehrt der Augenschein an Ort und Stelle, daß überall in den großen und in den kleinen Städten der Türkei die christlichen Wohnviertel von einem Jahrzehnt zum anderen an Größe und Ausdehnung zunehmen und das nicht nur nach der Peripherie hin, sondern offenkundig auf Kosten der mohammedanischen Stadtteile. So scheint mit dem Verfalle der politischen Macht der Türkei auch der prozentuale Anteil der Moham-

Digitized by Google

medaner an der Gesamtbevölkerung zu sinken. Mehrfach in den letzten Jahrhunderten war die innere und erst recht die äußere Lage der Türkei nicht ganz unbedenklich, und es scheint historisch festzustehen, daß schon unter Ludwig XIV. der französische Gesandte in Konstantinopel nach Paris meldete, die Türkei sei in Auflösung begriffen und reif zur völligen Aufteilung; aber immer wieder haben einzelne tüchtige Männer das schon sinkende Staatsschiff wieder in den ruhigen Hafen gesteuert.

Eine neue Periode des Verfalls begann 1854 mit dem Regierungsantritt von Abdul Aziz, dessen maßlose Verschwendungssucht den Grund zu der gegenwärtigen Finanznot des Reiches legte. Vor seiner Zeit hatte es in der Türkei noch keine Staatsschulden gegeben und das ganze Steuerwesen war rein patriarchalisch gewesen; nach 22 Jahren unerhörter Mißwirtschaft wurde Abdul Aziz „aus Staatsraison" ermordet, und auch sein Nachfolger Murad wurde nach kaum dreimonatiger Regierung für irrsinnig erklärt und im Tschiragan-Palaste interniert, den er lebend nicht mehr verlassen hat; ihm folgte sein Bruder Abdul Hamid (1876—1909), der zunächst schon anthropologisch interessant war, weil er, von einer armenischen Mutter abstammend, durchaus wie die Karikatur eines Armeniers aussah; im übrigen war er auch dem Charakter nach reiner Armenier, sicher sehr intelligent und besonders im Verkehr mit den Gesandten der Westmächte von überragender Schlauheit; im Innern verfolgte er trotz seiner Abstammung die Armenier mit großer Härte und galt auch sonst als grausam und mißtrauisch bis hart an die Grenze des Wahnsinns oder noch über diese hinaus; dabei war er gänzlich unfähig, der immer mehr um sich greifenden Korruption zu steuern, ja es war öffentliches Geheimnis, daß er für Geld ebenso käuflich war, als nur irgendeiner seiner kleinen und großen Beamten. Seine eigenen Untertanen hatten für ihn nur Furcht und Verachtung, so daß seine Absetzung 1909 wohl nur für ihn selbst überraschend gekommen sein mochte. Nach seinem Sturze schien es eine Zeitlang, als ob die Zustände sich bessern würden, und gute Kenner der Türkei glaubten an die Möglichkeit einer Erholung; dann kam der Weltkrieg, und sein Ausgang sah das Reich am Rande des Abgrundes. Aber noch lebt die Türkei, und noch glauben manche an ihre Wiedererstarkung und sogar an eine Zukunft, die nicht minder ruhmvoll sein würde als die Vergangenheit.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, mich in müßige Prophezeiungen einzulassen, aber gerade jetzt, wo nach dem Kriege und nicht zum wenigsten auch durch ein geistreiches Buch Spenglers der „Untergang des Abendlandes" in aller Munde ist, liegt es nahe, auch über den Untergang

Digitized by Google

des Morgenlandes nachzudenken. Ob die Türkei wirklich im Begriffe ist, unterzugehen, weiß ich nicht; ihr Schicksal hängt gerade jetzt (Juli 1921) von unberechenbaren Zufällen und von rein militärischen Erfolgen ab; aber sie ist jetzt wirklich dem Verfalle nahe und es ist sicher schon theoretisch und rein anthropologisch interessant, den Ursachen dieses Herabsinkens von einst so stolzer Höhe nachzuspüren. Persönlich sehe ich die Hauptursache in dem Emporkommen eines hochmütigen und kulturell rückständigen Klerus und in dem Hand in Hand damit gehenden Verfall der staatlichen Organisation. Dabei wünsche ich, nicht mißverstanden zu werden; zweifellos gibt es auch heute noch geistliche Würdenträger von hervorragenden Eigenschaften — aber die ganze Kaste als solche ist minderwertig, und sie ist um so mehr gemeingefährlich, als in ihrer Hand zugleich auch ein großer Teil der Rechtsprechung liegt. Wir wissen zur Genüge aus Rußland, wie kulturfeindlich ein übermächtiger Klerus werden kann; und welche Gefahren der Bureaukratismus und die Vorherrschaft der Juristen mit sich bringt, ist auch aus anderen Ländern bekannt; so mußte in der Türkei die Verwaltung immer schlechter und die Zahl der bestechlichen Beamten immer größer werden. Ebenso schlimm war der Verfall von Heer und Flotte. Heute gibt es in der Türkei kaum noch Leute, die überhaupt ahnen, daß die Türkei einst eine wirkliche Flotte gehabt hat und mit ihr die Herrschaft zur See, genau wie vom frühen 13. bis zum späten 16. Jahrhundert Venedig und jetzt England. Türkische Flotten waren es, die Cypern und Kreta den Venetianern entreißen konnten und damit den Ruhm der meerbeherrschenden Lagunenstadt erschütterten. Aber genau wie die siegreichen Heere, so sind auch die mächtigen Flotten der Türkei das Opfer ihrer ebenso hochmütigen als unfähigen und unehrlichen Verwaltung geworden.

Drei andere Faktoren haben besonders den mohammedanischen Teil der Bevölkerung, also das eigentliche Rückgrat des Reiches, schwer geschädigt und mußten das so bedenkliche und für den Bestand der Türkei so gefährliche Überhandnehmen des griechischen und des armenischen Elementes mit sich bringen: 1. die unsoziale Handhabung der Wehrpflicht, 2. der Hadsch und 3. die Polygamie. Betrachten wir diese Faktoren im einzelnen, so ist natürlich die allgemeine Wehrpflicht an sich zweifellos ein großer Segen: Die Pflicht, ein oder zwei Jahre bei der Fahne zu dienen, ist für die meisten jungen Männer ein großes Glück; sie gewinnen dabei körperlich und geistig, indem sie ihre Gesundheit kräftigen und ihren Horizont erweitern. Aber Vernunft wird Unsinn und Wohltat Plage, wenn die Leute sieben Jahre und länger bei der Truppe zurückgehalten

Digitized by Google

werden, und das meist in einer von ihrer Heimat möglichst weit entfernten Provinz, und wenn sie, wie das fast die Regel, schon vor Ableistung der Wehrpflicht geheiratet haben. Als Analphabeten bleiben sie dann meist ganz ohne Verbindung mit ihrer Familie und werden ihrer Frau entfremdet, wie die Frau ihnen. Meist sorgt die korrupte Verwaltung auch nicht einmal für die rasche und kostenlose Rücksendung der entlassenen Soldaten, sondern setzt sie einfach auf die Straße und überläßt es ihnen, sich selbst nach der fernen Heimat durchzubetteln. So sind sie oft noch ein weiteres Jahr und länger unterwegs und bringen die traurigsten Infektionskrankheiten mit nach Hause, wo inzwischen oft genug auch die Frau ob der langen Trennung auch ihrerseits auf Abwege geraten und verdorben und verschollen ist. Trotz mehrfacher Anläufe zu einer Änderung des Gesetzes ist nun die Wehrpflicht noch immer im wesentlichen auf die Mohammedaner beschränkt, während die Christen diese durch die schlechte Verwaltung so drückende Last nicht zu tragen haben.

In gleicher Weise ist auch der Hadsch, die Pilgerreise nach Mekka, an sich zweifellos eine schöne und würdige Einrichtung, aber auch er wird wiederum durch die unfähige Verwaltung zur Schädlichkeit, da wegen der sehr rückständigen hygienischen Einrichtungen in manchen Jahren kaum die Hälfte der Pilger die Heimat wiedersieht; auch diese harte Steuer trifft nur die Mohammedaner, und sie ist um so empfindlicher, als sie gerade die frömmsten und besten Elemente unter den Türken und überwiegend die sozial höher stehenden Schichten belastet.

Verhältnismäßig harmloser ist der dritte der erwähnten Faktoren, die Polygamie; aber auch sie ist antisozial und von ungünstigem Einfluß auf die Volksvermehrung; das klingt paradox, weiß doch eigentlich jedermann, daß ein Hahn für viele Hennen genügt, und gibt es jetzt doch auch in Deutschland liebenswürdige Schwärmer, die uns die allgemeine Vielehe als Allheilmittel zum Wiedererstarken des Reiches empfehlen — aber die menschliche Gesellschaft ist kein Hühnerhof, und die Völkerkunde lehrt uns aus dem tropischen Afrika und von den Melanesiern der Südsee, daß im großen Durchschnitt die polygame Ehe nicht kinderreicher, sondern kinderärmer ist als die monogame. Natürlich gibt es Ausnahmen, und ich habe persönlich einmal das Vergnügen gehabt, den jüngsten von den fünfzig Söhnen des durch Moltke berühmt gewordenen Kurden-Schechs Pedrchan-Bey kennenzulernen, aber solcher Kinderreichtum ist nicht die Regel bei der polygamen Ehe. Diese bringt es vielmehr nur zu oft mit sich, daß gerade die alten Männer, weil sie wohlhabender oder reicher sind als die jüngeren, sich die jungen Frauen sichern.

Digitized by Google

können, so daß für die jungen Männer nur die älteren Frauen übrigbleiben. Auch sonst hat die Polygamie vielfache Mißstände im Gefolge, und es scheint mir nicht ganz leicht, die Worte des Dichters anders als ironisch aufzufassen, wenn er dem polygamen Manne sagt: „Viele Frauen hast und Ruhe du im Hause“ und „Heiter, neidlos, redlich unterhält dich eine von der anderen Trefflichkeit“. Nun ist ja sicher die türkische Frau nicht entfernt so eifersüchtig veranlagt wie die unseren und hat wohl durch die vielhundertjährige biologische Auslese sich mit dem Ärgernis ebenso abgefunden, wie bei den meisten polygamen Tieren die Eifersucht ausschließlich auf die Männchen beschränkt scheint; aber ich glaube trotzdem nicht ganz an die ideale Ruhe im Hause des polygamen Türken. Außerdem ist gegenwärtig bei den Mohammedanern der Türkei die legitime Vielehe kaum häufiger als bei uns die illegitime Polygamie, und sie scheint auch weiter stark im Abnehmen begriffen. Ich würde sie deshalb als sozialen Faktor für die Zukunft der Türkei vielleicht gar nicht erwähnt haben, wenn ich nicht bei dieser Gelegenheit hätte überhaupt betonen wollen, daß nur die monogame Ehe dem Ideal einer gesunden Bevölkerungspolitik entspricht und daß es durchaus erwünscht ist, wenn die Männer so jung als irgend möglich in die Ehe treten.

Man kann aber diesen Faktoren gegenüber denken, wie man will, die Tatsache bleibt bestehen, daß die relative Zahl der Mohammedaner gegen die der Christen ständig ebenso zurückgeht, wie ihre Wohlhabenheit, wie ihre innere Macht im Staate und wie ihre Weltgeltung. Ob der Außenseiter das beklagt oder freudig begrüßt, ist wenigstens teilweise nur Sache rein persönlicher Sympathie oder Abneigung; der „gute Christ“, der die Nächstenliebe nur im Munde führt, mag sich freilich schon über die bloße Möglichkeit des allmählichen Verschwindens der „Ungläubigen“ freuen, andere würden es lebhaft bedauern. Persönlich habe ich den „Türken“ (viele Verwaltungsbeamte freilich ausgenommen) als ernst und würdig, ruhig und vornehm, mäßig und gastfrei, wohltätig und tolerant, tapfer und ehrlich kennen und schätzen gelernt, genau so, wie ich diese Eigenschaften bei dem großen Durchschnitt der orientalischen Christen meist vermißt habe. Andere freilich denken anders; sie sagen, die Türken seien „zurück um tausend Jahre in moderner Weltgesittung“ und verurteilen ihren Aberglauben, ihren angeblichen Fanatismus, ihre mangelhafte Schulbildung und curioser Weise auch eine ihrer allerschönsten und besten Eigenschaften, ihren Nationalstolz. Man kann aber die persönlichen Eigenschaften der Türken noch so hoch einschätzen, immer wird man zugeben müssen, daß sie viel von ihren christlichen Nachbarn lernen könnten, die eifrig

Digitized by Google

bemüht sind, sich die Segnungen der abendländischen Kultur anzueignen und aus eigener Kraft für tüchtige Lehrer und Ärzte, für Schulen und Spitäler sorgten, während die türkische Verwaltung abseits stand, hochmütig, ablehnend und grollend. Jetzt scheint die Zukunft der türkischen Mohammedaner nicht allein von ihren militärischen Erfolgen abzuhängen, sondern in der Hauptsache davon, wie sich ihre Staatsmänner zu den großen sozialanthropologischen Problemen stellen, und ob sie sich zu ernsten und durchgreifenden Reformen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Hygiene entschließen können sowie zur Ausrottung der Korruption, der schlimmsten Pestbeule am Leibe der Türkei; das kann freilich nur gelingen, wenn man mit eiserner Hand zugreift und die Zahl der Beamten und Richter auf die Hälfte oder gar auf ein Drittel reduziert, die Gehälter der im Dienste Belassenen aber verdoppelt oder verdreifacht. Enver Pascha, der große Held, den künftige Generationen wie einen zweiten Ertogrul einschätzen werden, hat Ähnliches für die Armee getan und schon am zweiten Tage seiner Amtsführung als Kriegsminister einige Hundert überflüssige Generale in Pension geschickt; was in der Armee möglich war, kann auch in der Zivilverwaltung nicht unmöglich sein, und dann würde es binnen wenigen Jahren gelingen, eine arbeitsfreudige und absolut unbestechliche Beamtenschaft heranzuziehen. Ebenso ist von einer intensiven Bewirtschaftung des Bodens mit Sicherheit ein großer finanzieller Aufschwung zu erwarten; da braucht man nur an die vielen Hunderte von antiken Städten zu denken, deren Ruinen heute in trostloser Einöde stehen, während sie im Altertum von blühenden Gärten und wogenden Feldern umgeben waren, sowie an die Hunderte und Tausende von prunkvollen Tempeln, Palästen und großen Theatern an Orten, an denen heute nur ein paar armselige Hütten oder einsame Jürücken-Zelte zu sehen sind. Daraus allein ist schon zu erkennen, wie der türkische Acker leicht das Zehnfache der gegenwärtigen Bevölkerung ernähren könnte, wenn er nur rationell bewirtschaftet wird; damit würde aber auch der Reichtum, die Steuerkraft und die militärische Leistungsfähigkeit des Reiches fast ins unermeßliche wachsen.

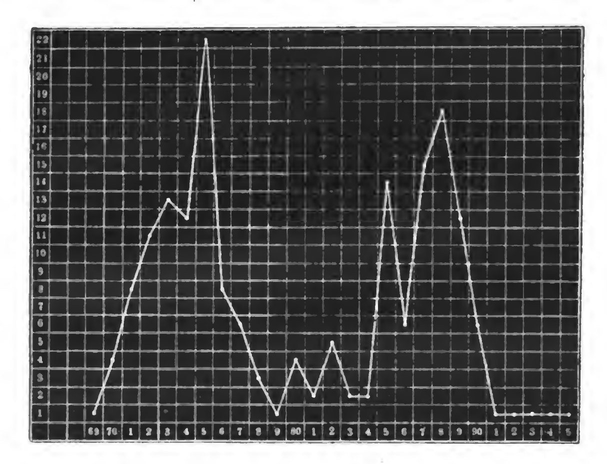
* * *

Was oben S. 125 ff. über die Anthropologie der „Türken" gesagt ist, gilt genau so auch für die „Griechen" in Kleinasien; sicher stammen einzelne von ihnen von den alten Ioniern, Doriern oder Äoliern ab, aber die große Menge der heutigen anatolischen Griechen hängt mit den vorgriechischen Bevölkerungen des Landes zusammen, so daß sie somatisch alles andere als einheitlich sind; gemeinsam ist ihnen eigentlich nur die orthodoxe

Digitized by Google

Religion, nicht einmal die Sprache, denn es gibt nicht wenige griechische Gemeinden in Kleinasien, in denen nur türkisch gesprochen wird, und zweimal bin ich von den Vorständen solcher Gemeinden ersucht worden, den Lehrer, den sie sich aus Athen verschrieben hätten, zu prüfen, ob er wohl richtiges Griechisch zu lehren imstande sei.

Hier ist eine Tabelle abgedruckt, in der die Längen-Breiten-Indices von 180 erwachsenen „griechischen“, d. h. orthodoxen Männern, graphisch dargestellt sind. Da fällt sofort auf, daß die Kurve ein Maximum von



22 schmalen Köpfen mit einem Index von 75 und ein zweites Maximum von 18 sehr breiten Köpfen mit einem Index von 88 aufweist. Eine solche Kurve lehrt auf den ersten Blick, daß mindestens zwei völlig heterogene Elemente unter diesen „Griechen“ vertreten sein müssen, ein lang- und ein kurzköpfiges. Berechnet man nach einer älteren, jetzt glücklicherweise von den meisten Autoren schon verlassenen Methode für jene 180 Griechen das arithmetische Mittel, so würde man einen mittleren L.-B.-Index von etwa 80 erhalten, der auffallend mit einem Index von 81,2 übereinstimmt, den Weisbach als Mittelzahl von 95 Schädeln asiatischer und europäischer Griechen errechnet hat, und mit den von Klon Stepha-

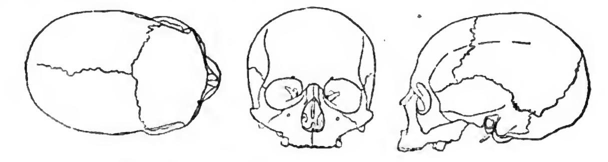
Digitized by Google

nos mitgeteilten Zahlen 80,8 für europäische und 80,7 für asiatische Griechen; aber derartige arithmetische Mittelzahlen sind naturgemäß sehr trügerisch und nur geeignet, die tatsächlichen Verhältnisse zu verschleiern; jedenfalls lehrt unsere Kurve, daß gerade die den Mittelzahlen entsprechenden Indices um 80 herum in Wirklichkeit nur ganz selten vorkommen. Wie eine solche Erscheinung zustande kommt, das konnte ich schon 1883 in Adalia, der alten Hauptstadt von Pamphylien im südlichen Kleinasien ermitteln; dort ist eine große, angeblich schon aus der römischen Kaiserzeit stammende griechisch-orthodoxe Gemeinde, deren einflußreichste Glieder mehrfach meine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hatten. Dafür wurde mir gestattet, in 67 Familien Kopfmessungen an Eltern, Kindern und Enkeln, teilweise sogar an vier Generationen vorzunehmen. Über die höchst überraschenden Ergebnisse dieser Arbeit habe ich mehrfach, am ausführlichsten 1892, berichtet, also lange bevor 1901 die Mendelschen Regeln wieder entdeckt waren. Da war z. B. eine Familie A., der Vater hatte einen Index von 87, die Mutter einen von 73; von den beiden Söhnen hatte der eine einen sehr langen Kopf mit einem Index von 70, der andere einen extrem breiten mit 87. In einer Familie B. hatte der Bruder des schon verstorbenen Vaters 70, die Mutter 86, ein Sohn 82, eine Tochter 75. In einer dritten Familie C. waren beide Eltern kurzköpfig mit Indices von 85 und 86; nur die jüngste Tochter war ebenso kurzköpfig mit 86, die vier älteren Brüder hatten lange Köpfe mit Indices von 72, 73, 75 und 73; ein Bruder der Mutter hatte einen Index von 74. Ähnlich verhielten sich die meisten anderen von mir damals untersuchten Familien; dabei war ganz offenkundig, daß die Leute seit sehr vielen Jahrhunderten oder, wie sie selbst sagten, seit Jahrtausenden immer wahllos untereinander heirateten. Genau so wie die Kopfformen, vererbten sich auch die Maße des Gesichtes und vor allem auch die Form der Nase. Nur in Ausnahmefällen ergaben sich Mischformen, und wo es solche gab, spalteten die Enkel wieder auseinander. Jetzt, nachdem 1901 die Mendelschen Regeln wieder entdeckt wurden, erscheinen diese Verhältnisse völlig selbstverständlich; damals, 1892, sprach ich von „Entmischung“, „Spaltung“, „Reversion“ und von der „Vererbung latenter Eigenschaften“. Das blieb zunächst nicht ohne Widerspruch; heute erscheint es den Fachleuten absolut selbstverständlich, da es durchaus den Mendelschen Vererbungsregeln entspricht, die, wie wir jetzt wissen, gleichmäßig für die ganze organische Welt Geltung haben, für Erbsen so gut als wie für Tauben oder Ratten und genau so auch für den Menschen.

Die kurzen breiten Köpfe der Griechen von Adalia entsprechen selbst-

Digitized by Google

verständlich der vorsemitischen Urbevölkerung; von den langen habe ich noch 1911 in meiner „Huxley Memorial Lecture“* die Meinung vertreten, daß die höheren unter ihnen auf nordeuropäische, die chamäkephalen Formen aber auf semitische Einwanderungen zurückgehen. In diesem Zusammenhange habe ich damals auch erwähnt, daß ähnlich niedere Schädel auch bei Beduinen vorkommen sowie an Orten mit alter semitischer Kolonisation; auch schien mir erwähnenswert, daß die griechischen Frauen gerade von Adalia im ganzen südlichen Kleinasien wegen ihres „jüdischen“ Aussehens bekannt sind und ihr Haar nach altassyrischer Art in sehr zahlreiche dünne Zöpfe flechten. Seither ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß ähnliche auffallend niedrige und dafür sehr lange Hirnkapseln auch unter guten nordeuropäischen Typen nicht ganz fehlen. Gildemeister hat sie aus mittelalterlichen Grabstätten in Bremen nachgewiesen; ich kenne einzelne solche aus Norwegen und besitze eine An-



Extrem niedriger Schädel eines modernen Griechen aus Adalia.

zahl aus Hamburg in Serien, in denen die Möglichkeit etwa einer rezenten jüdischen Beimischung mit voller Sicherheit auszuschließen ist; gleiche Schädel finden sich in einem nicht ganz kleinen Prozentsatz auch in Bulgarien und sonst ab und zu in Serien, für die ein semitischer oder jüdischer Einschlag nicht anzunehmen ist. Die Frage nach der Herkunft der chamäkephalen Typen unter den vorderasiatischen Griechen muß daher noch offen bleiben, bis größere Serien genau untersucht werden können. Es wird dabei besonders auf die Maße des Gesichtes und des Nasenskeletts ankommen; einstweilen kann man an individuell besonders niedrige Formen innerhalb von in sich sonst einheitlichen Gruppen denken; man kann aber auch die Möglichkeit nicht ganz ausschließen, daß mediterrane Elemente irgendeinmal auch nach Nordeuropa gelangt sind. Drei weitere Schädeltypen, die außer dem extrem niedrigen Schädel aus Adalia hier

* Journal Royal Anthrop. Inst. Vol. 41, S. 239.

Digitized by Google

noch abgebildet sind (S. 101, 142 und 113), gehören einem lykischen Tachtadschy, einem Armener und einem arabischen Beduinen an; aber ganz gleiche, auch in den Maßen übereinstimmende Schädel befinden sich unter meiner Serie von „Griechen“ aus Adalia.

Zwei besonders lehrreiche Köpfe von Griechen sind hier Taf. 13 abgebildet. Der obere entsprieht dem in ganz Kleinasien so häufigen brünetten Typus mit der breiten und hohen Hirnkapsel und der großen leicht vorgebauten Nase; der untere gehört einem hellblonden Manne mit blauen Augen und mit langem, verhältnismäßig schmalem Kopfe. Er erinnert sofort an den Hermes des Praxiteles, aber er würde auch unter reinen Nordeuropäern nicht auffallen; sehr bemerkenswert ist die geringe Entfernung zwischen Nase und Lippenrand oder, anders ausgedrückt, die geringe Höhe der Philtrum-Gegend. Solchen Köpfen entspricht natürlich am Schädel ein besonders geringer Abstand zwischen dem Nasenstachel und dem Alveolarpunkt; R. Virchow hat eine solche Bildung gelegentlich für alte attische Schädel erwähnt, doch ist die Erscheinung auch an sehr zahlreichen antiken attischen Porträtköpfen zu beobachten, wozu jede größere Sammlung von Originalen oder Gipsabgüssen reiche Gelegenheit bietet. Es scheint, daß die attischen Bildhauer einen derart geringen Abstand zwischen dem Septum der Nase und der Mundspalte, wie er in Mitteleuropa fast niemals zur Beobachtung gelangt, als besonders schön empfunden und deshalb häufiger dargestellt haben, als er an Lebenden vorkam. Leider haben wir nur einige wenige gut erhaltene Schädel aus der großen Zeit von Attika, so daß wir uns keine richtige Vorstellung über die tatsächliche Häufigkeit oder Seltenheit dieses Befundes im Altertum machen können; auch heute gibt es leider noch immer angeblich „wissenschaftlich“ geleitete Ausgrabungen, bei denen man es nicht für der Mühe wert hält, sich um die Skelettreste zu kümmern. Ich habe über dieses traurige Thema schon 1905 in meinem Beitrage zu Neumayers „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“ gehandelt, kann aber auch hier den Hinweis darauf nicht unterdrücken, wie ganz anders es um unsere Kenntnisse bestellt wäre, wenn man bei früheren Ausgrabungen „den menschlichen Überresten mit etwas weniger Hochmut und mit etwas mehr Interesse und Pflichtgefühl gegenübergestanden hätte.“ . . . „Hält sich jemand für zu gut dafür, dann ist es viel besser, ihn überhaupt nicht mit einer wissenschaftlichen Grabung zu beschäftigen. Leute, die sich nicht die Mühe nehmen wollen, auch die menschlichen Skelettreste zu bergen, und denen es nur um die Grabbeigaben zu tun ist, sollten von Amts wegen an solch frivoler Grabschändung gehindert

Digitized by Google

werden." Mit Freude und Genugtuung kann ich jetzt feststellen, daß in den letzten Jahren in dieser Hinsicht ein sehr bemerkenswerter Wandel in den Anschauungen wenigstens einiger Leiter von Ausgrabungen zu verzeichnen ist. Immerhin sind bei früheren Grabungen gerade in Vorderasien und in Griechenland die Schädel fast immer achtlos bei seite geworfen worden, so daß wir jetzt in großer Verlegenheit sind, wenn wir uns über die anthropologischen Verhältnisse der alten Griechen ein auch nur einigermaßen zutreffendes Bild machen wollen.

Nach der landläufigen Ansicht sind „die Griechen" etwa um die Mitte des 2. vorchr. Jahrtausends aus ihrer nördlichen (oder nordischen?) Heimat nach der Balkanhalbinsel gelangt. Die Vorhut dieser Einwanderer waren die Achäer, diesen sind später (aus Thessalien?) die Dorier gefolgt, um sich allmählich über Argolis und über den Peloponnes auszubreiten und über Kreta und Rhodos nach Karien zu kommen. Aber auf dieser ganzen Wanderung sind sie nirgends durch unbewohntes Land gezogen, überall fanden sie eine ältere Bevölkerung vor, mit der sie sich zweifellos vielfach vermischt und der sie wohl auch von ihrer materiellen und geistigen Kultur, vor allem von ihrer Sprache, abgegeben haben. Daraus ist nun mit einiger Sicherheit zu schließen, daß von den Leuten, die uns im Altertum als „Dorier" entgegentreten, gar manche nur „dorisierte" Nachkommen einer älteren Bevölkerungsschicht waren. Seit Pott (Die Personennamen, Leipzig 1853 und 1859) wissen wir auch, daß diese ältere Bevölkerung Griechenlands eine nicht indogermanische Sprache gesprochen hat, und seither haben wir besonders durch Kretschmer (Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896) gelernt, die Ortsnamen mit den Suffixen -nda, -ndos, -nthos, -assos, -issos, -essos, -ettos usw. auf eine einheitliche und sicher nicht griechische Bevölkerung zu beziehen. Diese ungriechischen Ortsnamen finden sich nun gleichmäßig in Griechenland, auf Kreta und in Kleinasien, da besonders in Lykien und Karien. In meiner Monographie über die Anthropologie von Kreta (Z. f. E. 1913, S. 307—393) habe ich S. 389 zwei Dutzend solcher Namen angeführt, und ihre Zahl könnte leicht verdoppelt und verdreifacht werden; daß sie unabhängig voneinander, in Kleinasien und in Griechenland entstanden seien, ist ganz unwahrscheinlich; auch daß sie ursprünglich in Griechenland zu Hause sind, wird von den Linguisten (soweit meine Kenntnis reicht, übereinstimmend) für ganz unmöglich gehalten, sie müssen also aus Kleinasien stammen, wofür wir uns auch auf die Autorität von Eduard Meyer stützen können. Dann aber wäre für das prähistorische Griechenland mit Sicherheit eine kleinasiatische Urbevölkerung

Digitized by Google

anzunehmen. Leider verfügen wir zurzeit noch nicht über eine ausreichende Zahl von alten Schädeln, um diese Frage auch von seiten der physischen Anthropologie betrachten zu können; wie bereits oben (S. 134) gesagt, haben frühere Ausgrabungen Schädel und Skelette fast prinzipiell unbeachtet gelassen, und so ist vieles zerstört worden und unwiederbringlich verloren gegangen, was wir heute als kostbarsten Schatz betrachten würden.

So müssen wir trachten, wenigstens auf Umwegen zu ermitteln, welcher Art wohl die vorgeschichtliche Bevölkerung Griechenlands gewesen sein mag; war sie wirklich aus Kleinasien eingewandert, so würden wir nach dem früher Gesagten nur die Wahl zwischen drei Gruppen haben, den brünetten extrem kurzköpfigen Armenoïden, den blonden Langschädeln, als deren typische Vertreter wir die Kurden kennengelernt haben, und den semitischen Nomaden, die durchweg brünett und langköpfig sind. Aus sprachlichen Gründen kommen sowohl die Kurden mit ihren Verwandten als wie die Semiten in Wegfall, und so würden nur die Armenoïden übrigbleiben — wenn nicht etwa doch ein neues viertes Element hier in Frage käme: die mediterrane Rasse; von dieser gegen ihre Nachbarn nicht immer sehr gut abgegrenzten Gruppe von kleinwüchsigen, brünetten, langköpfigen Menschen mit breiten kurzen Nasen werden wir später, bei der Besprechung der Anthropologie von Europa, noch etwas ausführlicher zu sprechen haben, hier muß sie nur erwähnt werden, weil es vornherein sehr unwahrscheinlich wäre, daß eine bestimmte menschliche Gruppe, die wir für viele Mittelmeerländer mit Bestimmtheit nachweisen können, gerade in Griechenland fehlen sollte; freilich ist sie dort sicher schon sehr frühzeitig durch massenhafte Einwanderungen anderer Elemente in den Hintergrund gedrängt und „überschichtet" worden, aber ebenso sicher hat Fritz Schiff (Z. f. E. 1914 S. 14 ff.) ihr Vorhandensein im südlichen Peloponnes festgestellt, wo er an mehreren, vom modernen und wohl auch schon vom antiken Verkehr wenig berührten Orten noch einen nicht ganz geringen Prozentsatz kleinwüchsiger Langschädel nachwies. Ebenso habe ich in meiner oben schon erwähnten Monographie von Kreta (S. 349) ganz einwandfrei gezeigt, daß die Schädel von Khania und die Köpfe der Lebenden aus den entsprechenden Eparchien durch Länge und Breitnasigkeit ausgezeichnet sind, daß also die minoische Kultur an die mediterrane Rasse gebunden ist.

Mein römischer Kollege G. Sergi hat auch für Kleinasien und Syrien nicht nur überhaupt das Vorkommen des Homo mediterraneus vertreten, sondern verficht seit Jahrzehnten mit bewunderswerter Ausdauer auch

Digitized by Google

den Standpunkt, daß jene kleinen Langköpfe dort älter seien als meine Armenoïden. Bei aller Hochschätzung für den älteren Kollegen habe ich das bisher immer lebhaft bestritten, weil mir ein zwingender Beweis dafür nicht beigebracht schien. Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß die mediterrane Rasse irgendeinmal auch in Kleinasien und Syrien ansässig war, und eigentlich sollte man das ja auch von vornherein erwarten. Aus den bisherigen Messungen läßt sie sich aber nicht nachweisen. Leider sind wir über die ursprüngliche reine Grundform des Homo mediterraneus und vor allem über die ihm eigene Variationsbreite noch nicht genügend unterrichtet, und ebenso müssen in Vorderasien noch ungleich mehr Schädel und Köpfe gemessen werden, als bisher untersucht sind. Ebenso fehlen noch ausgedehnte Untersuchungen über die Körpergröße der Griechen. Auch von der systematischen Untersuchung alter Grabstätten sowie ganz besonders von der sorgfältigen Ausräumung von Höhlen kann Aufschluß darüber erhofft werden, ob die Mittelmeerrasse überhaupt auch in Vorderasien saß und ob sie wirklich, wie G. Sergi will, dort schon vor den Armenoïden vorhanden war.

Inzwischen würde es sehr viel wichtiger sein, zu wissen, ob nicht etwa die Leleger mit einer prähistorischen Einwanderung von Vorderasiaten nach dem griechischen Festlande zusammenhängen; das ist ein Problem, das zu entscheiden die Sprachforscher und die Historiker sehr viel eher berufen sind, als die Anthropologen. Immer aber werden wir mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß die große „dorische Wanderung“ zum Teil nur eine Rückkehr vorderasiatischer Elemente nach Vorderasien bedeutet; denn wie immer die Dorier bei ihrem ersten Auftreten in Griechenland ausgesehen haben — und darüber werden uns alte Grabfunde früher oder später Aufschluß bringen —, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sie bei ihrem Eintreffen auf Kreta und auf dem kleinasiatischen Festlande schon reichlich mit den Nachkommen der vorgriechischen Bevölkerung von Griechenland durchsetzt waren. So kann man für die große Zeit der Dorier zwar von einem dorischen Dialekt, aber kaum mehr von einem dorischen Körpertypus reden. Im Gegensatze dazu geht man wohl kaum fehl, wenn man sich die ursprünglichen Ionier als blond, blauäugig und langköpfig vorstellt, also wie richtige Nordeuropäer. Die landläufige Angabe, ihre Heimat sei die Westküste Kleinasiens gewesen, steht in keinem unüberbrückbaren Widerspruch zu dieser Vorstellung: Daß blonde Langschädel irgendwo in Kleinasien ursprünglich zu Hause sein sollten, ist selbstverständlich ganz undenkbar, aber sie können aus Nordeuropa ebensogut zuerst die Donau abwärts und über den Hellespont

Digitized by Google

nach Kleinasien gekommen sein als über die Balkanpässe nach Griechenland.

Die Bedeutung der Ionier für die Kultur der Menschheit liegt auf der Hand; es genügt, die Namen von Homer, Hesiod, Anakreon, Herodot, Hippokrates, Apelles zu nennen und an ihre beiden wichtigsten Kolonien Neapolis und Marsilia (Neapel und Marseille) zu erinnern, um ihre Rolle in der Geschichte unserer geistigen Kultur zum Ausdruck zu bringen. Aber niemand kann mit Bestimmtheit wissen, ob das wirklich alles auf die Rechnung der blonden nordischen Einwanderer kommt oder nicht vielmehr auf deren Vermischung mit der brünetten Vorbevölkerung. Genau so darf man aber auch die glanzvolle Entwicklung der dorischen Gründungen auf Kreta und Kos, von Knidos und Halikarnaß, Rhodos und Byzanz nicht allein nur auf das Konto der Dorier setzen, ähnlich wie ja auch die geistige Bedeutung etwa von Deutschland und England nicht auf eine einzelne Rasse zurückgeht, sondern auf eine glückliche Mischung von ganz verschiedenen Rassenelementen.

In welchem zahlenmäßigen Ausmaße dorische, ionische und andere Stämme am Aufbau der heutigen Griechen in Kleinasien beteiligt sind, wird sich mit voller Sicherheit wohl niemals feststellen lassen; in großem Stile durchgeführte Aufnahmen, wie sie z. B. für Italien Ridolfo Livi und für Schweden Gustav Retzius zu verdanken sind, würden immerhin unsere Kenntnisse fördern, besonders wenn bis dahin auch größere Mengen von alten, sicher ionischen, dorischen usw. Schädeln zur Untersuchung bereit gestellt sind; wenden wir inzwischen unseren Blick nochmals auf die S. 131 abgedruckte Tabelle, so sehen wir, daß unter den 180 Männern 85 langköpfige sind, mit Indices bis einschließlich 77, und 77 kurzköpfige mit Indices von einschließlich 85 an; hingegen sind die Indices von 80 bis 84 im ganzen nur durch 19 Köpfe vertreten. Aus diesem Überwiegen der Dolichokephalen auf ein entsprechend massenhaftes Eindringen von Nordländern zu schließen, schiene mir mehr als gewagt; auch wenn man etwa die größere Vitalität der Nordländer ins Feld führen wollte, würde man sofort auf energischen Widerspruch stoßen, da in einem südlichen Klima zweifellos die Nordländer gegenüber den älteren Bewohnern im Nachteil sind. Durch einige Generationen hindurch können sie möglicherweise sich besonders wohlfühlen und auch geistig hochkommen, aber auf die Dauer macht sich ihre geringere Resistenz gegen die wärmere Sonne und das grellere Licht doch sicher sehr bemerkbar. Damit hängt es ja zweifellos zusammen, daß Leute mit heller Haut und mit hellen Augen unter den Griechen gegenwärtig so selten

Digitized by Google

sind; im Altertum ist es zweifellos anders gewesen, und sehr viele Stellen aus der antiken Literatur bezeugen, daß nicht etwa nur Menelaos blond war, wenn er auch unter den blonden Griechen des Altertums der uns am besten bekannte ist. Für die heutigen vorderasiatischen Griechen besitze ich (unabhängig von den genau untersuchten 320 Kretern) noch Angaben über Haut-, Haar- und Augenfarbe von 580 erwachsenen Männern und Frauen; nur 8 von diesen hatten einigermaßen blaue Augen, und nur weitere 29 sind als helläugig verzeichnet. Irgendein Zusammenhang zwischen Pigmentarmut und Langköpfigkeit besteht nicht; Pigment und Kopfform werden unabhängig voneinander vererbt, und so ist von vornherein klar, daß die Nachkommen von nordländischen Einwanderern ihre langen Köpfe wesentlich länger beibehalten als ihre Pigmentarmut, durch die sie im Kampfe ums Dasein empfindlich geschädigt werden. Dickes schwarzes und stark krauses Haar, das mit großer Sicherheit auf eine alte Beimischung von Negerblut schließen läßt, habe ich unter jenen 580 Griechen 8 mal notiert und 6 mal bei meinen 320 Kretern, also übereinstimmend in etwa 1,5 % der Fälle. Anders verhält sich die relative Häufigkeit der „Räzel", der Leute mit zusammengewachsenen Brauenbogen; sie schwankt in den einzelnen Eparchien von Kreta zwischen 12 und 60 % der untersuchten Männer und beträgt für ganz Kreta im Durchschnitt 38 %, während unter den Griechen in Anatolien nur etwa 10 % Räzel sind; vielleicht darf man daraus schließen, daß diese Eigenschaft bei den Angehörigen der Mittelmeer-Rasse wesentlich häufiger ist als bei den Armenoïden; jedenfalls kann darüber gar kein Zweifel sein, daß der typische Homo mediterraneus (das ist die alte „minoische" Bevölkerung, die man mit den Eteo-Kretern identifizieren muß) im heutigen Kreta noch in großer Menge fortlebt, während er in Anatolien bisher überhaupt nicht greifbar nachgewiesen werden konnte.

* * *

Wenden wir uns nun schließlich zu der letzten großen Gruppe von Vorderasiaten, zu den Armeniern, so sehen wir sie, im Gegensatz zu den Türken und den Griechen, eine fast homogene Masse bilden, was vermutlich aus der langen Abgeschlossenheit ihrer alten Wohnsitze zu erklären ist. Als ihre eigentliche Heimat wird das Hochland um den Vansee angegeben, mit Hochebenen, die sich bis zu 2000 m erheben, und mit Gipfeln wie der über 5000 m hohe Ararat und der über 4000 m hohe Ala-ghös. Bei ihrem ersten Eintritt in die Geschichte in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten sehen wir sie über das ganze Gebirgsland

Digitized by Google

zwischen Kleinasien und dem Kaspischen Meer zerstreut und zwischen Kaukasus und Euphrat. Der letzte König aus der überwiegend sagenhaften Haig-Dynastie fiel 328 im Kampfe gegen Alexander den Großen. Seitdem wechselten seleucidische, persische, arsacidische und parthische Herrscher mit rasch vorübergehenden Regierungen einheimischer Dynastien, bis Armenien unter Trajan kurze Zeit römische Provinz war; dann gab es wieder eine ununterbrochene Reihe von inneren Unruhen, gewaltsamen Thronwechseln und ein fortwährendes Hochkommen und Versinken despotischer Regierungen. Um 290 beginnt die alte, der persischen ähnliche Religion mit der Lehre des Zoroaster allmählich und nicht ohne blutige Kämpfe durch das Christentum abgelöst zu werden, aber die äußeren und inneren Unruhen nahmen damit kein Ende, und Griechen, Perser und die byzantinischen Kaiser wetteiferten um den Besitz des Landes, bis mit 632 auch die arabischen Kalifen auf dem Plan erschienen und in erbitterten Kämpfen mit den byzantinischen Kaisern das Land von neuem heimsuchten. Erst 885 begann mit der einheimischen Dynastie der Bagratiden eine Zeit ruhigen Friedens; aber schon an der Wende des 10. zum 11. Jahrhundert kam es innerhalb der Dynastie wiederum zum Streite, und das unglückliche Land wurde zum Spielball aller Nachbarn; Seldschuken und Byzantiner, Griechen, Türken und Kurden bedrängten es von allen Seiten, bis die letzten einheimischen Duodez-Fürsten 1242 ihre Unabhängigkeit an die Mongolen verloren; 1472 ward Armenien persische Provinz, aber die westliche Hälfte geriet bald wieder unter türkische Herrschaft. Etwas weniger unfreundlich war das Schicksal von „Kleinarmenien“ (zwischen Taurus, Antitaurus und dem Euphrat). Auch dieses Land litt schwer unter inneren Unruhen, kam aber durch die Kreuzzüge vorübergehend zu innerer und äußerer Macht, so daß ein kleiner einheimischer Fürst, Leo II., 1198 von Kaiser Heinrich VI. zum König erhoben werden konnte. Aber auch dessen Dynastie kam bald wieder zu Falle und unterlag 1374 einem Angriffe der Ägypter; König Leo VI. kam in ägyptische Gefangenschaft, entfloh nach Frankreich und starb in Paris, wo sein Grab noch heute von Armeniern aufgesucht und verehrt wird. Ich habe Photographien dieses Grabes vielfach im Besitze von Armeniern gesehen und weiß aus zuverlässigen Berichten, daß unter Abdul Hamid mehrfach Armenier wegen Hochverrat hingerichtet wurden, nur weil eine solche Photographie in ihrem Hause gefunden wurde. Kleinarmenien aber kam bald nach Leo VI. Tode aus ägyptischer Herrschaft unter die der Türkmenen, 1508 unter persische und schon wenige Jahre später unter osmanische; dann blieb Armenien drei Jahrhunderte lang zwischen türkischer und

Digitized by Google

persischer Herrschaft geteilt, bis seit dem Frieden von Turkmantschai bei Täbris auch die Russen einen Teil von Armenien in Besitz nahmen, die Provinzen Nahitschewan und Eriwan. So kann das Land jetzt auf eine mehr als zweitausendjährige Geschichte von blutigen Kriegen und Unruhen zurückblicken, die sicher sehr viel weniger durch die bösen Nachbarn, sondern wesentlich durch die Charaktereigenschaften der Armenier selbst veranlaßt waren: Die Armenier sind immer schlechte Staatsbürger und ungetreue Untertanen gewesen; auch in den letzten Jahrhunderten haben sie niemals aufgehört, gegen die osmanische Herrschaft zu intrigieren, und ebenso war ihr Verhalten gegen Rußland alles andere als loyal oder auch nur vernünftig. Es hat wohl niemals ein Volk gegeben, das politisch ebenso töricht war und ebenso unfähig, sich selbst zu regieren oder von anderen beherrscht zu werden, wie die Armenier, und so ist auch ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag das Gegenteil von der eines geordneten Staatswesens; wer sie kennt, wird sogar ihr trauriges Schicksal im letzten Kriege sicher beklagen, aber auch durchaus begreifen und verstehen.

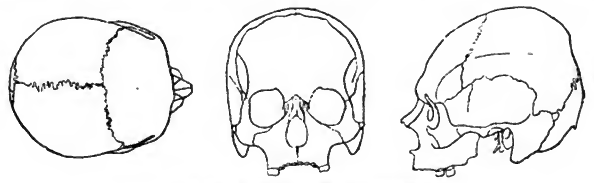
Dieser historische Exkurs fällt scheinbar nicht in den Rahmen dieses Buches, aber er ist anthropologisch nötig, um zwei Erscheinungen zu erklären — die gegenwärtige Zerstreuung der Armenier über die ganze Welt und ihre nur von wenigen anderen Völkern erreichte, von keinem übertroffene Fruchtbarkeit. Bei ihrer sprichwörtlichen Verschlagenheit haben sie es immer verstanden, sich jeder statistischen Zählung zu entziehen, so daß ihre Gesamtzahl von einigen auf $1\frac{1}{2}$, von anderen auf 9 Millionen veranschlagt wurde. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte;* aber es scheint, daß von den 4 oder 5 Millionen Armeniern fast die Hälfte in der Diaspora lebt; man findet sie zu Zehntausenden in Ungarn, Galizien, Siebenbürgen, zu Hunderttausenden in Kleinasien und in Konstantinopel, in großen Kolonien in Paris und in London, neuerdings auch in Berlin und in New York, wo sie ein eigenes Stadtviertel bewohnen, und selbst nach China und Indien hat sie ihre Habgier geführt. Die Anzahl der während des Krieges bei den grausamen Deportierungen durch Hunger und Durst, Mord und Totschlag umgekommenen Armenier wird wohl niemals zuverlässig festgestellt werden; aber ob sie jetzt einige Hunderttausend beträgt oder, wie gesagt wird, eine Million und darüber — anthropologisch ist auch dieser grauenhafte Massenmord immer nur als ein

* Im Prozeß gegen den armenischen Mörder Talaat Paschas, Juni 1921, haben die „Sachverständigen" die Anzahl der vor dem Kriege in der Türkei lebenden Armenier auf 1850000 angegeben. Von diesen soll rund eine Million umgekommen sein.

Digitized by Google

Aderlaß zu werten, von dem sich die Nation dank ihrem beispiellosen Kinderreichtum in kürzester Frist wieder erholen wird; ähnlich haben ja auch an der Küste von Oberguinea die jahrhundertelang andauernde Ausfuhr von Sklaven nach Amerika und die landesüblichen „Menschenopfer ohne Zahl" nicht vermocht, die Bevölkerungsdichte irgendwie herabzudrücken; im Gegenteile gehören die meisten Küstenländer von Oberguinea dank ihrer Kinderfreudigkeit zu den am dichtesten bevölkerten Gebieten der Erde.

Trotz der vielfachen und stets wechselnden Fremdherrschaft sind die körperlichen Eigenschaften der Armenier überraschend homogen; auch haben sie sich seit Jahrtausenden kaum verändert. Man muß sie als die unmittelbaren Nachkommen der alten Hethiter betrachten, über deren Kopf- und Gesichtsbildung wir durch alte ägyptische und syrische Reliefs sehr genau unterrichtet sind.* Die Ägypter haben uns, besonders in ihren Darstellungen der Schlacht bei Kadesch, zahlreiche und sprechend lebendige Porträts von Hethitern hinterlassen, und ebenso besitzen wir



Schädel eines typischen Armeniers.

aus Sendschirli eine große Reihe von Skulpturen, die ungefähr der Mitte des 2. vorchr. Jahrtausends angehören und trotz ihres primitiven Stils doch den Eindruck einer geradezu erschreckenden Porträtähnlichkeit machen. Auf Taf. 5 links unten und auf Taf. 15 sind drei Köpfe von Orthostaten** des äußeren Burgtors von Sendschirli wiedergegeben — man braucht sie nur mit den beiden Köpfen von modernen Armeniern vom Djebel Okrah, bei Antiochia am Orontes, den Mons Casius der Alten, zu vergleichen, um zu sehen, wie wenig sich ein einmal durch lange Inzucht gefestigter Typus im Laufe von vierthalb Jahrtausenden geändert hat.

* Vgl. Eduard Meyer, Die Chethiter, Berlin, Curtius 1914.

** Orthostaten sind aufrecht stehende große Blöcke oder Platten (in Sendschirli, aus Dolerit) zur Wandverkleidung dienend und oft mit Reliefs geschmückt, die historischen oder mythologischen Inhalt haben. Vgl. die von mir nach Berlin gebrachten Originale in der Vorderasiatischen Sammlung des Kaiser-Friedrich-Museums.

Digitized by Google

Der Kopf auf Taf. 5 links unten stammt von einem Relief, das anscheinend die hethitische Aschira, die Göttin der Schönheit, darstellte und sicher dem Schönheitsideale jener Zeit entsprach. Die großen Augen und die mächtige Nase der Geliebten werden noch im Hohen Lied 7, 4 gepriesen: „Deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon, am Tor Bathrabbim, und deine Nase ist wie der Turm am Libanon, der gegen Damaskus sieht“, und sie gehören noch heute zum Ideal allgemein orientalischer Schönheit.

Neben diesen großen geraden Turmnasen gibt es im vorderen Orient noch eine ganz andere Nasenform, die gebogenen Hakennasen, die oft mit einem stark vorspringendem Bau des ganzen Gesichtes verbunden sind, so daß der Kopf in seiner Seitenansicht an den eines Raubvogels erinnert. Diese Form ist für die alten Hethiter der Schlacht bei Kadesch charakteristisch, und sie findet sich sehr häufig auch bei den Armeniern von heute. Die beiden Köpfe auf Tafel 11 oben sind gute Vertreter dieses Typus; dabei ist der Junge links nicht einmal Vollblut-Armenier: Sein Vater ist ein Kurde, und er selbst wurde mir 1883 in Kiakta am Böilam-Su, einem Nebenfluß des oberen Euphrat, in allem Ernst als Kurde und mit einem mohammedanischen Namen vorgestellt! Es bedurfte damals einer längeren Unterhaltung, bis ich erfuhr, daß seine Mutter eine „geraubte“ Armenierin gewesen sei; diese wohne jetzt 6 Reitstunden entfernt zu Besuch bei einer Schwester, die auch an einen Kurden verheiratet sei, aber man würde sie gerne bis zum nächsten Morgen herbeischaffen, wenn ich die Kosten für zwei Reittiere, einen ganzen Taler, daran wenden wolle; dann würde auch der Vater mit herankommen; niemals in meinem ganzen Leben habe ich einen Taler besser angewandt und niemals werde ich das wahre Entzücken vergessen, mit dem ich die beiden Eltern des Burschen betrachtete und immer wieder von neuem anstaunte. Der Vater erwies sich als typischer Kurde, blond, blauäugig, mit langem Kopf und rein nordeuropäischer Nase und glich etwa dem auf Tafel 8 oben abgebildeten Manne; die Mutter aber hatte einen Vogelkopf, gegen den der ihres Sohnes noch weit zurückblieb.

Wie sich diese beiden Formen von ganz großen Nasen, die gerade und die gebogene, genetisch und mechanisch zueinander verhalten, ist mir trotz vielem Nachdenken nicht klar; sie finden sich nur selten nebeneinander und innerhalb derselben Familie, scheinen vielmehr strichweise über ganz Vorderasien und Nordsyrien verteilt, so daß in der einen Landschaft die geraden, in einer anderen die Hakennasen weit überwiegen. Dabei ist es möglich, daß beide Formen ursprünglich durch Mutation entstanden sind und sich dann, einmal vorhanden und als besonders

Digitized by Google

schön empfunden, durch Selektion weiterentwickelt und verbreitet haben; aber es wäre mechanisch auch zu verstehen, daß solche Nasen sich zunächst als Produkt einer Rassenkreuzung entwickelt hatten und dann weiter gezüchtet wurden.

Bei der großen Menge von verschiedenen Nachbarn, mit denen die Armenier Jahrtausende hindurch in mehr oder weniger unfreundliche Beziehungen gekommen sind, könnte man eigentlich von vornherein annehmen, daß sie sich als somatisch stark gemischt erweisen würden; sie sind das aber nur in ganz geringem Grade; aus dem südlichen Persien stammende Armenier, mit denen mich einst ein Zufall zusammenführte, ohne daß ich Gelegenheit hatte, sie zu messen, erinnerten mich lebhaft an Beludschen oder richtige Dravida, aber im allgemeinen sind die Armenier auffallend homogen. Man wird das wohl damit erklären können, daß sie bei all ihren Zusammenstößen mit Fremdvölkern ihre Frauen im Innern des Landes und in entlegenen Hochgebirgsdörfern in Sicherheit bringen konnten und daß nur die Männer mit den Fremden in Berührung kamen. Religiöse Isolierung und das Leben im Hochgebirge sind ja an sich der Erhaltung reiner Typen sehr günstig, und man begreift so, wie gerade bei den Armeniern die extreme Kürze und Höhe der Hirnkapsel, das alte Erbteil ihrer hethitischen Vorfahren, sich in einem weit größeren Prozentsatz erhalten hat, als bei all ihren Nachbarn. Immerhin fanden sich unter 136 erwachsenen Armeniern, über deren Augenfarbe ich Aufzeichnungen habe, 8 mit mehr oder weniger blauen und ebenso viele mit grünlichen oder grauen Augen, also fast 12 % Leute mit hellen Augen, für die man in erster Linie Vermischung mit Kurden wird verantwortlich machen können. Aus den russischen Provinzen Eriwan und Nahitschewan kenne ich auffallend viele rothaarige Armenier, aber ich bin niemals dort gewesen und habe keinerlei genaue Vorstellung von den Verhältnissen, unter denen diese Leute leben, so daß ich mich lieber darauf beschränke, überhaupt nur ihr Vorkommen kurz zu erwähnen. In Antiochia am Orontes lernte ich einige Familien von „katholischen“ Armeniern kennen, die etwas längere Köpfe hatten, sonst waren alle von mir gemessenen Leute extrem planoccipital und extrem kurzköpfig, so daß die Reihe ihrer L.-B.-Indices mit 83 begann und bis 96 anstieg, wobei 88 der am häufigsten vertretene Index war. Nicht regelrecht gemessen, sondern nur mit einem improvisierten Zirkel abgetastet habe ich „Se. Heiligkeit“ den katholischen armenischen Bischof von Adjaman, dessen L.-B.-Index ungefähr 98, vielleicht auch 100 gewesen sein dürfte. Im übrigen war er ein auffallend „miekriges“ und reichlich verlaustes Männchen, der aber

Digitized by Google

beständig von seinem „Bruder", dem Erzbischof von Canterbury, wie von seinesgleichen sprach und der auch in Rom gewesen war und das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä mit votieren geholfen hatte. Die als streng sekret bezeichneten lateinischen Akten jenes Konzils hatte er mit sich gebracht und zeigte sie mit großem Stolze, so wie etwa ein analphabetischer Aschanti ein chinesisches Schriftstück zeigen würde, das ihm irgendwie zugeflogen. Katholisch war das Männchen aber nur geworden, weil er als Witwer noch einmal heiraten wollte, was einem orthodox armenischen Priester nicht gestattet ist.

Der extremen Kurzköpfigkeit der Armenier entspricht ein zwischen 77 und 96 schwankender Gesichtsindex mit dem Häufigkeitsmaximum bei 87 und 88 und einem arithmetischen Mittel von 87,5; sie sind also ausgesprochen leptoprosop (schmalgesichtig). Ein in jeder Beziehung typischer Schädel eines Armeniers ist hier (S. 142) abgebildet.

Die Sprache der heutigen Armenier ist am nächsten mit der kurdischen und persischen verwandt und gilt als das wirkliche Prototyp einer „arischen" Sprache; wann und wie die Armenier zu dieser Sprache gekommen sind, ist nicht mit Sicherheit bekannt, doch wird angenommen, daß dies während der ersten Perserherrschaft geschah. Über die ursprüngliche Sprache der Armenier sind wir leider noch ganz unwissend; es ist von vornherein wahrscheinlich, daß sie dem Hethitischen verwandt oder sogar gleich war; aber noch sind die hethitischen Inschriften, so viele wir ihrer jetzt auch schon kennen, nicht entziffert. Daß im heutigen Armenisch kurdische und türkische Lehnwörter in großer Zahl vorkommen, ist begreiflich; anscheinend enthält es aber auch andere Fremdwörter, deren Ursprung einstweilen noch unbekannt ist; also auch hier ist weitere Aufklärung dringend erwünscht; wir dürfen sie zunächst von Ausgrabungen erwarten.

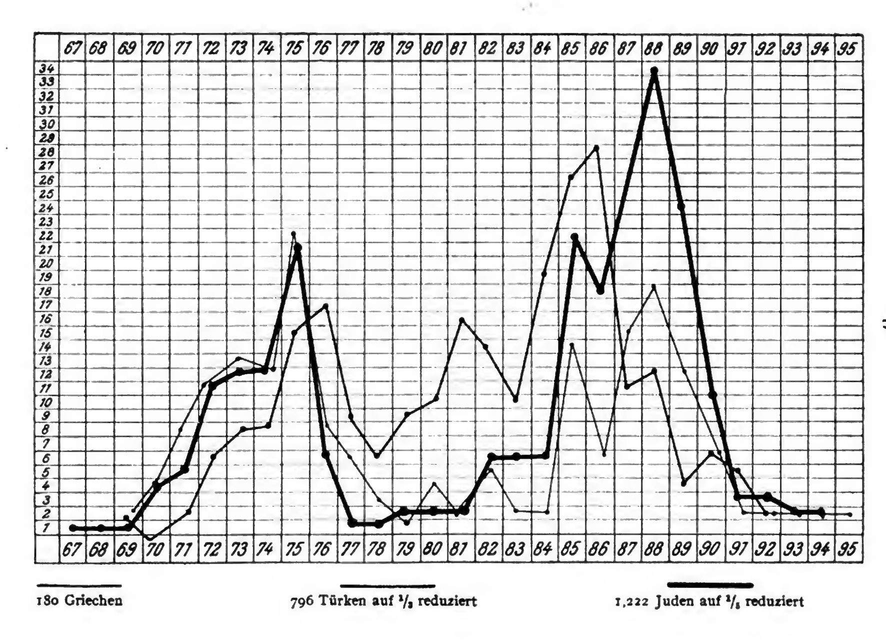
So wäre also die Anthropologie von Vorderasien im wesentlichen aufgeklärt. Einige wenige noch offene Fragen, wie z. B. die Herkunft der Jürücken, sind nur von ganz untergeordneter Bedeutung. Ebenso ist es für die großen Zusammenhänge fast gleichgültig, ob die über Kleinasien und Syrien zerstreuten winzigen Grüppchen von Sektierern, wie die Tachtadschy oder Allevi oder Ali-ullahîja, die Ansarîje oder Nussairier, die Fellach, die Kysylbasch usw. einer vorsemitischen Schicht angehören oder ob sie erst mit der Schiia zusammenhängen — aber ein großes Problem ist noch ganz ungelöst, das der Sumerer. Von diesen wissen wir, daß sie im 4. vorchr. Jahrtausend zugleich mit den Semitisch schreibenden Leuten von Akkad im südlichen Mesopotamien lebten, aber keine Semiten waren;

Digitized by Google

gemeinsam mit ihren semitischen Nachbarn, den Akkadern, scheinen diese Leute von Sumer die Keilschrift erfunden zu haben, ähnlich wie rund drei Jahrtausende später, um 1000 v. Chr., Semiten und Hethiter in gemeinsamer Arbeit das erste Alphabet erfanden, von dem alle späteren Alphabete abstammen. Von diesen Sumerern besitzen wir große Mengen von Inschriften, so daß es möglich war, eine Grammatik und ein Wörterbuch der sumerischen Sprache zu schreiben, und ebenso gibt es eine nicht geringe Zahl von teilweise ausgezeichnet schönen Porträtköpfen, die, anscheinend mit vollem Recht, den Sumerern zugeschrieben werden. Trotzdem sind wir über ihre anthropologische Stellung noch nicht im reinen. Eduard Meyer, der größte lebende Kenner der alten Geschichte, meint sie in irgendeinen Zusammenhang mit den Hethitern bringen zu können; Fritz Hommel, der als Semitist mit Recht so hohes Ansehen genießt, will sie auf Grund von sprachlichen Übereinstimmungen, die freilich von Anderen als belanglos bezeichnet werden, zu den Türkvölkern gestellt wissen, und einzelne Phantasten erklären sie sogar für „Arier", freilich ohne den Schatten eines greifbaren Grundes und anscheinend nur deshalb, weil es für jene ältesten „Arier" ruhmvoll wäre, vor rund sechs Jahrtausenden die Schrift erfunden zu haben. Andere denken, wohl mit ebensowenig Recht, an das nordwestliche Indien, wofür das vergleichende Studium der ältesten Haustiere Vorderasiens zu sprechen scheine. Ich selbst denke an eine entfernte Möglichkeit, die Sumerer an den Homo mediterraneus anschließen zu können, aber ich möchte das nicht einmal als eine Arbeitshypothese aufstellen, schon weil wir über die östliche Verbreitung der Mittelmeer-Rasse noch ganz unwissend sind.

Eine einwandfreie Lösung des sumerischen Problems ist gleichwohl mit einiger Sicherheit zu erwarten. Früher oder später werden vielleicht die Sprachvergleicher imstande sein, das letzte Wort zu sprechen, und ebenso kann die messende Anthropologie in die Lage kommen, die Frage zu entscheiden; man könnte sogar meinen, daß es nur nötig wäre, in Südbabylonien etwa ein Tausend lebende Männer zu messen, um die modernen Beduinen und die seßhaften Ackerbauer, die vermutlich in die armenoïd-hethitische Gruppe gehören, herauszusondern; was dann noch übrigbliebe, könnte vielleicht zum größeren Teile aus Nachkommen der alten Sumerer bestehen. Ich hatte 1914 die Absicht, von Australien aus auf dem Umwege über Neuguinea und Indien nach Mesopotamien zu reisen, um nach dieser Richtung zu arbeiten; der Krieg hat das verhindert; jetzt mag ein Anderer den Plan wieder aufnehmen; es ist nicht unmöglich, daß der an sich nicht einmal besonders schwierigen Untersuchung ein reicher Lohnzuteil wird.

Digitized by Google


67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34
180 Griechen
796 Türken auf 1/5 reduziert
1,222 Juden auf 1/8 reduziert

Fassen wir inzwischen kurz zusammen, was über die Vorderasiaten gegenwärtig festzustehen scheint, so haben wir da zunächst eine über das ganze große Gebiet fast gleichmäßig verbreitete brünette Urbevölkerung anzunehmen, die durch extrem hohe und kurze Köpfe und durch sehr große Nasen ausgezeichnet ist und am bequemsten als „armenoïd“ oder als „hethitisch“ bezeichnet wird. Sie dürfte sich in sehr weit zurückliegender Zeit von den gleichfalls extrem breitköpfigen Innerasiaten abgespalten und ihre großen Nasen entweder durch Mutation oder durch allmähliche Selektion erworben haben. Wie früh in Vorderasien Vertreter der Mittelmeerrasse auftauchen, ist noch unbekannt, wohl aber begegnen wir schon vor rund sechs Jahrtausenden einer semitischen Einwanderung, die zuerst in Südbabylonien erscheint und sich allmählich bis nach Nordsyrien erstreckte. Um die Mitte des 2. vorchr. Jahrtausends kam dann eine neue Welle von Einwanderern, diesmal aus dem nördlichen Europa und brachte blonde blauäugige Langköpfe, als deren reinste Vertreter sich die in den Hochgebirgslandschaften am oberen Euphrat zeltenden Kurden erhalten haben. Aus diesen drei Elementen nun, den Armenoïden, den Semiten und den Nordeuropäern, sind alle die großen Völkergruppen zusammengesetzt, die wir heute in Vorderasien finden; verhältnismäßig wenig gemischt sind neben den kleinen Gruppen der Sektierer nur die Armenier, bei denen die Abgelegenheit ihrer hochgelegenen Wohnsitze und ihre religiöse Absonderung der Erhaltung alter Formen besonders günstig war; in gewissem Maße trifft das auch für die Semiten im Hochland der arabischen Halbinsel und für die Perser zu. Wie sehr stark aber die Türken, die Griechen und die Juden gemischt sind, erhellt schlagend aus der Kurventafel S. 147, die eine klare Übersicht über das Verhalten des Längen-Breiten-Index bei 180 Griechen, 756 Türken und 1222 Juden gibt. Um die Tafel nicht allzusehr in die Höhe ausdehnen zu müssen, ist für die graphische Darstellung die Zahl der Türken auf ein Drittel, die der Juden auf ein Fünftel reduziert worden, was die Tafel sehr viel übersichtlicher macht, an dem tatsächlichen Verhalten aber nichts ändert; die Linie für die Türken ist nur dreimal, die für die Juden fünfmal überzeugender geworden, als wenn sie auf einer drei- bzw. fünfmal geringeren Zahl von Individuen beruhen würde. Die schwache Linie gibt das Verhalten bei den Griechen, die mittelstarke das bei den Türken, die ganz starke das bei den Juden an. Alle drei Kurven verlaufen nahezu parallel, alle drei haben einen sehr ausgesprochenen Gipfel bei 75 bzw. 76 und einen zweiten, noch sehr viel höheren bei 86 bzw. 88; d. h. anders ausgedrückt, alle drei Gruppen sind aus sehr langköpfigen und aus sehr breitköpfigen Elementen

Digitized by Google

zusammengesetzt. In den Breitköpfen steckt selbstverständlich die armenoïde (= hethitische) Urbevölkerung; zu den Langköpfen können semitische, mediterrane und nordeuropäische Elemente in wechselndem Maße beigetragen haben; dabei wird man bei den Griechen und bei den Türken zunächst an nordeuropäische und mediterrane, bei den Juden selbstverständlich an semitische Elemente denken — aber es geht aus der Tabelle klar hervor, daß auch bei den Juden das hethitisch-armenoïde Element wesentlich das semitische überwiegt. Aber auch das nordeuropäische Element ist bei den Juden vertreten, wie aus dem großen Prozentsatz von Blonden hervorgeht, der auch bei den orientalischen Juden festgestellt ist.

Inwieweit bei den Langköpfen unter den Türken und Griechen einerseits mediterrane und andererseits nordeuropäische Elemente beteiligt sind, kann durch weitere Analyse unschwer ermittelt werden: Man braucht nur ähnliche Tabellen für den Gesichts- und den Nasenindex sowie für die Körperhöhe und die Farbe von Haar und Augen anzulegen, um zu erkennen, wieviel Leute zu dem hochgewachsenen schmalnasigen, blonden Typus von Nordeuropa gehören und wieviel zum kleinen, brünetten und kurznasigen Homo mediterraneus. Ich hoffe, das reiche Zahlenmaterial, das ich für Vorderasien gesammelt habe, später einmal in diesem Sinne verarbeiten zu können; es bedarf mehr Raum und mehr Zeit, als mir jetzt zur Verfügung steht. Einstweilen habe ich mich darauf beschränkt, hier auf die große Energie hinzuweisen, mit der die alten armenoïden Vorderasiaten allen späteren Einwanderungen zum Trotz ihren ursprünglichen Typus festgehalten haben: Schiller und Mommsen haben Ähnliches längst gewußt; Schiller, wenn er in der Braut von Messina den Chor sagen läßt: „Die fremden Eroberer kommen und gehen, sie herrschen, aber wir bleiben bestehen", und Mommsen, wenn er V. 643 von den Nordafrikanern sagt: „Die zivilisierten Fremdherrschaften wechselten, die Berber blieben, wie die Palme der Oase und der Sand der Wüste."

So haben wir den alten Kern der Bevölkerung von Vorderasien wenigstens nach seinen somatischen Eigenschaften festgelegt. Leider sind wir über seine Sprache noch nicht unterrichtet; die hethitische Bilderschrift, die uns aus zahlreichen, teilweise sehr umfangreichen Texten bekannt ist, die Messerschmidt in den „Mitt. der Vorderasiat. Ges." 1900 ff. gesammelt hat, konnte bisher nicht wirklich entziffert werden. Die Orientalisten haben zwar mit voller Sicherheit erkannt, daß die Sprache keinesfalls semitisch sein kann, aber über diese negative Erkenntnis sind sie bis-

Digitized by Google

her nicht hinausgekommen. Ebenso aber scheinen auch die Tontafeln von Boghasköi* nicht zu der raschen Lösung des Rätsels geführt zu haben, die man in der ersten Zeit nach ihrer Auffindung erwartete. In Boghasköi, der großen Hethiter-Hauptstadt im nördlichen Kleinasien, sind durch die vorbildliche Energie von Hugo Winckler in großer Zahl Tontafeln ans Licht gebracht worden, mit Keilschrift und etwa der Mitte des 2. vorchr. Jahrtausends angehörend. Viele von ihnen sind in einer Sprache geschrieben, die entweder wirklich selbst eine europäische ist oder doch sicher von einer europäischen stark und unmittelbar beeinflußt ist. Hrozny, der Gelegenheit hatte, sich als einer der ersten mit diesen teils in Berlin, teils in Konstantinopel befindlichen Tontafeln zu beschäftigen, meint da, „die“ Sprache der Hethiter entdeckt zu haben; uns Anderen muß es aber nach unseren bisherigen Kenntnissen und Erfahrungen völlig undenkbar erscheinen, daß die großnasigen Hethiter und eine europäische Sprache irgendwie ursprünglich zusammengehören. Wenn also im Staatsarchive der alten Hethiter von Boghasköi wirklich Tontafeln in einer europäischen Sprache gefunden sind, so kann diese Sprache nur von einem fremden Volke nach Kleinasien gebracht worden sein. Aber auch sonst erweist sich H.s erst so angestaunte „Entdeckung der hethitischen Sprache“ als bedenklich und vorschnell: Gewiß weisen in jener Sprache einzelne Worte und Wendungen auf europäischen Ursprung, aber wir müssen dabei, besonders ehe wir mit der Grammatik der neuen Sprache vertraut sind, doch zunächst an die Möglichkeit bloßer Entlehnung denken, die den ursprünglichen Charakter der Sprache vielleicht nur wenig und ganz oberflächlich verändert hat — genau wie es im modernen Türkisch der Stadtbevölkerung von persischen und arabischen Worten und Wendungen wimmelt. Tatsächlich sind die Tontafeln von Boghasköi noch lange nicht erschöpfend studiert, und erst vor kurzem hat ein junger Forscher von ganz ungewöhnlicher Begabung, Emil Forrer *(doctissimi viri filius forse doctior)*, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie gezeigt, daß auf jenen Tontafeln mindestens acht voneinander verschiedene Sprachen vertreten sind. Seither hat er in den „Mitt. d. Deutschen Orientgesellschaft“ Nr. 61 (Berlin 1921) seine Entdeckungen weiter ausgeführt. Danach würde das Protohattische der ältesten Bevölkerung von ganz Kleinasien und Syrien angehören. Es ist durch eine große Mannigfaltigkeit von Praefixformen ausgezeichnet und dadurch mit absoluter Sicherheit vom Indogermanischen und Semitischen geschieden, sowie ebenso

* Der Ton liegt auf der zweiten Silbe, und die bei uns leider eingerissene Betonung der ersten oder der letzten Silbe ist falsch und linguistisch unmöglich.

Digitized by Google

von den turko-tatarischen und den finnisch-ugrischen Sprachen. Nur die nordostkaukasischen Sprachen haben eine ähnliche Art von Praefigierung; aber auch eine wirkliche Gemeinschaft mit diesen dürfte nach Forrer viele Jahrtausende zurückliegen. Verwandt mit dem Protohattischen scheint das Balâische zu sein, das in Paphlagonien gesprochen wurde. Im nördlichen Kleinasien kam dann später, aber auch schon vor dem 4. vorchristlichen Jahrtausend das Luvische auf; dieser Sprache gehören die Ortsnamen auf -anda und wohl auch die auf -assus usw. an, so daß die Luvier anscheinend schon sehr früh das ganze Gebiet von Griechenland bis Persien besetzt und die protohattische Urbevölkerung in die Berge zurückgedrängt zu haben scheinen. Gewisse Anklänge des Luvischen an das Griechische und an andere indogermanische Sprachen sind nur durch Entlehnung (Wohnnähe usw.) zu erklären. Spätere Einwanderer sind die Kanisier und die Harrier oder vielleicht richtiger Horrier; diese letzteren kamen aus Iran und wanderten bis nach dem Antitaurus und in das mittlere Syrien, haben aber den Aufbau der Bevölkerung nicht wesentlich beeinflußt. Hingegen sind die Kanisier (wie später die Phrygier und Galater) über das Marmarameer in Kleinasien eingewandert, haben die Luvier verdrängt oder ihnen wenigstens ihre geistige Kultur aufgezwungen, so daß die meisten Tontafeln von Boghazköi in kanisischer Sprache geschrieben sind; diese aber gehört zweifellos in den großen indogermanischen Kreis, und so verstehen wir jetzt, wie Fr. Hrozny, der sich als einer der Ersten mit den Inschriften von Boghazköi befaßt hat, dazu kommen konnte, die Sprache der Hethiter mit dem Lateinischen zu vergleichen. Für den Anthropologen mußte freilich die Vorstellung, daß die Hethiter, deren extrem kurze Köpfe und extrem große Nasen wir aus so zahlreichen zeitgenössischen Bildwerken kennen, von Haus aus eine europäische Sprache gesprochen haben sollten, geradezu grotesk erscheinen, und so war es für uns von vornherein klar, daß es sich bei Hroznys Entdeckung im besten Falle nur um eine sekundäre Auflagerung handeln konnte.

Durch die Arbeiten Forrers ist nun auch dieses Verhältnis vollkommen klargestellt, und wir werden uns jetzt wirklich die blonden und blauäugigen Kurden im nördlichen Kleinasien als einen letzten Rest einer alten kanisischen Einwanderung vorstellen dürfen. So würde sich also bei jenen Kurden nicht nur ihre alte europäische Sprache, sondern auch ihr körperlicher Typus jahrtausendelang erhalten haben.

Digitized by Google

Kapitel VI

HINTERINDIEN, INDONESIEN UND OCEANIEN

Haben wir im vorstehenden von S. 52 an unter den Asiaten nur ganz flüchtig die Nord- und Innerasiaten sowie die Inder gestreift und dann, von S. 55 an, sehr viel ausführlicher die Vorderasiaten behandelt, so bleiben uns jetzt noch die Bewohner von Hinterindien und die in mancher Hinsicht zu ihnen gehörigen Indonesier und Oceanier zu besprechen. Da liegen gegenwärtig die Verhältnisse noch überaus schwierig, doch scheint es schon jetzt gestattet, eine „australoïde" Unterschicht anzunehmen, die typische Vertreter z. B. in den Senoi von Malakka und in den Toâla von Celebes hat. Im eigentlichen Hinterindien ist früher chinesischer Einfluß nicht abzuweisen, aber sonst sind es im wesentlichen malaiische Wanderungen, die zu dichter Besiedlung auch von Indonesien und später von Oceanien geführt haben. Daß diese Wanderzüge ursprünglich irgendwo in Innerasien ihren Ausgang genommen, gilt als gesichert, aber wir wissen nichts über den eigentlichen Ort und nichts über die Zeit ihres Beginnes; fest steht nur, daß wir es sowohl in Hinterindien als in Indonesien mit alten Kulturen zu tun haben, die schon sehr früh auf einer erstaunlichen Höhe standen. Anscheinend unabhängig von Europa finden wir da besonders die Eisentechnik und den Bronzeguß zu wahrer Vollendung entwickelt, ebenso die Skulptur, wofür hier nur an die Bildwerke von Borobuddur auf Java und an die Friese von Ankorvat und anderen Ruinenstädten in Kambodscha hingewiesen sei, die freilich in Europa noch wenig* bekannt sind, aber doch eben anfangen, eine Rolle in der Kunstgeschichte zu spielen. Was da an geistiger und materieller Kultur bodenständig ist, oder was etwa mit alter vorderasiatischer oder mit

* Nur in Paris (Trocadéro) sind große Reihen dieser Reliefs in guten Abgüssen und bei guter Beleuchtung so aufgestellt, daß man den richtigen Eindruck von ihrer künstlerischen Schönheit und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung erhält; dort hat auch der Maler van Beers versucht, einen kleinen Teil der Abgüsse, der in duplo vorhanden ist, in den alten Farben wiederherzustellen und hat dadurch eine fast zauberhafte Wirkung erzielt. Auch das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt große und in sich geschlossene Reihen von guten Abgüssen aus Ankorvat, aber sie sind bei dem bekannten dort herrschenden trostlosen Raummangel so unglücklich untergebracht, daß jede künstlerische Wirkung verlorengeht und man selbst von ihrem wissenschaftlichen Wert kaum eine Vorstellung erhält.

Digitized by Google

Tafel 13



Oben: Georgios Konstantinu, Grieche, Levissi
Unten: Georgios Glinis, Grieche, Tinos
v. Luschan phot. 1883

Digitized by Google

Tafel 14



Kyriakos und Stepan, zwei Armenier vom Djebel Akrah
(Mons Casius) bei Antiochia am Orontes
v. Luschan phot. 1883

Digitized by Google

Gandara-Kunst zusammenhängt, ist im einzelnen noch wenig erforscht; ebenso wissen wir nur wenig über den Einfluß des Buddhismus auf Hinterindien und über die kulturellen Einwirkungen des Islâm auf Indonesien.

* * *

Ganz anders haben sich die

oceanischen Kulturen

entwickelt: Schriftlos und ohne jedwede Kenntnis der Metalle, fast ohne Keramik* und fast ohne die Technik des Webens finden wir über die ganze weite Inselwelt des Stillen Oceans zwei somatisch unter sich völlig verschiedene Gruppen von Menschen verbreitet, die Polynesier und die Melanesier, die einen kurzköpfig, schlichthaarig oder lockig, hell und von brünetten Südeuropäern oder etwa Ungarn** manchmal nur schwer zu

* Tontöpfe sind nur auf ganz wenigen Inseln bekannt; ebenso findet sich eine Art von Weberei nur an wenigen Orten und ist da offensichtlich nur sekundär eingeführt worden; denn auch das Spinnen ist da unbekannt und wird durch das Zusammenknoten kurzer Fasern ersetzt. Sonst verfügen die Oceanier über glänzende Surrogate. Ihre Schriftlosigkeit wird durch ein erstaunliches Gedächtnis wettgemacht; den Mangel an Metallen ersetzen vollendete Werkzeuge aus Stein, Knochen und Muscheln, sowie Holzkeulen und mit scharfen Haizähnen besetzte Geräte und Waffen aller Art. Ebenso werden gebrannte Gefäße durch Kokos- und Kürbisschalen sowie durch Behälter aus Holz oder Flechtwerk ersetzt, die oft die Größe von Booten oder Badewannen erreichen. Am bewunderswertesten ist der Ersatz gewebter Zeuge durch geschmeidige und oft reich verzierte Matten sowie durch die über ganz Oceanien verbreitete Kunst, aus Baumbast schmiegsames „Rindenzeug", *tapa* oder *kapa*, herzustellen, das in allen Stärken von der Feinheit des zartesten Batistes bis zur Dicke von Schuhleder bekannt ist und vielfach in der zierlichsten Weise mit Reliefmustern oder mit bunten Druckstempeln oder auch mit „Naturselbstdruck" (Farnkräuter! usw.) geschmückt wird.

** Aus solchen gelegentlichen Ähnlichkeiten etwa auf unmittelbare rassenmäßige Verwandtschaft zu schließen, ist selbstverständlich ganz verkehrt, geschieht aber immer wieder von neuem; so konnte man erst am 10. September 1920 in einer großen Berliner Zeitung lesen, daß Rabbi Elman, der Vater des Geigers Mischa E., „stutzig geworden durch das eminent semitische Aussehen der Hawaii-Insulaner, die Feststellung machte, daß das Sprachgut dieser Leute zu nicht unerheblichen Teilen dem Hebräischen angehört; er meint, die Eingeborenen als einen der verlorenen jüdischen Stämme ansprechen zu dürfen. Diese Hypothese ist, soweit ich sehe, bisher nicht gezeigt worden — vielleicht weil nie ein Sprachgelehrter des Judentums die Südsee besucht hat."!! Womöglich noch köstlicher ist die Naivität eines anderen Globetrotters, der auf zahlreichen Gartentüren in einer Vorstadt von Honolulu mit Kreide das Wort *kapu* angeschrieben fand und daraus den Schluß auf alte türkische Beziehungen zog; *kapu* ist nun allerdings wirklich das türkische Wort für „Tür", aber es ist auch die hawaiische Form für das gemein-polynesische Wort *tabu*, das genau dem arabischen *harâm* oder etwa unserem studentischen *tempus* entspricht, also, auf eine Tür geschrieben, nur mit „Eintritt verboten" übersetzt werden kann. Übrigens gibt es in allen polynesischen Sprachen ein Wort *alii* für edel oder vornehm; es ist also nicht zu verwundern, daß sich schon Leute gefunden haben, die die Arier aus Samoa oder sonst aus der Südsee herleiten und so in einem nicht ganz

Digitized by Google

unterscheiden, die anderen negerhaft dunkel, langköpfig, mit dicken Lippen und vorgeschobenem Gebiß und kraushaarig, so daß nicht nur der harmlose Laie sie mit afrikanischen Negern verwechseln kann.* Diese negerhaft dunklen Oceanier sind aber auch unter sich nicht einheitlich; je besser wir sie in den letzten Jahrzehnten kennengelernt haben, um so größeres Gewicht legen wir auf Unterschiede, wie sie z. B. zwischen den kleinen Bewohnern von Neuguinea und den großen Salomo-Insulanern bestehen. Vermutlich wird sich einmal nachweisen lassen, was ich jetzt kaum als Arbeitshypothese aufzustellen wage, daß ursprünglich auch in Oceanien, genau wie in Afrika, eine zwerghaft kleine, dunkle kraushaarige Unterschicht vorhanden war, aus der sich unter dem Einflusse immer neuer Einwanderungen zunächst die Papua, dann die eigentlichen Melanesier entwickelt haben. Rein sind in Oceanien solche Pygmäen wohl kaum mehr anzutreffen, wohl aber haben sich in den Negrito der Philippinen noch Reste einer solchen Urbevölkerung erhalten, die somatisch von den afrikanischen Urwaldpygmäen kaum zu unterscheiden sind; auch

reizlosen Gegensatz zu der Ansicht von Rabbi Elman stehen. Kaum viel ernster ist eine eben erschienene Arbeit von Ludwig Cohn zu behandeln: „Spuren der Araber in der Südsee" (Deutsche Geogr. Blätter, Bremen, Bd. 39 S. 55 ff.). Da wird für sehr zahlreiche mikronesische Orts- und Personennamen usw. arabische Herkunft nachzuweisen versucht. Von vornherein hat dieser Versuch manches Bestechende, so z. B. wenn der Name der Insel Babeldaob als *bab-el-ta'b* = „Tor der Mühsal" erklärt wird — aber es wird abzuwarten sein, wie sich die allerdings leider sehr dünn gesäten Kenner der mikronesischen Sprachen zu dieser Arbeit stellen werden. Das schon seit langem oft erwähnte Vorkommen „semitischer" Typen unter den Oceaniern darf meiner Meinung nach nicht als Beweis für den arabischen Einfluß in Mikronesien herangezogen werden; denn jene Typen sind durchaus nicht wirklich semitisch, sondern höchstens vorderasiatisch. Hingegen ist der Islâm offenkundig schon vor den Europäern und also unabhängig von diesen nach Indonesien gelangt; so ist die Möglichkeit, daß schon viele Jahrhunderte vorher arabische oder etwa phönizische Seefahrer bis nach Mikronesien gekommen sein könnten, nicht a limine abzulehnen.

* In meinem anthropologischen Praktikum pflege ich meist Neger als „Modelle" zu benützen; einst hatte ich aber zufällig einen Jabim-Jungen aus Neuguinea zur Verfügung. Damals hörten zwei Offiziere bei mir, die lange Zeit in Ostafrika gewesen waren, und erklärten auf meine Frage, woher der Junge wohl sein möge, mit voller Sicherheit, er sei keinesfalls von der Ostküste, er sei wohl aus Togo oder aus Kamerun. In diesem Augenblicke trat, etwas verspätet, Dr. Zintgraff ein, damals wohl der beste Kenner von Kamerun, besah sich den Jungen sehr genau und sagte, aus Kamerun sei er sicher nicht, er sei wohl aus Ostafrika. Dieses Intermezzo zeigt deutlicher, als eine stundenlange Erörterung, wie ähnlich und doch wieder wie unähnlich der dunkle Oceanier dem Neger ist. Tatsächlich ist es oft auch für den Fachmann schwierig, einen jungen Melanesier oder Papua von einem afrikanischen Neger zu unterscheiden; besonders bei Kindern und bei jungen Mädchen gestattet oft nur das Haupthaar einen annähernd sicheren Schluß; es ist bei den dunklen Oceaniern meist um einen etwas größeren Radius gekrümmt als bei den Negern.

Digitized by Google

habe ich von den Admiralitäts-Inseln einzelne fast rezent aussehende Oberarmknochen beschrieben, die, von der heutigen Bevölkerung als Amulette getragen, mit einwandfreier Sicherheit auf alte Pygmäen von extremer Kleinheit bezogen werden müssen; ebenso werden vielfach unter Papua und unter Melanesiern noch einzelne sehr kleine Leute oder auch Gruppen von solchen angetroffen, von denen es zum mindesten sehr wahrscheinlich ist, daß sie nicht klein sind, weil sie einfach am Ende einer großen Variationsbreite stehen, sondern klein sind, weil sie richtiges Pygmäenblut haben.

Sprachlich scheinen die beiden Gruppen von Oceaniern, die helle und die dunkle, zunächst ganz scharf voneinander getrennt; die Polynesier sprechen trotz ihrer räumlich sehr großen Verbreitung von Neuseeland und Hawaii über Tonga und Samoa, Tahiti und den Marquesas bis zur Ultima Thule der Südsee, der Osterinsel nahe an der chilenischen Küste, also über rund 90 Längen- und 70 Breitengrade, eine einheitliche, nur nach bestimmten Lautgesetzen leicht dialektisch gegliederte Sprache; hingegen erscheinen die melanesischen und papuanischen Sprachen in fast beispielloser Art zerklüftet, so daß vielfach, z. B. in Neuguinea, schon die Bewohner benachbarter Dörfer sich ohne Dolmetscher nicht verständigen können und die meisten Ethnographen diesen Sprachen ganz hilflos gegenüberstanden. Erst seit wenigen Jahren, nachdem nun endlich einmal die Geringschätzung der meisten Linguisten für die schriftlosen Sprachen einer gerechteren Auffassung gewichen ist, besteht einige Hoffnung, das bisher über den melanesisch-papuanischen Sprachen schwebende Dunkel aufgehellt zu bekommen; dann wird es vielleicht auch noch möglich sein, die Sprache der seit einem halben Jahrhundert ausgestorbenen Tasmanier wissenschaftlich unterzubringen, obwohl von ihr nur wenige und anscheinend schlecht aufgenommene Proben überliefert sind.

Neben Poly- und Melanesien wird als drittes großes oceanisches Gebiet Mikronesien genannt; das ist aber im wesentlichen ein geographischer Begriff, kein anthropologischer; die Bevölkerung der mikronesischen Inselgruppen (Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln usw.) ist in sehr verschiedenem Ausmaße aus melanesischen, papuanischen und polynesischen Elementen gemischt.

Über die Zeit der verschiedenen oceanischen Wanderungen sind wir leider nur sehr wenig unterrichtet. Die letzten großen Verschiebungen, so die Besiedlung von Neuseeland durch Polynesier, fallen zweifellos erst in die christliche Zeit, ähnlich wie wir für die Kolonisation von Madagaskar durch Sumatra annehmen, daß sie erst vor rund einem Jahrtausend

Digitized by Google

einsetzte; aber die früheren Wanderungen sind noch in völliges Dunkel gehüllt — trotz der bewundernswerten Überlieferungen, die sich vielfach auf polynesischem Gebiete erhalten haben. Ebenso ist der unvergleichliche Mythenschatz der Oceanier mit seinem reichen kosmogonischen und eschatologischen Inhalt bisher noch lange nicht genügend studiert; er scheint teilweise auf alte vorderasiatische und griechische Einflüsse zurückzugehen. Mit der hohen geistigen Kultur* der Oceanier, ihrer bewundernswerten Kunst und ihrer erstaunlichen Technik im Schiffsbau steht ihre vollständige Unkenntnis der Metalle in auffälligem Gegensatze; es ist nicht ganz leicht, sich vorzustellen, daß die Vorfahren der Oceanier einst das Eisen gekannt und dann wieder verloren hätten; doch gibt es einen Befund, der für eine solche Möglichkeit zu sprechen scheint: 1895, im 8. Bd. des I. A. f. E. habe ich die Waffen und Geräte der Matty-Insulaner beschrieben, die in dem ganzen übrigen Oceanien völlig ohne jedwede Analogie sind, ebenso wie die Leute selbst trotz der unmittelbaren Nachbarschaft von Neuguinea gänzlich unpapuanisch oder unmelanesisch aussehen; jetzt wissen wir, daß ihre Vorfahren irgendeinmal aus dem (indonesischen) Engano nach dem damals wohl unbewohnt gewesenen Matty verschlagen wurden und daß sie das Eisen an ihren Waffen und Werkzeugen allmählich durch harte, aus dem Rückenpanzer von Schildkröten geschliffene Knochenstücke zu ersetzen gezwungen waren, dabei aber starr an den alten heimischen Formen festhielten. Was aber da im kleinen und im Laufe von sicher nur wenigen Jahrhunderten zwischen Engano und Matty vorgegangen und jetzt ganz offenkundig vor uns liegt, das kann sich ähnlich auch im großen und im Laufe von vielen Jahrtausenden bei den großen Wanderungen der Indonesier und Oceanier ereignet haben.

* Freilich hat einmal ein deutscher Reichskanzler (v. Bülow) im Reichstag öffentlich die Samoaner „eine Hand voll Wilde“ genannt, aber wir wissen, daß gerade die Samoaner eine ganz besonders hohe Kultur erreicht haben, daß sie in strenger Arbeitsteilung Dutzende von verschiedenen Handwerken unterscheiden und daß sie in ihrer Sprache zwar vier oder fünf verschiedene Worte für „Dame“ haben, aber keines, das etwa unserem „Frauenzimmer“ entspräche. Ebenso genügt es, für die Kunst der Oceanier hier auf die Schnitzwerke der Maori und die der Neu-Irländer in unseren großen Museen hinzuweisen oder auf das schöne, leider bei uns noch wenig bekannte Buch von A. Hamilton über die Kunst von Neu-Seeland (The Art-Workmanship of the Maori-Race in New-Zealand, Dunedin, 1896).

Digitized by Google

Kapitel VII

EUROPA

Am Schlusse dieser des beschränkten Raumes wegen stellenweise nur allzu flüchtigen Wanderung um den Erdball bleibt noch Europa zu behandeln übrig; auch da stehen wir noch vor vielen Rätseln und offenen Problemen. Es ist ja sehr einfach, zu sagen, daß mit Ausnahme der finnisch-ugrischen und der turko-tatarischen Sprachen, des Baskischen usw. die große Masse der europäischen Sprachen dem in sich einheitlichen indogermanischen Sprachstamm angehört, aber wir stoßen sofort auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn wir versuchen, die rein sprachlichen Verhältnisse mit dem somatischen Befunde in Einklang zu bringen; so begreifen wir auch, daß bisher noch kein europäischer Gelehrter es gewagt hat, eine Anthropologie von Europa zu schreiben und daß der erste Versuch zu einer solchen von einem Amerikaner, W. Z. Ripley,* ausgeht.

Einigermaßen fest steht bisher nur, daß im Norden von Europa große blonde und im Süden kleine brünette Langköpfe überwiegen, diese mit kurzen und breiten, jene mit hohen und schmalen Gesichtern, und daß ebenso auch in Mitteleuropa zweierlei Kurzköpfe vorkommen, die einen mit schmalen Gesichtern und schmalen Nasen, die anderen mit breiten Gesichtern und kurzen, breiten Nasen. Das ergibt von vornherein vier verschiedene „Rassen", richtiger natürlich Gruppen, die gewöhnlich als nordeuropäische, mediterrane, alpine und slavische Typen bezeichnet werden. Die alpinen Typen scheinen mit den Vorderasiaten (Armenoïden oder Hethitern) entfernt verwandt zu sein, mit denen sie anscheinend auch eine bestimmte und gut definierte Rinderrasse gemein haben; die Slaven lassen sich mit innerasiatischen Typen vergleichen, so daß die Annahme naheliegt, daß die slavischen Wanderungen ihren Ausgang irgendwo in Innerasien genommen haben. Nun ist ja Europa in der Tat nichts anderes als eine verhältnismäßig kleine Halbinsel von Asien, und es ist eigentlich von vornherein zu erwarten, daß in seiner Bevölkerung asiatische Elemente eine große Rolle spielen. Wo der paläolithische Mensch *(Homo neandertalensis sive primigenius)* ursprünglich entstanden ist, wissen wir nicht; einige Paläontologen lassen ihn auch aus Asien stammen;

* „The Races of Europe, a sociological study"; London 1900.

Digitized by Google

immerhin ist er schon sehr früh in Europa nachweisbar und da wohl zum Stammvater der nordeuropäischen Langköpfe geworden, was, vgl. hier S. 6, freilich nicht allgemein anerkannt wird; auch die Ableitung der Slaven aus Asien ist nicht ohne Widerspruch geblieben; besonders die große Zahl der Blonden unter ihnen wird als Gegenargument angeführt, obwohl man sie so einfach aus der nachträglichen Vermischung mit den blonden nordeuropäischen Langköpfen erklären könnte. Inzwischen fehlt es auch nicht an historischen Stützen für die Annahme solcher Einwanderung aus Asien. Von den Magyaren, die ja notorisch erst um 894, also vor wenig mehr als einem Jahrtausend, sich in ihren gegenwärtigen Sitzen festsetzten, wird später noch die Rede sein. Aber auch die Wanderungen der Sarmaten sind einigermaßen historisch; sie sitzen bei Herodot noch östlich vom Tanais (Don), also ganz nahe an Asien, und haben seither, wenigstens in ihrer Sprache, eine Mischung ihrer alten mongolisch-finnischen Elemente mit iranischen Lehnwörtern bis nach Ungarn gebracht, während Teile von ihnen von Konstantin dem Großen in Thrazien, Italien und auch am Rhein (auf dem Hunsrück) angesiedelt wurden. Ebenso sind hier die Sigynnen zu erwähnen, die nach Herodot von den Medern abstammen wollten und medische Kleidung hatten, aber zu seiner Zeit schon westlich von den Sarmaten, nördlich von der Donau, etwa im Gebiete der heutigen Tschechen saßen, während Strabo Sigynnen auch in Medien, am Kaspischen Meer, kennt. Doch ist mit solchen Beispielen, auch wenn man ihrer noch sehr viele anführen könnte, das Problem der Slaven noch lange nicht wirklich gelöst; einige Autoren legen das Schwergewicht auf die Zugehörigkeit der slavischen Sprachen zu dem großen indogermanischen Kreis und auch auf die bei den meisten Slaven gefundene Blondheit und erklären nur ihre Kurzköpfigkeit durch nachträgliche Beeinflussung von Asien her. Es scheint mir schwer, diese Auffassung, die ich persönlich für falsch halte, wissenschaftlich endgültig zu widerlegen, und ich fürchte, daß da auch von seiten der vergleichenden Sprachforschung nicht sobald sichere Entscheidung zu erwarten sein dürfte.

Diese vier Hauptgruppen der Europäer, die nordische, die mediterrane, die alpine und die slavische sind, so sehr sie auch somatisch untereinander verschieden sind, doch durch ein sprachliches Band auf das engste verknüpft; in ganz Europa werden mit wenigen Ausnahmen, die sofort erwähnt werden sollen, nur Sprachen gesprochen, die in den großen „indoeuropäischen“ Kreis gehören, und ihr Gebiet von Portugal und Spanien bis nach Innerasien und nach Indien erstrecken. Wir wissen leider noch immer nicht, wo eigentlich die gemeinsame indoeuropäische Ursprache

Digitized by Google

entstanden ist und noch viel weniger, welche Sprachen vorher in ihren einzelnen Verbreitungsgebieten gesprochen wurden. Aber wir wissen, daß auch in Europa, so wenig wie irgendwo anders, Sprache und Rasse sich vollkommen decken; es ist sicher falsch, von einer indoeuropäischen Rasse zu sprechen und gar von einer „arischen" Rasse zu reden, was gegenwärtig in weiten Kreisen wie eine Art Sport betrieben wird, ist völlig verkehrt. Max Müller, der selbst am Beginne seiner gelehrten Tätigkeit geneigt gewesen war, die Begriffe von Rasse und Sprache nicht scharf genug auseinanderzuhalten, hat bald genug eingesehen, wie nötig da eine reinliche Scheidung sei, und hat dann das berühmte Scherzwort geprägt, man könne mit demselben Recht wie von einer arischen Rasse auch von einer langköpfigen Sprache oder einer kurzköpfigen Grammatik sprechen.

Die große Menge der indogermanischen Sprachen in Europa kann unschwer in zwei Gruppen geteilt werden, eine westliche und eine östliche, die durch eine ganze Anzahl von durchgreifenden Unterschieden voneinander getrennt sind; man bezeichnet sie gewöhnlich als Kentum- und als Satem-Sprachen, weil in diesen zwei Wörtern, die beide „Hundert" bedeuten, der wesentlichste Unterschied zwischen beiden Gruppen sofort ersichtlich ist: der K-Laut des Westens wird im Osten zu S oder Sch. Vielleicht wird es einmal möglich sein, das Auftreten dieser zunächst slavischen Zischlaute und auch andere Eigenschaften der Satem-Sprachen auf einen östlichen, d. h. nord- oder innerasiatischen Einfluß zurückzuführen. Einstweilen sei hier (aber freilich nicht ohne die Mahnung zur äußersten Vorsicht) daran erinnert, daß im Osten, also im Bereiche der Satem-Sprachen, Menschen mit schräggestellter Lidspalte sehr viel häufiger vorkommen als im Westen, und ebenso sei hier auf die oft gerade überraschende Ähnlichkeit hingewiesen, die manche Nordslaven, z. B. viele Frauen aus dem Spreewald, mit echt mandschurischen Typen haben. Unter allen Umständen wird man sich aber vorstellen müssen, daß der bei aller sonstigen Verwandtschaft doch so durchgreifende Unterschied zwischen den beiden Gruppen der Kentum- und der Satem-Sprachen kaum anders zu erklären ist, als durch die Annahme einer Masseneinwanderung fremder Elemente in ein ursprünglich von rassenmäßig und sprachlich vollkommen einheitlichen Menschen bewohntes Gebiet. Von vornherein ist ja zu erwarten, daß zur Zeit der ersten Anfänge der Menschheit größere oder kleinere Horden oder Gruppen existierten, deren Angehörige nicht nur räumlich in sich geschlossen waren, sondern auch in ihren körperlichen Eigenschaften und in ihrer

Digitized by Google

Sprache auf das engste unter sich übereinstimmten, und man wird sich noch weiter vorstellen dürfen, daß ihre Sprache dem anatomischen Bau ihrer Sprechwerkzeuge auf das allerengste angepaßt war. Kam nun zu einer solchen in sich geschlossenen Gruppe eine andere mit anderer Sprache und also auch mit einem etwas anders gebauten Gaumen, mit einem etwas andersartigen Kehlkopf oder mit einer vielleicht anders innervierten Zunge u. dgl., so muß es den neuen Einwanderern schon mechanisch unmöglich gewesen sein, die alte Sprache genau so zu sprechen wie die alten Bewohner, die sich jene geschaffen. Solche Vorgänge können wir noch heute vielfach beobachten, wir brauchen nur an die unerhörten und manchmal geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten zu denken, mit denen z. B. die Chinesen oder die Polynesier zu kämpfen haben, wenn sie eine europäische Sprache richtig sprechen wollen oder an das ganz typische Englisch auch vieler sonst durchaus gebildeter Neger und schließlich auch daran, daß nur selten Europäer die Sprache eines ihrer Nachbarvölker wirklich so tadellos erlernen, daß man sie nicht schon beim ersten Satze als Ausländer erkennt. Ebenso wissen wir ja auch, daß die Schnalzlaute der Hottentotten und Buschmänner von einem erwachsenen Europäer so gut wie niemals richtig erlernt werden. Das bringen eigentlich nur die kleinen Kinder etwa von Missionaren fertig, deren Sprechorgane in ihrem anatomischen Bau und in ihrer Innervation noch ganz unentwickelt, also gleichsam noch plastisch sind, wenn sie anfangen, die uns Erwachsenen so völlig fremdartige Sprache zu hören und zu sprechen. In diesem Sinne also scheint es gestattet, zunächst freilich nur in der Form einer bloßen Arbeitshypothese, die ganze große Gruppe der Satem-Sprachen auf eine alte Einwanderung aus dem fernen Osten zurückzuführen.

Unter den wenigen europäischen Sprachen, die nicht in den Kreis der indoeuropäischen gehören, ist die der Basken, das Euscaldunac, wohl die merkwürdigste. Manche wollen sie wegen ihres extrem agglutinierenden Charakters an gewisse Indianersprachen anschließen; andere bringen sie mit dem Georgischen und mit anderen Kaukasus-Sprachen in Zusammenhang. Jedenfalls erscheint sie uns völlig fremdartig; auch gilt sie als ganz besonders schwer zu erlernen. Der gelehrte Jesuit Larramendi hat seiner baskischen Grammatik den Titel „*El imposible vincido*“ gegeben („Das Unmögliche erreicht“), und die französischen Nachbarn der Basken behaupten, der Teufel habe durch sieben Jahre Baskisch gelernt, aber schließlich nur zwei Worte behalten — und die falsch. Auch ein englischer Reisender versichert, im Baskischen würde jedes Wort „Salomo“

Digitized by Google

geschrieben und „Nebukadnezar“ ausgesprochen. Ungleich schlimmer aber als diese technische Schwierigkeit des Erlernens der Sprache ist unsere Unsicherheit über den somatischen Typus, der dem Euscaldunac entspricht. Wir wissen, daß das baskische Sprachgebiet früher wesentlich ausgedehnter war, als heute, wo es auf kleine Bezirke in den Pyrenäen am Grunde der Bucht von Vizcaya beschränkt ist, aber wir finden in dem jetzt so eingeengten Gebiete zwei oder gar drei verschiedene Kopfformen, die alpine, die nordeuropäische und vielleicht noch die mediterrane. Nur einer dieser Typen kann ursprünglich mit der baskischen Sprache zusammengehören. Würden uns die Linguisten mit Sicherheit sagen können, daß das Baskische mit den Kaukasus-Sprachen zusammengehört, würden wir natürlich keinen Augenblick zögern und die extrem Kurz- und Hochköpfigen unter den Menschen mit baskischer Sprache für echte Basken erklären und dementsprechend die Langköpfe als nachträglich „baskisiert“ bezeichnen.

Die von den meisten Autoren betonte absolute Sonderstellung der Basken auch in ihrer übrigen geistigen und in ihrer materiellen Kultur hält genauerer Prüfung nicht stand; auch in ihrem allgemeinen Habitus unterscheiden sie sich kaum von ihren französischen und spanischen Nachbarn. Ich habe 1878 mit niemand Geringerem als Paul Broca, dem großen französischen Anthropologen, baskisches Gebiet bereist und habe seither mehrfach baskische Diplomaten, Kollegen und Studenten kennengelernt — aber ich wäre niemals imstande gewesen, auch nur einen einzigen von ihnen an sich als Basken zu erkennen. So ist es eigentlich nur ihre Sprache, ihre Geschichte und nicht zum wenigsten auch ihr zähes Ausharren allen fremden Einflüssen gegenüber, die ihre gegenwärtige Sonderstellung bedingt. Besonders daß sie ihre alte Sprache trotz allen Bestrebungen späterer Einwanderer, auch denen der Römer, energisch und erfolgreich verteidigt, macht sie uns heute so wichtig und interessant; dankbar müssen wir anerkennen, daß sie eine uralte Sprache aus dem Dunkel prähistorischer Zeit in unsere Tage hinübergerettet und so der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich gemacht haben.

* * *

Noch bleiben uns zwei andere „Fremdvölker“ zu besprechen übrig, die

Magyaren und die Juden;

fremd, die einen in erster Linie durch ihre nicht indoeuropäische Sprache, die anderen besonders durch ihre Herkunft und durch ihre Geschichte:

Digitized by Google

ihre politische Selbständigkeit haben die Juden schon vor zwei Jahrtausenden verloren; auch ihre Sprache hat, wenigstens für einen großen Teil von ihnen, aufgehört, Muttersprache zu sein und ist zur Schulsprache geworden, wie etwa Latein oder Griechisch, und selbst ihre alte Religion verliert jetzt von einem Jahre zum anderen an Boden und an innerer Bedeutung.

Betrachten wir zuerst ganz kurz die

Magyaren,

so sehen wir sie um rund 800 n. Chr. in die europäische Geschichte eintreten, als reine Pferdenomaden und zugleich als kühne und skrupellose Räuber und Mordbrenner. Die historischen Nachrichten von ihren Beutezügen können wir „nicht ohne Schauder überblicken“ (Hörnes). Wiederholt erschienen sie am Rhein und an der Ostsee, in Unteritalien und in Südfrankreich, verbrannten Städte und plünderten Klöster und Kirchen. Dank der schon damals traditionellen Uneinigkeit der Deutschen konnten sie auch durch Heeresgewalt nicht in Zaum gehalten werden, „und in einem Weheruf über ihre Greuel und Verwüstung stimmen alle Völker des Abendlandes überein“ (Hörnes). Zwischen 894 und 900 setzen sie sich in ihrem gegenwärtigen Verbreitungsgebiet dauernd fest und nehmen dann von den Vorbewohnern und von ihren neuen Nachbarn allmählich europäische Gesittung auf, zunächst nicht ohne neue Raubzüge und nach empfindlichen Niederlagen, die sie zuerst 933 durch König Heinrich I. bei Keuschberg, dann von den Franken, Sachsen und Bayern, von Kaiser Otto I. und 955 auf dem Lechfelde, nordwestlich von Augsburg, erlitten. Nach dieser letzten großen Niederlage der Ungarn erobert das Deutschtum langsam wieder seine alte Stellung im Osten, aber die Grenzkämpfe kommen erst gegen das Ende des 10. Jahrhunderts mit der Christianisierung der Ungarn unter König Stephan I. (dem „Heiligen“) einigermaßen zum Abschlusse. Näheres über dieses erste Auftreten der Ungarn kann in der ausgezeichneten, auf Veranlassung von Dietrich Schäfer gemachten Dissertation von Rudolf Lüttich (Berlin 1910) nachgesehen werden.

Über die ursprüngliche Heimat der Ungarn sind die Meinungen noch sehr geteilt; ein magyarischer Patriot, Graf Eugen Zichy, hat voll Begeisterung, aber als reiner Laie, mehrere Reisen längs der Nordgrenze von China ausgeführt, um den ältesten Spuren seiner Landsleute nachzugehen, und meint, solche östlich vom Baikalsee gefunden zu haben; andere bringen die Magyaren mit den menschenfressenden Issedonen der

Digitized by Google

antiken Schriftsteller in Zusammenhang; nur darüber, daß sie wirkliche Asiaten sind, kann kein Zweifel bestehen. Ihre Sprache wurde lange Zeit für turko-tatarisch gehalten; besonders Vambéry (Bamberger) und seine Schüler verfochten diese Anschauung mit großer Hartnäckigkeit; jetzt sind wohl die meisten kompetenten Sprachforscher darin einig, daß das Magyarische in den großen finnisch-ugrischen Kreis gehört. Auch über die körperlichen Eigenschaften der Ungarn fängt man jetzt an, etwas besonnener nachzudenken, als noch vor wenigen Jahrzehnten üblich war, wo man sich auf die Bezeichnung „krummbeinige Mongolen“ beschränken zu können glaubte. In das andere Extrem verfiel Kollmann, Basel, der jegliche Persistenz asiatischer Typen unter den heutigen Magyaren energisch in Abrede stellte.

Bedenkt man, daß die geographische Lage Ungarns und sein schier unermeßlicher Reichtum an Bodenschätzen jedweder Art schon seit den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten fremde Völker aus Europa und aus Asien anziehen mußte, und erfährt man von den Historikern, wie da Daker, Bastarner, Geten, Illyrier, Pannonier, Sarmaten, Jazygen, Vandalen, Bulgaren, Alanen, Avaren und Hunnen, Sueven, Quaden und Markomannen, Gepiden, Langobarden und Goten, auch einzelne deutsche und italienische Ansiedler schon lange vor dem ersten Einfalle der Ungarn im Lande saßen oder es mindestens durchzogen hatten, wird man kaum erwarten dürfen, daß heute jeder magyarisch sprechende Ungar sich als richtiger Innerasiate präsentiert. Immerhin drängen sich auch dem flüchtigsten Besucher des Landes zahlreiche Typen auf, die man nur als asiatisch bezeichnen kann, und wenn man an einem schönen Sonntagvormittag auf dem Donaukai von Budapest die dichten Scharen junger Frauen und Mädchen sieht, die da ihre Schönheit und ihre neuen Toiletten zur Schau stellen, begreift man wirklich nicht, wie Kollmann dazu kommen konnte, das Vorhandensein asiatischer Typen in Ungarn so vollkommen zu übersehen. Leider liegt die physische Anthropologie der Magyaren noch ganz im argen. Nur der so früh verstorbene Janko hat einen wertvollen Anlauf zur wissenschaftlichen Untersuchung seiner Landsleute genommen, aber seine Typen waren diesen nicht „schön“ genug; v. Török nannte Jankos Tafeln ein „Verbrecheralbum“ und sprach von der „Pflicht, unser Volk vor dem Auslande zu rehabilitieren“. Noch weiter ging Otto Herman, der (in den Mitt. d. Wiener A. G. Bd. 35, 1905) elf Seiten lang Gift über Janko und den um die Ethnographie von Ungarn wie kein Anderer verdienten Willibald Semayer ausspeit und unter den heutigen Bewohnern des Landes „proto- und metamorphe“ Typen unterscheidet,

Digitized by Google

was sehr gelehrt klingt, sich aber bald als hohles Geschwätz erweist; alles, was O. Herman persönlich als schön empfindet, das sind „protomorphe Ungarn", die anderen sind „metamorphe Mischlinge". Dabei bringt er es aber fertig, durch bloße äußere Aufmachung, durch Hochrichten des Kopfes, Aufwichsen des Schnurrbartes usw. den metamorphen Verbrecher Jankos zum protomorphen magyarischen Edelmann umzuwandeln.

Ganz traurig steht es einstweilen noch um das Studium der ungarischen Schädel. Der schon oben erwähnte Prof. v. Török hatte in Budapest mehrere Tausende von Schädeln aus verschiedenen Komitaten des Landes aufgespeichert, und man war gewohnt, diese Sammlung als die wahre Quelle der künftigen Anthropologie von Ungarn zu betrachten. Nach seinem Tode stellte sich aber leider heraus, daß die Schädel sämtlich ohne jedwede Bezeichnung waren und daß nicht eine Zeile von irgendwelchen Aufzeichnungen über deren Herkunft existierte. Ich war persönlich von dieser Entdeckung derart erschüttert, daß ich sofort begann, mit allen verfügbaren Mitteln selbst ungarische Schädel zu sammeln und sie nach ihrem historischen Alter und nach ihren Fundorten genau zu registrieren.

Noch ist dieses kostbare Material nicht im einzelnen durchgemessen, aber schon eine flüchtige Durchsicht nach dem bloßen Augenmaße ergibt neben einer großen Zahl von typischen, teilweise auffallend großen und schönen Schädeln vom nordischen Typus (Burgenland!) überwiegend kurze und breite Hirnkapseln mit meist breiten Gesichtern. Unter diesen letzteren sind naturgemäß neben slavischen (slovakischen und anderen) Elementen auch die magyarischen zu erwarten, und es dürfte bei sehr sorgfältiger Untersuchung und Durchmessung möglich sein, sie zu isolieren. Inzwischen ist es gut, hier festzuhalten, daß unter diesen Schädeln mehrfach das *Os malare bipartitum* vorkommt, das früher *Os japonicum* hieß, weil es bei Japanern und Chinesen sehr viel häufiger gefunden wird als bei anderen menschlichen Gruppen. Parallel damit geht auch die Erscheinung, daß konvergierende Wimperhaare, die für Japaner so charakteristisch sind, ungleich häufiger bei Magyaren vorkommen als bei eigentlichen Europäern. Ebenso ist in den letzten Jahren bekannt geworden, daß der „Mongolenfleck", den man früher nur an ostasiatischen Neugeborenen beobachtet hatte, recht häufig auch in ungarischen Gebärkliniken gefunden wird, während er in Westeuropa ganz ungemein selten zur Beobachtung gelangt; ein solcher Mongolenfleck ist ein blaugrauer Fleck von durchschnittlich Groschen- oder Markstückgröße am Rücken oberhalb des Kreuzbeins und entsteht durch Pigmentablagerung im Ge-

Digitized by Google

webe der Cutis selbst, während das normale Hautpigment bei den brünetten und farbigen Menschen in der basalen Schicht der Epidermis liegt. Der Mongolenfleck, der erst gegen Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts und zuerst von japanischen Ärzten beobachtet wurde, kommt gelegentlich auch sonst bei Kindern von sehr brünetten Eltern vor; aber nicht so häufig, als bei ungarischen Säuglingen. So können wir bei den heutigen Magyaren mehrfach Erscheinungen feststellen, die auf einen alten Zusammenhang mit Inner- und Ostasien hinweisen: das häufige Auftauchen ostasiatischer Gesichtsbildung, das Os japonicum, die Konvergenz der Wimperhaare und den Mongolenfleck. Wir werden daher der Behauptung von Kollmann, daß asiatische Elemente unter den Magyaren nicht nachweisbar seien, kaum beipflichten können, sondern müssen im Gegenteil feststellen, daß solche trotz der seit mehr als einem Jahrtausend fortgesetzten Mischung mit europäischen Typen und trotz der dadurch notwendig bedingten starken Blutverdünnung sich noch immer und in überraschender Häufigkeit nachweisen lassen, was auf eine große Vererbungsenergie und darauf hinweist, daß die Urmagyaren als eine sehr einheitliche und homozygote Masse in ihre heutigen Wohnsitze gelangt sind.

* * *

Eine ähnliche Einheitlichkeit wird auch für die

Juden

behauptet, für die letzte große Gruppe von „Fremdvölkern", die wir hier zu besprechen haben. Das meiste, was über die Herkunft der Juden zu sagen ist, wurde schon bei Besprechung der Vorderasiaten erwähnt, so daß wir uns hier auf die Beleuchtung einiger allgemeiner Fragen beschränken können. Seit ich 1892* als erster über die Stellung der Juden im anthropologischen System berichtete, ist eine wahre Flut von Literatur zur Judenfrage entstanden, meist einseitig orientierte Streitschriften, die zum Teil das Papier nicht wert sind, auf dem sie gedruckt; immerhin gibt es daneben auch eine Anzahl von ernstgemeinten und nützlichen Büchern wie Zollschans seit 1910 schon in fünf Auflagen erschienenes „Rassenproblem", Judt, „Die Juden als Rasse", Fishberg, „Die Rassenmerkmale der Juden", und neuestens, 1920, Fritz Kahn, „Die Juden als Rasse und Kulturvolk". Man braucht nicht allen Einzelheiten in diesen Büchern gerade mit Begeisterung beizustimmen, aber sowohl der Laie als der Fachmann in anthropologischen Fragen wird sie doch mit Ver-

* Corresp.-Blatt der Deutschen anthropol. Gesellschaft (Jahresversammlung in Ulm).

Digitized by Google

gnügen und mit Gewinn lesen, was ich für meine Person nicht von anderen Büchern ähnlicher Art sagen möchte, am wenigsten wohl von Chamberlains „Grundlagen", denen ich nur insoweit zustimme, als der Verfasser sich selbst als Laien und Dilettanten bezeichnet. Voll aufrichtiger Anerkennung nenne ich hier aber noch die schon seit fast 20 Jahren bestehende „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden", die sehr vorsichtig und unparteiisch redigiert ist und eine reiche Fülle von Daten enthält, die sonst kaum aufzuspüren sind.

Einer der roten Fäden, der sich durch diese ganze Literatur hindurchzieht, ist die angebliche Rasseneinheit der Juden, ein zweiter ihre so oft behauptete soziale Minderwertigkeit. Was ihre Rasseneinheit angeht, so genügt ein einziger Blick auf die hier schon mehrfach erwähnte Kurventabelle auf S. 147, um zu sehen, daß diese Einheit nicht existiert. Sowenig als es eine indogermanische oder „arische" Rasse gibt, sowenig gibt es eine jüdische; es gibt auch keinen jüdischen Typus, sondern nur einen ganz allgemein orientalischen, an dem genau wie die Juden auch Griechen und Armenier und in geringerem Maße auch viele andere Vorderasiaten beteiligt sind. Die Juden treten, wie schon vorher gesagt ist, als ein Mischvolk in die Geschichte ein, und sie haben seither nie aufgehört, sich mit ihren jeweiligen Nachbarn und „Wirtsvölkern" zu vermischen. Ich habe nie verstanden, warum so viele Juden und gerade auch die meisten Autoren von Schriften zur Judenfrage das nicht begreifen und warum sie mit so zäher Hartnäckigkeit immer und immer wieder die Einheitlichkeit und absolute Rassenreinheit des „auserwählten Volkes" betonen. Wer Augen hat, brauchte sich doch wahrlich nur irgendwo einige Dutzend Juden anzusehen, um wahrzunehmen, wie viele ganz heterogene Typen, blonde und brünette, kurz- und langköpfige, breit- und schmalgesichtige, groß- und kleinnasige unter ihnen vertreten sind; vermutlich ist es der allgemein orientalische Zug, den wir so selten bei den Juden und auch bei den anderen Orientalen vermissen, der jene Autoren verleitet, sich einen einheitlichen jüdischen Typus zu suggerieren; diesen Kollegen kann ich nur raten, sich einmal an einer religiösen Feier in einer griechischen oder armenischen Kirche zu beteiligen und sich da die frommen Gläubigen gut anzusehen; sie werden erstaunt sein, wie viele „rein jüdische Typen" sie da sehen werden, ohne daß sich auch nur ein einziger wirklicher Jude in der ganzen Gesellschaft befindet. Unter den wenigen jüdischen Autoren, die ohne jedwede vorgefaßte Meinung nur an der Hand von offenkundigen Tatsachen der Fabel von der Einheitlichkeit des jüdischen Typus und von der Rassenreinheit der Juden an den Leib rücken, steht Maurice Fish-

Digitized by Google

berg mit seinem oben schon erwähnten Buche weitaus an erster Stelle. Diesem Buche gegenüber habe ich persönlich mich lange Zeit in einer etwas schiefen Lage befunden. Ich erhielt es vom Verlage zur Besprechung, fand es im allgemeinen ganz ausgezeichnet, konnte mich aber nicht zu einer Besprechung entschließen, weil ich die Ansichten des Verfassers über die russischen Juden mit den meinigen nicht zur Deckung bringen konnte. Ich hatte damals mit heißem Bemühen schon 1222 Juden gemessen und studiert, von denen beinahe die Hälfte Aschkenasim aus Ungarn, Polen und Rußland waren, und hielt mich für den besten Kenner der körperlichen Eigenschaften der Juden; so war ich voll Mißtrauen gegen das Buch von Fishberg, weil seine Angaben über die russischen Juden mit meinen Anschauungen nicht stimmten. Erst als ich 1914 und 1915 Gelegenheit hatte, russische Juden in New York kennenzulernen, sah ich, wie sehr Fishberg recht hatte und wie lückenhaft meine eigenen Kenntnisse gewesen waren. Meine russischen Juden in Wien waren eben durchwegs aus den westlichen Gouvernements gekommen, während die von Fishberg in New York gemessenen Juden zum größeren Teile aus den inneren Provinzen des asiatischen Rußlands sowie aus Sibirien stammten und buriätisches, kirgisisches sowie kalmückisches usw. Blut hatten. Überhaupt möge niemand sich einbilden, „die Juden“ zu kennen, wenn er nicht auch die russischen Juden kennt. Man braucht dazu nicht nach Sibirien zu reisen, es genügt, nach New York zu fahren, in welcher Stadt ja allein zweimal mehr Juden leben als im ganzen Deutschen Reich. Da kann man in aller Bequemlichkeit in wenigen Wochen mehr russische Juden studieren als auf einer monatelangen beschwerlichen Reise in Sibirien. Genau so, wie man in New York niemals in einer Untergrund- oder Straßenbahn fahren kann, ohne nicht mindestens einen oder zwei Fahrgäste zu sehen, die eine in hebräischen Lettern gedruckte jiddische Zeitung lesen, und wie es da ganze Straßenzüge gibt, in denen man überhaupt gar keine anderen als jiddische Zeitungen kaufen kann, so ist New York auch der allein richtige Ort, um die asiatischen Juden und die erstaunliche Menge von fremdem Blute kennenzulernen, das sie per fas (und vielleicht auch per nefas) in sich aufgenommen haben. Es genügt da schon, in der unmittelbaren Nähe der Columbia-University ein paar Dutzend Lebensmittelläden aufzusuchen, die sich da wohl in jedem fünften oder zehnten Hause befinden und fast ausnahmslos von jungen jüdischen Ehepaaren aus dem innersten Rußland betrieben werden, um eine Vorstellung von Rassenmischungen zu bekommen, von denen sich der harmlose Europäer bisher nichts träumen ließ. Ein kleiner Einkauf in einem solchen Laden

Digitized by Google

und ein paar freundliche Worte genügen schon, eine ungezwungene Unterhaltung anzubahnen, und man kann so im nächstbesten New Yorker Charcutierladen mehr lernen als aus einem dicken Bande über das jüdische Rassenproblem. Nebenher wird man sich in der Regel auch über die wirklich schönen und ästhetisch befriedigenden Typen freuen, die man da gelegentlich zu sehen bekommt. Wer aber auch eine Reise nach New York scheut, dem empfehle ich wenigstens das gründliche Studium des schon obenerwähnten Buches von Fishberg, der als Arzt mitten in einem Judenviertel wohnt und seine aus Sibirien stammenden rassenmäßig so stark gemischten Glaubensgenossen besser kennt als sonst irgend jemand.

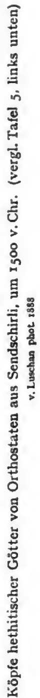
Nun weiß ich sehr wohl, daß es bei uns nicht wenige Juden gibt, die sonst sehr intelligent und durchaus vernünftig sind, die es aber als eine schwere persönliche Beleidigung betrachten, wenn man an der absoluten Rassenreinheit der Juden zweifelt. Ich kann mich in die Psyche dieser Juden völlig hineindenken und begreife, daß sie voll Entrüstung über die Leute sind, die ihnen einen schönen Traum zerstören wollen; dabei übersehen sie freilich vollkommen, daß nirgends in der Welt irgendwelche Kulturen anders entstanden sind als durch Rassenmischung und durch gegenseitigen Austausch von allerhand geistigen und anderen Errungenschaften, also durch Handel und Verkehr. Das gilt nicht nur für Deutschland und England, das gilt genau so gut auch für Ägypten und Babylonien, für das alte Peru und Mexiko, für Indien und Indonesien, ja auch für das tropische Afrika, von wo wir jetzt alte Kulturen kennen, die freilich anders sind als die unseren, die aber doch auch als Kulturen im strengsten Sinne des Wortes bezeichnet werden müssen.

An der Tatsache also, daß unter den Juden, wo immer sie leben, sich ein gewisser, oft überraschend großer Prozentsatz von Leuten findet, die mehr oder weniger stark an Typen aus ihrem „Wirtsvolk“ angenähert sind, ist ein Zweifel nicht möglich; das tritt ganz besonders stark bei den spanischen und an den russischen Juden hervor; wird aber auch an den englischen und deutschen Juden immer und immer wieder beobachtet; auch die Ursachen dieser Erscheinung liegen glatt zutage. Zunächst treten die Juden schon als Mischvolk in die Geschichte ein; die armenoïde Urbevölkerung, semitische Eroberer und blonde Langköpfe, die nur aus Nordeuropa stammen können, haben schon in der ältesten Zeit an ihrem Aufbau teilgehabt, so daß sie von vornherein mit einer sehr großen Variationsbreite, wie sie an homogenen Völkern niemals vorkommt, in die Erscheinung treten. Dazu kommt nun sowohl in der alten Heimat als erst recht in der Diaspora eine oft ganz instinktive und unbewußte Anlehnung an

Digitized by Google

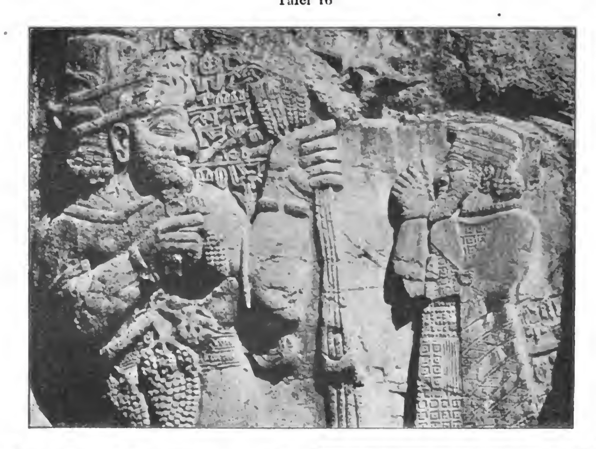





Köpfe hethitischer Götter von Orthostaten aus Sendschirli, um 1500 v. Chr. (vergl. Tafel 5, links unten)

v. Luschan phot. 1888

Digitized by Google







Oben: Hethitischer Gott der Fruchtbarkeit und anbetender König; Ausschnitt aus einem Relief bei Ibris
Unten links: König Barrekub von Ŝam'al (Sendschirli), um 730 v. Chr.; rechts: Frau (oder Mutter?) des Barrekub; v. Luschan phot. 1891

Digitized by Google

den Typus des Wirtsvolkes, die sich unter Umständen nur derart vollzieht, daß bei der Gattenwahl solche Personen bevorzugt werden, die sich innerhalb des eigenen Volkes dem Typus der Nachbarn nähern; daneben aber kommt es, durch Bekehrungen und auf mancherlei anderen Wegen, immer und immer wieder zu wirklicher Blutmischung mit den Nachbarn, so daß die prozentuale Zahl der dem Wirtsvolk in körperlichen und geistigen Beziehungen ähnlichen Juden ständig zunimmt. Rudolf Virchow, dem diese Tatsache selbstverständlich bekannt war, sagte einmal gesprächsweise zu Johannes Ranke, das sei „die reine Mimikry", wobei er zunächst nur an die Fälle dachte, in denen von Juden bei uns blonde und blauäugige Partner bei der Gattenwahl bevorzugt werden, eine Erscheinung, die an sich verständlich und rein menschlich ist, genau wie wir umgekehrt längst wissen, daß in England brünette und in Frankreich blonde junge Damen mehr Chancen haben, sich gut zu verheiraten und wie in England von den Haarkünstlern mehr dunkle und in Frankreich mehr helle Zöpfe und Perücken auf Lager gehalten und verkauft werden. Im übrigen braucht man nur in den kleinen Anzeigen unserer Tagesblätter durch einige Tage die Heiratsgesuche durchzusehen, um zu finden, wie geschätzt blonde und blauäugige Jüdinnen bei ihren Glaubensgenossen sind.

Soviel also zur angeblichen Rassenreinheit der Juden. In ähnlicher Weise müssen wir uns hier auch mit ihrer angeblichen sozialen Minderwertigkeit auseinandersetzen. Da stoßen wir sofort auf ihre bekannte „Geschäftstüchtigkeit"; es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Eigenschaft sehr vielen Juden in weit höherem Maße eigen ist als dem Durchschnitt ihrer christlichen Nachbarn; aber diese Eigenschaft kommt nicht etwa den Juden allein zu, sondern genau so auch anderen Orientalen, ganz besonders den Griechen und den Armeniern. Das erhellt schon daraus, daß im ganzen Orient in vorwiegend von Griechen oder Armeniern bewohnten Städten die Juden nur schwer oder niemals Fuß fassen können. Der Volkswitz drückt das in drastisch übertriebener Weise so aus, daß gesagt wird, auf sieben Juden ginge erst ein Grieche und auf sieben Griechen erst ein Armenier, was besagen soll, daß ein Armenier noch neunundvierzigmal so schlau und geschäftstüchtig sei als ein Jude. Geschäftstüchtigkeit ist nun an sich zweifellos eine sehr gute Eigenschaft — aber jedes Land hat bekanntlich die Juden, die es verdient, und es ist von vornherein ganz selbstverständlich, daß jahrhundertelang andauernde grausame Bedrückung den Charakter eines Volkes nicht gerade zu seinem Vorteile verändern kann. Aber es ist völlig unwissenschaftlich, vom „Charakter" der Juden zu sprechen, weil da naturgemäß oft reiner Zufall

Digitized by Google

und persönliche Zu- oder Abneigung eine große Rolle spielen und das Urteil trüben. Sehr viel richtiger ist es, die statistisch längst genau und einwandfrei festgestellte Kriminalität der Juden mit der ihrer jeweiligen Nachbarn zu vergleichen; da aber belehren uns die mächtigen Ziffernreihen der amtlichen Statistik, die leicht von jedermann studiert werden können, daß die Juden bei den verschiedenen Roheitsverbrechen, bei Mord, Totschlag usw., im Vergleiche zu ihren Nachbarn äußerst günstig abschneiden, dagegen ungünstig bei Betrug und Bankerott, bei Fälschung von Urkunden und Nahrungsmitteln, bei Wucher und habsüchtiger Täuschung. Die relative Häufigkeit dieser Vergehen und Verbrechen ist bei den deutschen Juden nahe an zweimal, bei den österreichischen fast dreimal so groß als bei ihren christlichen Nachbarn, und wird allgemein als ein todsicherer Beweis für die „offenkundige moralische Minderwertigkeit" der Juden aufgefaßt und von ihren Gegnern entsprechend ausgeschlachtet. Dabei wird ganz übersehen, daß diese Zahlen, so unanfechtbar sie scheinen, doch ganz trügerisch sind, weil die Juden von vornherein und erst recht durch ihre äußere Lage gedrängt, überwiegend Berufen angehören, die zu habsüchtiger Täuschung verführen. Der in Deutschland in den letzten Jahren wieder hochgekommene Radau- und Geschäfts-Antisemitismus pflegt dieses Verhältnis ganz zu übersehen, erklärt mit der für ihn bezeichnenden Übertreibung jeden Juden für einen wirklichen oder wenigstens potentiellen Betrüger und Wucherer und übersieht dabei vollkommen, wie viele in jeder Beziehung durchaus einwandfreie Juden es gibt und wie wertvoll ihr Anteil und ihre Mitarbeit an unseren öffentlichen Einrichtungen sowie an wohltätigen und gemeinnützigen Unternehmungen jedweder Art ist.*

* Ich würde es nicht für richtig halten, hier Beispiele aus Deutschland anzuführen, aber es ist vielleicht lehrreich, hier an englische Verhältnisse zu erinnern, etwa an die weitreichende Bedeutung von Disraeli-Beaconsfield und an die große Rolle, die gerade gegenwärtig wieder englische Juden im politischen Leben von England spielen; da sehen wir Lord Montagu als Staatssekretär für Indien und den früheren höchsten Richter Englands, Sir Rufus Isaacs, jetzt Earl Reading, beide mit der schwierigen Aufgabe betraut, einen Ausgleich zwischen den Bestrebungen der unzufriedenen Inder mit den vitalsten Interessen des englischen Mutterlandes zu versuchen, und wir finden Sir Herbert Samuel als Oberkommissär für Palästina mit all den unendlich schwierigen Problemen beschäftigt, die sich im nahen Osten und auf dem Landwege nach Indien aus dem Nebeneinander von Arabern, Juden und Türken ergeben. Ebenso ist es angebracht, hier an den großen Prozentsatz von ostjüdischen Namen zu erinnern, die sich in den Listen der englischen Bischöfe und der berühmtesten Kanzelredner der Hochkirche befinden. *Sub specie aeternitatis* kann man ja über die wirkliche Moral der englischen Politik vielleicht zweierlei Meinung sein, aber man wird niemals in Abrede stellen können, daß viele englische Juden zur Weltgeltung ihres Wirtsvolkes sehr wesentlich

Digitized by Google

Nun entspricht es sicher nicht ganz dem modernen Kulturideal, daß wir ständig in Gefahr sind, von einzelnen unserer Mitbürger, Christen und Juden, übervorteilt, bestohlen und betrogen zu werden; das ist zweifellos ein unangenehmer, unerfreulicher und direkt widerwärtiger Zustand, aber es erscheint mir töricht, dafür den einzelnen Dieb, Betrüger, Schieber und Wucherer verantwortlich zu machen: die Schuld liegt vielmehr ganz ausschließlich an unserer in unerhörter Weise veralteten und rückständigen Gesetzgebung, die es ja doch auch zuläßt, daß sogar typische Gewohnheitsverbrecher zwanzig- und dreißigmal und, wenn sie lange genug leben, auch fünfzigmal wegen derselben Art von Delikten zu kurzen Freiheitsstrafen verurteilt werden können und dann immer wieder von neuem auf die Gesellschaft losgelassen werden. Unser gegenwärtiges Strafrecht läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß man den Gewohnheitsverbrecher, anstatt ihn dauernd in einer milden Anstalt zu isolieren, de facto eigentlich zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, ihn aber nach einigen Monaten oder Jahren „beurlaubt", nur damit er immer wieder neue Attentate gegen die Gesellschaft verüben und sich fortpflanzen kann. Auch daß er dabei immer einen großen Apparat von Polizisten, Kriminalbeamten, Richtern, Staatsanwälten, Schreibern und Verteidigern in Bewegung setzt, belastet unsere Wirtschaft auf das empfindlichste. Ich habe diese Verhältnisse seit Jahren öffentlich beleuchtet und werde nicht müde, sie auch in meinen Universitätsvorlesungen ausführlich zu erörtern und eine möglichst radikale Änderung unseres Strafrechtes zu fordern; aber inzwischen scheint es mir unendlich töricht, den einzelnen Delinquenten *als solchen* dafür verantwortlich zu machen, daß unser Strafrecht mit seinen noch aus der Zeit von Hamurrabbi stammenden Begriffen von Schuld und Sühne so rückständig ist und daß viele von ihnen es so gut verstehen, durch seine nur allzuweiten Maschen zu schlüpfen. Gewiß ist im kleinen jeder Wucherer und Betrüger sozial genau so minderwertig, als im großen der gewohnheitsmäßige Schwerverbrecher, aber es ist Sache der Gesetzgebung, da für radikale Besserung zu sorgen. Es ist ein billiges Vergnügen, auf der Bierbank über die stete Zunahme der Verbrechen zu schimpfen, doch übersieht man dabei, daß jeder Staat es in der Hand hat, durch eine vernünftige Gesetzgebung seine Bürger vor solchen minderwertigen, asozialen und antisozialen Elementen dauernd zu schützen. Schon gibt es einzelne Juristen, die das einsehen, und schon gibt es bescheidene Anfänge zur Besserung.

beigetragen haben — genau wie es offenkundig zutage liegt, daß der Verfall von Spanien und Portugal wenigstens zeitlich mit der Austreibung ihrer Juden zusammenfällt.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der Juristen freilich steht noch immer auf dem alten Standpunkte des *jus talionis* und läßt erklären, daß meine Forderungen weit über das Ziel hinausschießen. Eigentlich sollte freilich das wirkliche Ziel der menschlichen Gesellschaft noch sehr viel weiter gesteckt werden, und wir sollten nicht bloß nach Recht, sondern nach Güte streben, aber für die nächsten Jahrhunderte (und vielleicht Jahrtausende) könnten wir uns schon auch mit dem Recht zufrieden geben, freilich mit einem wirklichen Recht und nicht mit dem, das zur Zeit noch an den juristischen Fakultäten der ganzen Welt gelehrt wird und auf das unsere Gesetzgeber und unsere Beamten so stolz sind.

Die fast zahllosen Fragen, die mit der sozialen Stellung der Juden verknüpft sind, brauchen hier nicht erwähnt zu werden, da sie in den oben (S. 165) erwähnten Büchern ausführlich und mit viel Sachkenntnis behandelt sind. Nur zu dem Kapitel der jüdisch-christlichen Mischehen seien noch einige wenige Worte gesagt. Es gibt Autoren, welche solche Ehen perhorreszieren und direkt als Blutschande bezeichnen; das gehört zu den Fragen des Geschmackes, über die bekanntlich nicht zu streiten ist; nur auf eine sehr lehrreiche Entgleisung eines älteren Autors sei hier hingewiesen. Dieser sonst sicher sehr gelehrte Mann vertritt den Standpunkt, daß die biologische Disparität zwischen Christen und Juden zwar nicht ganz so groß sei, als etwa die zwischen Menschen und Ziegen, daß sie aber doch schon deshalb recht bedeutend sein müsse, weil solche ††† Mischehen unterfrüchtig blieben. Maultiere und Maulesel seien überhaupt steril, und ebenso seien Ehen zwischen Juden und Christen durch eine auffallende Minderzahl an Kindern ausgezeichnet. Wir Anderen haben freilich bisher angenommen, daß solche Ehen gerade durch besonderen Kinderreichtum ausgezeichnet seien, aber unser Autor beweist uns durch Vorlage einer amtlichen Statistik aus 17 Städten, daß unsere Annahme ganz verfehlt ist; er hat allerdings für seine Untersuchung nur solche Kleinstädte herangezogen, in denen Mischehen überhaupt erst seit wenigen Jahren vorkommen und in denen daher die volle Kinderzahl noch nicht annähernd erreicht sein konnte, und hat klüglich vermieden, die Mischehen etwa von Berlin oder Budapest, London, Mailand, Paris oder Wien für seine Erhebung heranzuholen; das lehrt, daß auch die beste Statistik zur feilen Dirne werden kann und erinnert an das alte Scherzwort, es gäbe drei Arten von Lügen, gemeine Lügen, Notlügen und — Statistik.

Inzwischen ist zum nicht geringen Kummer sowohl der orthodoxen Juden als der stammesbewußten „Arier“ die Anzahl der christlich-

Digitized by Google

jüdischen Mischehen in ganz Europa und auch in den Vereinigten Staaten in steter Zunahme begriffen, so daß es sich schon lohnt, ernsthaft über dieses Problem nachzudenken. Da muß zunächst an das Schicksal unserer großstädtischen Familien gedacht werden, die, wie bereits mehrfach nachgewiesen wurde, fast ausnahmslos im Laufe von wenigen Generationen aussterben; dabei hat man meist die Vorstellung, daß dieser dauernde Verlust an Menschenleben, aber auch an Kultur und Bildung durch den nie versiegenden Zustrom vom flachen Lande mehr als wettgemacht würde. Genau wie das Meer endlose Wassermassen durch Verdunstung verliert, aber ebenso ununterbrochen durch den Regen, aus Millionen von Quellen und aus allen Bächen, Flüssen und Strömen wieder zugeführt erhält, ebenso denkt man sich das flache Land als den unerschöpflichen Jungbrunnen für die an ihren Lastern und an ihrer unnatürlichen Lebensweise aussterbenden Großstädter. Aber diese Rechnung stimmt nicht. Eine gewisse Anzahl von Generationen hindurch kann freilich das flache Land alle die Existenzen ersetzen, die vom erbarmungslosen Strudel der Großstadt erfaßt, zerrieben und vernichtet werden. Ein solcher Prozeß kann aber nicht ungezählte Generationen hindurch mit derselben Naturnotwendigkeit andauern wie der ewige Kreislauf des Wassers; zunächst wandern freilich immer wieder junge Leute vom Dorf in die Kleinstadt, aus dieser in die Provinzstadt und aus dieser in die Großstadt. Aber dieser Nachwuchs wird früher oder später an Quantität abnehmen und erst recht an Qualität, weil es naturgemäß immer die besten, energischsten, intelligentesten und auch sonst tüchtigsten Elemente sind, die, den heimischen Boden verlassend, der Großstadt entgegenwandern. So kann das flache Land einen solchen Aderlaß auf die Dauer nicht vertragen, einfach weil es den Verlust seiner Besten nicht durch einen gleichwertigen Ersatz wettmachen kann. Ähnlich verhält es sich mit den Juden; auch bei diesen sehen wir einen ununterbrochenen Strom, der sich vom Osten nach dem Westen ergießt und dort wie in einer Sandwüste verschwindet. Niemand aber kann heute sagen, wie lange noch der russische Osten einen solchen Strom wird liefern können; auch dieser Nachwuchs muß naturgemäß immer dürftiger werden und an Quantität und Qualität ahnehmen, bis auch er genau so versiegt, wie der Strom der Europäer in die Großstädte.

Zu einer diametral entgegengesetzten Anschauung ist kürzlich ein anderer Autor gelangt, der in der neuesten zionistischen Literatur die Angabe entdeckt hatte, daß die Anzahl der auf der Erde lebenden Juden in den letzten 15 Jahren von $7^1/_2$ auf 15 Millionen gestiegen sei. Ich bin selbst nicht entfernt in der Lage, diese Angabe irgendwie nachprüfen zu

Digitized by Google

können, aber ich halte es mit jenem Autor für nicht ganz unmöglich, daß wirklich die Zahl der Juden sich in dieser Zeit, oder sagen wir vorsichtiger in den letzten 20 Jahren, verdoppelt habe; jener nahm aber weiter an, daß eine solche Verdopplung zur Regel wird; so würde man für das Jahr 2000 schon rund 240 Millionen Juden ansetzen können und für 2060 bereits 1920 Millionen, also rund 2 Milliarden, während die Kopfzahl der gesamten Menschheit heute auf rund 1½ Milliarde geschätzt wird. Mit anderen Worten, meinte jener dann, hieße das, daß in etwa 140 Jahren nur mehr Juden auf der Erde leben würden und höchstens noch ein paar Millionen halbverhungerte Neger und Chinesen. Das ist nun in der Tat ein unvergleichlicher Stoff für einen antisemitischen Schauerroman, für den ich auch gleich noch den Titel zur Verfügung stellen will: „Der letzte Arier", wobei dem Autor noch die Wahl bliebe, ob er seinen Helden etwa auf einer Luftfahrt nach dem Monde heroisch untergehen oder ihn als Opfer des letzten, den Ariern noch verbliebenen Berufes, als Kesselheizer, im roten Meer verschmachten lassen will. Mit dieser „Rechnung" verhält es sich natürlich nicht anders als mit all den vielen anderen ähnlichen, bei denen man Theorie und Praxis, Möglichkeiten und Tatsachen verwechselt und vermischt. So hat man berechnet, daß die Nachkommen eines einzigen Fliegenpaares in fünfhundert Jahren einen Raum ausfüllen würden, so groß wie Berlin und zehn Meter hoch, und man kann ebenso leicht „berechnen", daß, weil jeder einzelne Mensch 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern und dann 16, 32, 64, 128 usw. Ahnen habe, die Anzahl seiner Ahnen vor rund sechs Jahrtausenden, also etwa zur Zeit des Anfangs der Geschichte, d. i. von rund 200 Generationen genau 2^{200}, also weit mehr Ahnen gehabt haben müsse, als jemals auf der ganzen Erde Platz haben konnten; und das wären die Ahnen eines einzigen Menschen, eines von den rund 1½ Milliarden, die heute auf der Erde leben, so daß die Gesamtzahl der Ahnen der heutigen Menschheit noch auf das 1½ Milliardenfache zu vergrößern wäre. Solcher Art sind nun auch die Spekulationen über die Zukunft der Juden; wir werden vorsichtiger sein müssen und uns lieber an biologische Tatsachen halten, als in müßige Spielereien einlassen. Da ergibt sich, daß wir in Mitteleuropa zur Zeit einige Millionen jüdische Nachbarn haben, mit denen wir auf Gedeih und Verderb verbunden sind, Nachbarn, die auf eine alte Kultur zurückblicken können, Nachbarn, denen es im Laufe ihrer mehrtausendjährigen Geschichte manchmal schlimm genug ergangen ist, die uns aber auch nicht immer auf das freundlichste behandelt haben, die aber im allgemeinen mit uns in fast idealer Symbiose leben, in der beide Teile sicher nicht

Digitized by Google

schlecht fahren, wobei ich nur auf England verweisen möchte, das viele seiner besten und verdientesten Staatsmänner aus jüdischen Kreisen erwählt hat, genau wie schon Karl der Große einen Juden als Gesandten zu Harun al Raschid schickte, der damals mächtigste Fürst des Westens zu dem größten Herrscher des Ostens.

Wie sich diese Symbiose künftighin im einzeln gestalten wird, wäre töricht, voraussagen zu wollen. Persönlich halte ich eine völlige Verschmelzung und ein restloses Ineinanderaufgehen von Christen und Juden nicht für ganz ausgeschlossen. Jedenfalls glaube ich nicht, daß die beiden Bewegungen, die gegenwärtig mehr als je einer vernünftigen und beiden Teilen nützlichen Symbiose entgegenarbeiten, der Zionismus und der Antisemitismus, auf die Dauer von wesentlicher Bedeutung sein werden. Auf den *Zionismus* möchte ich hier nicht näher eingehen; ich selbst stehe ihm ganz kühl gegenüber; augenblicklich scheint es mir sehr aussichtslos, aber es bleibt abzuwarten, wie er sich entwickeln wird, wenn einmal England und erst recht Amerika aufhören werden, sich seiner für ihre weltpolitischen Zwecke zu bedienen. Ich bin mit vielen Führern der Bewegung befreundet und bin voll aufrichtiger Hochachtung auch für die anderen Führer, deren Enthusiasmus und deren zielbewußte Arbeit ich durchaus anerkenne, aber ich glaube nicht an die große Zukunft, die Viele der jüdischen Staatengründung in Palästina in Aussicht stellen. Dazu ist das Land schon an und für sich zu klein und, trotz all der begeisterten Schilderungen seiner Fruchtbarkeit usw., zu arm; auch werden die Beziehungen zu den eingeborenen Mohammedanern zum mindesten immer sehr schwierig bleiben; ebenso ist mit großer Sicherheit darauf zu rechnen, daß zwar für viele aus traurigen Verhältnissen kommenden Ostjuden Palästina besonders dank der in so reichem Maße von ihren westlichen Glaubensgenossen gespendeten Geldmittel als ein irdisches Paradies erscheinen mag, daß aber ein sehr großer Teil der Westjuden den Gedanken an eine Rücksiedlung nach Palästina weit von sich weisen werden. So wird man den Zionismus zwar gerne als eine im allergrößten Stile durchgeführte Wohltätigkeitsaktion für die bedrängten Ostjuden würdigen, aber ihm kaum eine große welthistorische Bedeutung zuschreiben können.

Auch die zweite der obenerwähnten Bewegungen, der *Antisemitismus*, braucht hier nicht ausführlich behandelt zu werden; er ist noch sehr viel interolanter als der Zionismus, aber läuft in seinen Zielen und Wegen vielfach mit ihm parallel. Für alle Einzelheiten kann hier auf die Literatur und auf die Tagespresse verwiesen werden. Nur über das Hakenkreuz 卐 das jetzt als „arisches“ oder germanisches, d. h. in diesem Sinne also anti-

Digitized by Google

semitisches Symbol in der Mode ist, muß hier kurz gesprochen werden. Die Wahl dieses Symbols geht auf die ganz absurde und reinweg aus der Luft gegriffene Annahme zurück, man hätte in Indien ein 卐-förmiges Gerät zur Gewinnung des heiligen Feuers benützt. Der unschuldige Mittler ist da vermutlich unser guter Schliemann gewesen, der, ehe Rudolf Virchow ihn für Berlin gewann, geistig ganz nach Paris orientiert gewesen war. Dort in Paris lernte Schliemann einen sehr üblen Orientalisten kennen, Emile Burnouf, der, 1821 geboren, damals, vor etwa einem halben Jahrhundert, eine gewisse Rolle spielte; er war ein Neffe von Jean Louis Burnouf, der als bester Kenner von Tacitus und Plinius mit Recht hochgeehrt gewesen war, und ein Vetter von Eugen Burnouf, der vor etwa 60 oder 70 Jahren in Paris als große Autorität für den indischen Buddhismus galt, sich auch um die Herausgabe des Vendidadsade verdient gemacht hatte und als Lehrer von Max Müller und von Goldziher auch von uns in dankbarer Erinnerung gehalten zu werden verdient. Nur sein Vetter Emile Burnouf scheint aus der Art geschlagen und ein arg phantastischer Kunde gewesen zu sein. Er war eine Zeitlang Direktor der französischen Schule in Athen und beschäftigte sich als Dilettant mit Sanskrit, mit vergleichender Religionswissenschaft und mit hundert anderen Dingen. Ausgesucht an diesen ganz üblen Dilettanten kam nun Schliemann mit der Frage, was das Hakenkreuz zu bedeuten habe, das sich zu vielen Hunderten auf seinen trojanischen Spinnwirteln finde. Ein anderer hätte wohl geantwortet, daß er das nicht wisse, Emile Burnouf aber schoß sofort mit dem albernsten Märchen los, das je einer ausgeheckt hatte, und erklärte dem harmlosen Schliemann, die alten Arier hätten ein hakenkreuzförmiges Gestell als weiblichen Bestandteil des Bohrers gehabt, mit dem sie das heilige Feuer entzündeten. Das ist nun sicher reines Blech, aber bekanntlich ist nichts so dumm, als daß nicht irgendwelche Leute darauf hereinfallen. Auch Schliemann ließ sich verleiten, diesen Gedanken in sein Buch „Ilios“ aufzunehmen und dabei einen langen Passus aus Emile Burnoufs Buch „La science des religions“ abzudrucken. Das 卐 „stelle die beiden Stücke Holz vor, die man zur Erzeugung des heiligen Feuers vor den Opferaltären kreuzweis übereinander legte und deren Enden rechtwinklig herumgebogen und mit vier Nägeln befestigt wurden, so daß man dieses hölzerne Gestell nicht verrücken konnte. An der Stelle, wo die beiden Holzstücke verbunden wurden, war ein kleines Loch, in welchem ein drittes speerförmiges Stück Holz ‚*pramantha*‘ vermittels eines Strickes aus Kuhhaaren und Hanf so lange in Rotation versetzt wurde, bis sich durch die Reibung das Feuer

Digitized by Google

entzündete; dann brachte man dasselbe auf den daneben stehenden Altar, wo der Priester das heilige *soma*, den Saft des Lebensbaumes, darüber goß und es mit gereinigter Butter, Holz und Stroh zu einer großen Flamme anfachte“.

Inwieweit das Wort *pramantha* für den Feuerbohrer wirklich mit Prometheus zusammenhängt, braucht hier nicht untersucht zu werden; aber es trifft ganz selbstverständlich zu, daß schon die alten Inder genau ebenso den Feuerbohrer gekannt haben, wie wir ihn bei allen primitiven Völkern über die ganze Erde zerstreut vorfinden, wo er meist aus zwei einfachen drehrunden Stäbchen besteht, von denen das eine flach auf dem Boden liegt und mit den Füßen festgehalten wird, während das andere senkrecht darauf mit den Händen, da und dort auch mittels einer Schnur, hin und her gequirlt wird. Über irgendeine besondere Ausstattung des Feuerbohrers im alten Indien sind wir nicht unterrichtet. Wo sich in unserer Literatur Angaben über eine solche finden, dürften sie wohl alle auf Emile Burnouf zurückgehen und überwiegend erst durch das Buch von Schliemann in Deutschland bekanntgeworden sein. Vor etwa zehn Jahren hat dann in Leipzig ein betriebsamer und gesinnungstüchtiger Geschäftsmann Klebemarken in den Handel gebracht mit einem großen Hakenkreuz und der sinnigen Beschriftung „Arierblut höchstes Gut“. Während des Krieges schien dann dieser ganze Unfug eingeschlafen und vergessen, bis er in den letzten Jahren wieder neu aufflammte und gerade jetzt wieder die abenteuerlichsten Blüten treibt.

Inzwischen hat 1916 (Z. f. E. Bd. 48 S. 364ff.) Emile Burnouf noch zwei Nachfolger, Loewenthal und Mattlatzki, gefunden, die ihn an ausschweifender Phantasie noch weit übertreffen. Während Burnouf das Hakenkreuz wenigstens auf dem unteren (weiblichen) Teil seines Feuerbohrers angebracht sein ließ, haben jene Herren es in der Art eines Schwungrades auf dem stabförmigen Quirl (also dem männlichen Teile) befestigt sein lassen und sich dabei sogar eine große, gänzlich aus der Luft gegriffene, den Unkundigen trotzdem irreführende Abbildung geleistet. Sie stützen sich dabei auf eine von Déchelette veröffentlichte, schon an sich höchst problematische Skizze, die einen Estrébel-Bohrer zeigt, bei dem das sonst bei derartigen Drillbohrern manchmal übliche dicke Schwungrad durch zwei über Kreuz gelegte Brettchen ersetzt ist. Man kann gegen einen solchen Unfug nicht energisch genug protestieren.

Bei alledem ist die wahre Herkunft des Hakenkreuzes noch nicht mit Sicherheit bekannt. Vermutlich ist es in verschiedenen seiner Verbreitungsgebiete unabhängig und auf ganz verschiedene Art entstanden. Im vor-

Digitized by Google

geschichtlichen Europa ist es überaus selten, in Australien und Oceanien fehlt es wohl ganz; recht selten ist es auch in Afrika, von wo es nur von den Gewichten der Aschanti und als ein ab und zu auftauchendes Ornament bekannt ist; auch in Amerika scheint es ursprünglich auf einige Stämme am Colorado und auf mehrere Pueblo-Dörfer beschränkt. Sehr viel häufiger ist es im Bereich der alten Mittelmeerkulturen; weitaus am verbreitesten ist es in Ostasien; in China ist es Zahlzeichen für 10000 und auch Glückszeichen; in Japan ist es in mannigfachen Varianten, rechts- und linksläufig, in einen Kreis eingeschrieben auch zum heraldischen Emblem mehrerer alter Kriegerfamilien* geworden und erscheint, wie in China und den südostasiatischen Ländern, an Hunderttausenden von Kultgegenständen aller Art. Die neuere Literatur** bemüht sich trotzdem, die Herkunft des Hakenkreuzes in den germanischen Norden zu verlegen; das ist von vornherein nicht übermäßig wahrscheinlich, darf aber bei dem augenblicklichen Stande unseres Wissens nicht etwa *a limine* abgelehnt werden; man könnte sich ja leicht vorstellen, daß es aus Nordeuropa schon früh nach Indien und von dort, mit dem Buddhismus, nach Ostasien gelangt, jene wunderbare Verbreitung gefunden hat, die uns im Kultus, in der Kunst und im Kunsthandwerk des fernen Ostens so überwältigend entgegentritt. Wenn jetzt aber gesagt und immer wieder von neuem gedruckt wird, daß die Deutschen „als Nachfahren der Germanen ein unbestrittenes Recht auf das Hakenkreuz" hätten, so kann das als eine naive und kindische Entgleisung abgelehnt werden. Viele gebildete Menschen bei uns und anderswo hatten das Hakenkreuz als ein ehrwürdiges und schönes Symbol geschätzt und auch als Hausmarke usw. gewählt, lange ehe sich die Antisemiten seiner bemächtigt haben. Jetzt müssen wir auf den Gebrauch dieses Symbols verzichten, wenn wir bei der unwissenden Masse nicht in den Verdacht des Antisemitismus kommen wollen, was nicht jedermann gleichgültig sein kann. So würden manche es mit großer Freude begrüßen, wenn nun die Juden ihrerseits anfingen, Schmuckstücke u. dergl. mit dem Hakenkreuz zu tragen und so der Verwendung eines auch ästhetisch so anmutigen Symbols zu einer kindischen Demonstration die Spitze abbrechen würden.

* Vgl. die Zeichnungen nach japanischen Stichblättern (*tsuba*) auf dem Einbanddeckel.

** Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz (Bd. I der „Vorzeit"), Leipzig, Kabitzsch, 1921; Th. Bieder, Das Hakenkreuz, Leipzig und Berlin, Weicher, 1921; L. Wilser, Das Hakenkreuz, Leipzig, Hammer-Verlag. Einige ältere Literatur siehe in meiner Schrift: Zusammenhänge und Konvergenz, Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges., Bd. 48, 1918, S. 36ff. ad vocem Hakenkreuz.

* * *

Digitized by Google

Im vorstehenden sind mit den Basken, Magyaren und Juden die wichtigsten Gruppen von Europäern mit nicht indoeuropäischen Sprachen erwähnt worden. Der Vollständigkeit wegen ist aber noch anzuführen, daß einzelne Autoren für den Westen von Europa auch eine alte Eskimoähnliche Bevölkerung annehmen, von der sich einzelne Reste noch bis in unsere Zeit erhalten hätten. Es ist bekannt, daß es in früher prähistorischer Zeit besonders in Frankreich eine sehr eigenartige Kultur gegeben hat, die wie auf das Rentier „aufgebaut" ist, so daß die Prähistoriker von einer besonderen Ren-Periode sprechen. Diese Kultur scheint nach den Funden mit der der heutigen nordischen Rentiernomaden verwandt zu sein, und so läge es nahe, anzunehmen, daß alte Verwandte dieser Nomaden früher auch einmal in Frankreich und Westdeutschland gelebt haben, besonders wenn man annimmt, daß damals auch das Klima dieser Länder ein hochnordisches gewesen ist.

Für das Fortleben von Eskimo-Elementen, besonders in einigen westlichen Küstenbezirken von Großbritannien und Irland, hat sich kürzlich der neue Keltist der Berliner Universität eingesetzt, Pokorny; doch scheint mir vom Standpunkte der vergleichenden Rassenanatomie die dabei von ihm geübte Vorsicht sehr gerechtfertigt. Auch was da bisher von seiten der Völkerkunde an Übereinstimmungen in der materiellen Kultur beigebracht werden kann, ist nicht überzeugend; das gilt besonders von dem Vergleiche des Kajak der Eskimo mit dem heutigen *coracle* einiger keltischer Fischer. Das Kajak ist das idealste Fischerboot, das man sich nur irgend vorstellen kann, leicht und zierlich, aus pergamentähnlicher Seehundshaut hergestellt und durch ein System von dünnen Knochenstäbchen so versteift, wie etwa ein ausgespannter Regenschirm; das Ganze ist in allen Einzelheiten so vollendet schön, daß man es gleichzeitig mit einem kunstvollen alten Pergamentband und mit einem modernen Auto oder einem Motorboot vergleichen könnte. Hingegen ist das *coracle* ein plumpes Weidengeflecht, etwa von der Form und Größe eines Strandkorbes, außen mit geteerter Leinwand überzogen und trotz seines etwas größeren Gewichtes ebenso wie das Kajak imstande, einen einzelnen Mann zu tragen und von ihm getragen zu werden. Aber beide Typen verhalten sich untereinander etwa wie der zusammengesetzte Turkbogen zum einfachen Schießbogen der Naturvölker oder wie eine Gazelle zu einem Nilpferd. Trotzdem nimmt Pokorny eine ursprüngliche Verwandtschaft an und erklärt den krassen Unterschied damit, daß auch das Kajak ursprünglich ein ganz rohes und schwerfällig-plumpes Fahrzeug gewesen sei, das sich aber im Laufe von Jahrtausenden zu seiner jetzigen Vollendung ent-

Digitized by Google

wickelt habe, während das *coracle* in dieser selben langen Zeit unverändert geblieben sei, weil inzwischen in Europa andere sehr viel bessere Bootstypen aufkamen, so daß keinerlei Notwendigkeit mehr vorlag, das *coracle* weiterzuentwickeln und zu verbessern.

Ganz anders läge diese Frage, wenn es gelänge, in den Sprachen und Dialekten der heutigen Kelten Reste von nicht indogermanischen, etwa von Eskimoelementen, nachzuweisen. Ganz ähnlich, wie oben S. 160 für die Basken gesagt, bilden zwar auch die Kelten eine sprachlich gut in sich geschlossene Gruppe,* aber sie gehen somatisch so weit auseinander, daß man mit Notwendigkeit unter ihnen zwischen wirklichen Kelten und sprachlich „keltisierten“ Elementen ganz anderer Herkunft unterscheiden muß. Manches scheint dafür zu sprechen, daß die alten Kelten besonders typische Nordeuropäer waren, groß, langköpfig, blond und blauäugig, kühn und unternehmend, übermütig und kriegslustig. Aber es gibt Autoren, welche nur extreme Kurzköpfe von alpinem Typus als echte Kelten anerkennen wollen. Eine ganz einwandfreie Entscheidung nach der einen oder anderen Seite ist bisher noch nicht zu treffen, hauptsächlich wegen der großen Seltenheit gut beglaubigter Schädel aus alten Gräbern im keltischen Sprachgebiet. Für diese Seltenheit ist aber diesmal nicht nur

* Als Probe für einen keltischen Dialekt gebe ich hier nach einer Skizze von Sir Harry Johnston über Irland die folgenden Zeilen:

Mamhuirnin	sprich:	Mawurnin (Oh mein Liebling! — Mavourneen).
A Mathair	„	A woher (Oh Mutter!).
Lamh	„	Lov (die Hand).
Leabhar	„	Lüar (ein Buch).
Taidhbhse	„	Taivshe (ein Geist).
Oidhche	„	Ihye (Nacht).
Maolmhuire	„	Mwilre (der Eigenname Miles).
Foghmhar	„	fowar (Herbst).
Bliabhain	„	blian (Korn).
Fearabhail	„	farul (männlich).
Droichead-atha	„	Droida (Drogheda, Brücke über einen Fjord).
A Mhaire!	„	A Worre! (O Maria!).
A Mhuire!	„	A Wirra! (O gesegnete Maria! Das familiäre „Wirra Wirra“!).

und weiter:

Geschrieben: An tathair ua Gramhnaigh. Ni deacair a mheas gur
Gesprochen: N tahir o grauni. Nhi dyakir a vaes gurr

Geschrieben: cruaidh ar fhior-Ghaedheal an t'ainm sin thuas do
Gesprochen: krui er ior yeol n ttaenyim shin huas ddo

Geschrieben: luadh na do chloisint gan tocht na sgornach agus gan
Gesprochen: lua no ddö χleshnt gan toχt na skornaχ ogos gan

Geschrieben: deor do shileadh
Gesprochen: dor ddõ hilyu

Digitized by Google

die uns heute ganz unverständlich erscheinende Gleichgültigkeit verantwortlich, mit der die menschlichen Überreste bei älteren Ausgrabungen behandelt wurden,* sondern ebensosehr auch die in prähistorischer Zeit leider so weitverbreitet gewesene Leichenverbrennung.

Die keltische Sprache ist jetzt nur mehr in der französischen Kleinbretagne erhalten, in Teilen von Schottland und Wales, auf der Insel Man und in Irland. Wohin Kelten sonst gekommen waren, da ist ihre Sprache unter römischem und germanischem Einflusse verschwunden, aber die alten Schriftsteller und auch die zahllosen, auf Inschriftsteinen erhaltenen Namen legen monumentales Zeugnis ab von ihrer einstigen Verbreitung. Ursprünglich waren die Kelten wohl in Gallien und Britannien seßhaft, aber Herodot und Aristoteles rechnen auch Spanien zu „Keltika". Bald nach 600 v. Chr. beginnt eine großzügige Auswanderung nach Oberitalien, und als die Römer um 400 v. Chr. anfingen, sich diesem alles zu überfluten drohenden Strome zu widersetzen, wendet sich die Bewegung nach Osten, nach Pannonien und Norikum, so daß Westungarn, Slavonien, Kroatien, Serbien, Bosnien, Krain, Kärnten und Steiermark von ihr überrannt wurden, auch Niederösterreich, dessen Hauptstadt Wien bei den Alten unter der keltischen Bezeichnung Vindobona bekannt ist. So finden wir Kelten am Rhein und in den Alpenländern, vom Bodensee bis nach Ungarn und Serbien; um 280 v. Chr. tauchen sie in Kleinasien auf und wenige Jahre später als Söldner in Karthago. Daß die Namen Kelten, Gallier und Galater sprachlich zusammengehören, scheint gesichert, und es ist nicht ganz unmöglich, daß auch der Name der Kurden in diesen Kreis gehört.

Überall sind die Kelten bedeutsame Kulturträger gewesen, große Teile von Westeuropa wurden schon früh von Irland aus christianisiert, ebenso wie wir auch sonst voll Bewunderung für die vor- und frühgeschichtliche Kunst der Irländer sind, besonders für ihre schönen Waffen und ihren unvergleichlichen Schmuck, von denen die großen Museen in London und Dublin sowie in einigen amerikanischen Städten Zeugnis ablegen. In der Schule freilich haben wenigstens wir Älteren von alledem nichts gelernt; da wurden uns die Irländer nur als trunksüchtige Barbaren geschildert, wie sie, durch die englische Brille gesehen, auch heute noch in unseren Konversationslexicis und ähnlichen Nachschlagebüchern erscheinen. Selbst daß es in den Vereinigten Staaten von Amerika mehr als dreimal soviel Irländer gibt als in Irland, ist bei uns nicht allgemein bekannt, und ebenso denken nur wenige Europäer darüber nach, ein wie

* Siehe hier S. 134 u. 136.

Digitized by Google

außerordentlich wertvolles Menschenmaterial Amerika der irischen Auswanderung verdankt.

* * *

Manche Autoren stellen neben den großen Gruppen der Nordeuropäer, der Mittelmeervölker, der Alpinen und der Slaven noch eine besondere

dinarische Rasse

auf. Diese ist aber so unsicher umschrieben, daß es mir nicht richtig erschiene, sie in diesem für einen größeren Kreis von nicht speziell anthropologisch vorgebildeten Lesern bestimmten Buche näher zu besprechen. Ebenso muß ich hier auf die Behandlung der Pelasger, Illyrier, Leleger usw. verzichten, so interessant auch die mit diesen Namen verknüpften Theorien und Hypothesen sind.

Hingegen ist es wichtig, auch hier die Beeinflussungen zu erwähnen, die Westeuropa durch Afrika erfahren hat. Von Hannibals Einfällen in Spanien haben wir schon in der Schule gelernt, und ebenso ist es Gegenstand auch des primitivsten Schulunterrichts, daß Hannibal 218 v. Chr mit mehr als 100000 Mann über Spanien und Südfrankreich nach Italien zog, aber man denkt dabei meist nicht darüber nach, daß dieser massenhafte Einfall von Berbern in Europa zweifellos schon Vorläufer auch in prähistorischer Zeit gehabt hat, ebenso wie auch 429 n. Chr. der große Einfall der Vandalen in Afrika nicht der erste seiner Art gewesen ist, so daß wechselseitige Beziehungen zwischen den beiden Seiten der Meerenge von Gibraltar von jeher eine naheliegende und eigentlich ganz selbstverständliche Erscheinung waren. In diesem Sinne ist denn auch die mehr als fünf Jahrhunderte dauernde Herrschaft der Araber, oder richtiger gesagt, der arabisierten und islamisierten Berber in Spanien nur eine besonders lang dauernde Episode in den durch die geographische Lage bedingten Beziehungen zwischen den beiden Ufern der Meerenge. So ist die Straße von Gibraltar ebensowenig wie etwa das Ägäische Meer jemals eine ernste Völkerscheide gewesen, sondern stets nur eine Völkerbrücke, ganz abgesehen davon, daß in ferner Vorzeit auch die Verteilung von Land und Wasser da eine ganz andere gewesen ist; wann der Durchbruch der Straße von Gibraltar erfolgt ist, wissen wir nicht, aber die Senkung des ägäischen Beckens gilt als eine verhältnismäßig rezente Erscheinung, genau wie wir wissen, daß der Ärmelkanal, geologisch gesprochen, eine Sache von gestern ist. Noch in der Steinzeit gab es eine feste Landverbindung zwischen England und dem Kontinent; wir wissen, daß in England Rheinschotter liegt und daß der Rhein einst in England mündete.

Digitized by Google

Wie dieser alte kontinentale Zusammenhang zwischen England und dem übrigen Europa in den hüben und drüben gemachten paläolithischen Funden zum prägnanten Ausdruck kommt, genau so ist auch durch den allzeit regen Verkehr über die Straße von Gibraltar von vornherein ein enger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gruppen der Mittelmeerrasse gegeben. In der ältesten historischen Zeit war der ganze Nordrand von einer homogenen Menschengruppe bewohnt, den Libyern, die somatisch und zum Teil auch in ihrer materiellen Kultur den ältesten Ägyptern durchaus glichen. Erst im Laufe des 3. vorchr. Jahrtausends sind zu diesen Libyern neue Elemente gestoßen, im Osten von Norden her Vorderasiaten und vom Süden her Neger und im Westen blonde Nordeuropäer. In ganz besonders scharfsinniger Weise hat G. Möller kürzlich in einem Vortrage in der Berliner Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft (von dem ein Auszug in der Z. f. E. 1921 zum Drucke gelangt ist) gezeigt, wie groß die Übereinstimmungen längs des ganzen Nordrandes von Afrika sind und wie diese sich bis nach den Kanarischen Inseln erstrecken. Dabei schreibt Möller die megalithischen Bauten von Nordafrika den nordeuropäischen Einwanderern zu und läßt die Mumifizierung der Leichen, die auch für die alten Bewohner der Kanarischen Inseln, die Guanchen, festgestellt ist, bei seßhaften Lybiern entstehen, während die im vordynastischen Ägypten gebräuchliche Hockerbestattung sich auf die Dauer nur bei Nomadenstämmen erhalten habe. Die Lösung der Frage nach dem Ursprung und der eigentlichen Heimat der mediterranen Rasse wird allerdings durch den Nachweis derartiger Zusammenhänge zwischen Nordafrika und Südwesteuropa nicht eben gefördert; so kann einstweilen nur als Arbeitshypothese angenommen werden, daß die kleinen brünetten Langköpfe sich ursprünglich in Nordafrika von dem großen Baume der übrigen Menschheit abgezweigt und sich dann durch lange fortgesetzte Inzucht zur Mittelmeerrasse gleichsam konsolidiert haben; aus ihrer nordafrikanischen Heimat wären sie dann über Spanien nach Frankreich und in die meisten der anderen Gebiete gelangt, in denen sie noch heute blühen; in die östlichen Mittelmeerländer dürften sie, wenn überhaupt, über Ägypten eingewandert sein.

Hingegen ist S. 158 dieses Buches bereits die Rede davon gewesen, daß die heutigen Nordeuropäer jeder Wahrscheinlichkeit nach unmittelbar von dem paläolithischen Menschen, dem Homo neandertalensis abstammen. Der Mensch von Cromagnon und ebenso der erst 1919 (von Verworn, Bonnet und Steinmann) veröffentlichte Mensch von Oberkassel bei Bonn sind die sicheren Übergangsformen zu den Typen der

Digitized by Google

jüngeren Steinzeit und zum nordeuropäischen Typus der Gegenwart. Das ist für jeden klar, der sich einmal die Mühe genommen hat, wirklich große Schädelserien aus einer im wesentlichen einheitlichen Bevölkerung zu studieren und sich so über den Begriff der Variationsbreite zu unterrichten. Genau wie es sicherlich verkehrt wäre, die große Verschiedenheit der Blätter eines bestimmten Baumes durch die Annahme atavistischer Rückschläge auf schmal- und breit-, groß- und kleinblättrige Ahnen zurückzuführen — ganz genau ebenso haben wir auch für jede menschliche Gruppe von vornherein mit einer gesetzmäßigen und für sie typischen Variationsbreite zu rechnen. Dabei soll gerne zugestanden sein, daß es in manchen Einzelfällen nicht ganz leicht sein mag, zu entscheiden, ob vorhandene Unterschiede noch auf Rechnung der Variationsbreite oder schon auf die Einwirkung eines fremden Typus zurückzuführen sind, nur im Prinzipe möchte ich auch an dieser Stelle mit dem größtmöglichen Nachdruck hervorheben, daß gerade die Variationsbreite zu den allerwichtigsten Eigenschaften jeder natürlichen Gruppe gehört. Das erklärt aber auch den instinktmäßigen und unersättlichen „Hunger“ des Anthropologen nach immer größeren Schädelserien. Noch Blumenbach konnte stolz darauf sein, einen Ägypter, einen Chinesen, einen Neuseeländer in seiner Schädelsammlung zu besitzen; dann wurden allmählich 10, 20, 50 Schädel aus je einer Gruppe für nötig erklärt, um den Typus wirklich studieren zu können; heute sind wir kaum mit 100 Schädeln aus einer eng umschriebenen Landschaft zufrieden und möchten womöglich noch einige weitere Hundert zum Vergleiche heranziehen — was freilich einmal einen hochmütigen Ignoranten zu dem Ausspruche veranlaßt hat, es hätte wenig Sinn, „Doubletten“ aufzuspeichern.

Inzwischen sehen wir mehr und mehr, wie nachhaltig nordeuropäischer Einfluß auch in den afrikanischen Mittelmeerländern gewirkt hat. Besonders die zahlreichen Blonden in den Bergtälern des Atlas können nur auf nordische Einwanderer zurückgeführt werden, und so finden wir auch sonst im Schädelbau, in anderen anatomischen Eigenschaften sowie in der materiellen Kultur mannigfache Übereinstimmungen. Am merkwürdigsten erscheint das Vorkommen der Schädeltrepanation bei den algerischen Berbern im Dschebel Aures und bei den alten Guanchen*, wenn wir uns dabei daran erinnern, daß die gleiche Operation aus der Dordogne, aus Mitteldeutschland und aus Skandinavien schon für die frühe Steinzeit bekannt ist.

* Vgl. meinen Anhang zu Hans Meyers Buch über Tenerife und meine Tafel zu dessen Beitrag zur Bastian-Festschrift, Berlin 1896, D. Reimer.

Digitized by Google

Zum Schlusse darf hier die Frage nicht ganz übergangen werden, ob auch in Europa wirkliche Pygmäen zum Aufbau der Bevölkerung beigetragen haben. Besonders J. Kollmann, Basel, ist mit großer Hartnäckigkeit mehrfach auf eine zwerghaft kleine Urbevölkerung von Europa zurückgekommen, aber seine Ausführungen sind überall auf Widerspruch gestoßen und dürfen jetzt wohl als endgültig erledigt gelten. Freilich gibt es auch heute noch in Europa allerhand kleine Individuen, deren Körperhöhe noch wesentlich unter 150 cm zurückbleibt, ohne daß sie als pathologisch zu betrachten wären; Kollmann hat sie als atavistische Rückschläge auf reine Pygmäen aufgefaßt; es erscheint aber richtiger, sie einfach als noch innerhalb der typischen Variationsbreite der Europäer fallend zu betrachten und dabei besonders an die kleine Statur des Homo mediterraneus zu denken.

* * *

Mit diesen Ausführungen über die Bevölkerung von Europa wäre unsere Wanderung über den Erdball an ihr Ende gelangt, doch schiene mir diese Skizze unvollständig, wollten wir nicht am Schlusse noch einmal auf die eingangs gestreifte Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes zurückkommen. Es gibt einzelne Autoren, die den großen Neger mit dem Gorilla, den Urwaldpygmäen mit dem Schimpansen, den Chinesen mit dem Orang und den Japaner sogar mit dem Gibbon zusammenbringen wollen, aber ich glaube nicht, daß sie außerhalb ihres engeren Kreises von irgend jemandem ernst genommen werden. Persönlich glaube ich unbedingt an die absolute Einheit des Menschengeschlechts, aber ich kann mich auch in den Standpunkt der Polygenisten durchaus hineindenken: Sie nehmen mehrere bisher unbekannte Ahnen des Menschen an, während wir Monogenisten uns mit einem einzigen Urahn begnügen. Das ergibt theoretisch vielleicht eine weite Kluft, aber sie ist praktisch belanglos, denn auch die Polygenisten müssen zugestehen, daß die verschiedenen von ihnen angenommenen Ahnen des Menschen letzten Endes doch wieder auf einen gemeinsamen Stammvater zurückgehen; für uns ist dieser Stammvater allerdings schon ein richtiger Mensch, für die Polygenisten aber erst der Vorläufer des Menschen — ein Unterschied, der nur in der Theorie bedeutend erscheint, für die wissenschaftliche Betrachtung aber gänzlich belanglos ist, schon weil ja, wie bereits aus den Ausführungen auf S. 3 hervorgeht, es immer nur Sache müßiger Spekulation bleiben dürfte, was eigentlich den ersten Menschen von seinem noch tierähnlicheren Vorfahren scheidet.

Digitized by Google

Ungleich interessanter wäre es allerdings, zu wissen, wo sich jener Prozeß der Menschwerdung vollzogen hat, wo also etwa die erste artikulierte Sprache entstanden ist, wo die bewußte Beherrschung des Feuers, wo der Gebrauch von wirklichen Werkzeugen — aber all das können „die ersten Menschen" auch unabhängig voneinander, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erworben haben; immerhin ist zu hoffen, daß neue Funde von fossilen Knochen uns da weiter helfen werden, vielleicht auch sprachliche Feststellungen, vielleicht auch die Haustierforschung. Inzwischen hat uns vorwiegend das große Problem zu beschäftigen, wie aus dem ursprünglich einheitlichen Menschen (oder „Vormenschen") die uns heute so verschieden erscheinenden menschlichen Gruppen entstanden sind. Gewiß wirkt ein Neger anders auf uns, als etwa ein Japaner, ein Buschmann anders als ein Schotte, aber diesen oft nur mehr äußerlichen Verschiedenheiten gegenüber sind wir meist geneigt, die sehr viel durchgreifenderen Ähnlichkeiten zu unterschätzen, für die hier als einziges Beispiel nur die absolute Übereinstimmung in allen periodischen Funktionen der Frau (Gestationsdauer usw.) erwähnt sei.

Sehr viele menschliche Eigenschaften wird man mit Eugen Fischer am besten als „Domestikationserscheinungen" auffassen, wie ja auch sonst der heutige Mensch, selbstverständlich auch der allerprimitivste, sich zu seinem Urahn nicht anders verhält, als wie das Haustier zu seiner Wildform — wobei die eine Tatsache ganz besonders zu betonen ist, daß ausnahmslos bei allen Tieren im Gefolge der Domestikation, also beim Menschen im Verlaufe seiner aufsteigenden Entwicklung, die Neigung zur Bildung von Varianten ständig zunimmt. So sind vermutlich die Unterschiede in der Kopfform und in der Körpergröße, wohl auch die in der Haarbildung zu erklären. Selbst für das von allen anderen menschlichen Haaren so sehr verschiedene Buschmannhaar findet sich eine schlagende Analogie beim Astrachan-Schaf, dessen in engen Spiralen gerolltes Haar sich durchaus von dem Fließe aller anderen Schafvarietäten unterscheidet; trotzdem gilt es nur als eine durch zufällige Mutation entstandene Abart, und kein Zoologe würde jemals daran denken, es als eine besondere Species aufzufassen. So ist auch die Pigmentarmut der Blonden zweifellos als bloße Domestikationserscheinung aufzufassen, für die der fast vollständige Pigmentmangel beim Hausschwein gegenüber dem ganz „negerhaft" dunklen Wildschwein eine schöne Analogie bildet.

Andere menschliche Eigenschaften hinwieder sind sicher nur als eine Funktion der Umwelt, vor allem des Klimas, teilweise auch der Lebens-

Digitized by Google

weise und Beschäftigung aufzufassen. Ebenso kann man sich gut vorstellen, wie in der Entwicklung einzelner Formen Zeiträume großer Plastizität mit Perioden der Erstarrung und des intensiven Festhaltens an einmal erworbenen Eigenschaften abwechseln. Besonders lange Zeit hindurch fortgesetzte Inzucht, das Verharren in der alten Umwelt und das Ausbleiben fremder Einwanderungen müssen notwendig zu einer festen Konsolidierung aller Eigenschaften führen, während Wechsel der Umwelt, Vermischung mit Fremdvölkern usw. ganz automatisch die Bildung neuer Varianten begünstigt. Selbstverständlich darf man sich nicht aber vorstellen, daß neue feste Typen innerhalb weniger Generationen entstehen; das mag in den seltenen Ausnahmsfällen der sog. „Mutation" eintreten, bei der eine sprungweise eingesetzte Abänderung dauernd bestehen bleibt — in der Regel wird man mit sehr langen Zeiträumen zu rechnen haben, die wohl eher nach Jahrzehntausenden als nach Tausenden von Jahren zu schätzen sein dürften. Wie sehr die Eigenschaften der Organismen durch die Funktion, durch die Umwelt und durch verwandte Faktoren beeinflußt werden, ist aus ungezählten und fast unzählbaren Beispielen bekannt. Die in naturwissenschaftlichen Dingen weniger gut unterrichteten Leser möchte ich bitten, sich einmal die vorderen Extremitäten eines Maulwurfs und einer Fledermaus zeigen zu lassen und zugleich auch die Brustbeine beider Tiere zu vergleichen, um sich sofort über den Einfluß der Funktion auf die Form klar zu werden.

Zusammenfassend kommen wir nun am Schlusse zu den folgenden Sätzen:

1. Die gesamte Menschheit besteht nur aus einer einzigen Spezies: Homo sapiens.

2. Es gibt keine „wilden" Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere; aber es gibt einzelne „weiße Wilde", rohe, ungebildete und an Tropenkoller leidende Europäer, die sich keine Mühe geben, die Eingeborenen kennenzulernen, unter ihnen wie Wilde hausen und sie in der denkbar grausamsten Weise mißhandeln und ausbeuten.

3. Die trennenden Eigenschaften der sog. „Rassen" sind im wesentlichen durch klimatische, soziale und andere Faktoren der Umwelt entstanden.

4. Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen.


Digitized by Google

5. Es gibt in jeder Rasse einzelne minderwertige Individuen.

6. Die meisten Rassen sind der Umwelt in vollendeter Weise angepaßt.

7. Eine in ihren körperlichen Eigenschaften einheitliche menschliche Gruppe hatte ursprünglich auch eine einheitliche Sprache. Im Laufe der Zeit ist aber durch Wanderungen, durch Völkerverschiebungen aller Art, durch mehr oder weniger friedliche oder gewaltsame Durchdringung, durch Handel und Verkehr das ursprüngliche Verhältnis fast überall verschwunden, so daß jetzt eine Deckung von Rasse und Sprache nur in ganz seltenen Ausnahmefällen besteht.

8. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen ist, besonders was die moralischen Eigenschaften und die Intelligenz angeht, nicht entfernt so groß als der zwischen einzelnen Individuen ein und derselben Rasse.

9. Mischlinge sind (genau wie etwa die unehelichen Kinder) niemals a priori minderwertig; sie werden es nur, wenn ihre Eltern individuell minderwertig sind.

10. Die menschliche Gesellschaft hätte es in der Hand, sich vor minderwertigen, d. h. asozialen oder antisozialen Elementen dauernd zu schützen und zugleich ihre Anzahl wesentlich herabzusetzen.

Digitized by Google

SACHREGISTER

Digitized by Google

AUTORENREGISTER

Digitized by Google

INHALTSVERZEICHNIS

I. TEXT

II. ABBILDUNGEN

Einbandzeichnung.

Titelbild.

Textbilder.

Verzeichnis der Tafeln.

Digitized by Google

Stow, „The Native Races of South-Africa".) Ein als Strauß verkleideter Buschmann mit einem Schießbogen hat eine Straußenherde beschlichen. $^1/_8$ der nat. Größe. Unten: Antilope. (Ausschnitt aus einer größeren Darstellung von Buschmanns-Klipp; unter der oberen Bildschicht, als Palimpsest, der Rest von einer älteren Kampfszene zwischen zwei Eingeborenen. Nach einem Faksimile von Posselt und Terno im Berliner Museum f. Völkerkunde.)

Tafel 7. Links oben: Jagd auf Eland-Antilopen. Höhlenmalerei vom Esikolweni-Berg, Südafrika. (Photographie nach dem Original; vgl. v. Luschan, Buschmannmalereien in der Z. f. E. 1908 und ders. in L'homme Préhistorique, Paris 1909.) $^1/_{15}$ der nat. Größe.) Rechts oben: Petroglyphe mit einer Darstellung des südafrikanischen zweigehörnten Rhinoceros, aus der Nähe von Kimberley. (Original im Berliner Museum f. Völkerkunde, v. Luschan loco lgt. 1905.) Etwa $^1/_{10}$ der w. Größe. Links unten: Eland-Antilopen von Löwen verfolgt. Rechts unten: Höhlenmalerei aus Spanien, Cuevas del Civil, nach Hugo Obermaier und Paul Wernert, etwa $^1/_{10}$ d. w. Gr.

Tafel 8. Zwei Kurden, Ibo und Bako, Nemrud-Dagh. (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 9. Zwei Anneseh-Beduinen, Mesopotamien. (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 10. Oben: Nedschib Huri, „Araber" aus Shuafat, Libanon. (v. Luschan phot. 1883.) Unten: Ibrahim ibn Saîd, „Araber", Beirut. (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 11. Oben links: „Kurde", Sohn einer armenischen Mutter, Kiakta am Böilam-Fluß. (v. Luschan phot. 1883.) Oben rechts: Armenier aus Aîntab, Nordsyrien. (v. Luschan phot. 1883.) Unten: Schammar-Araber. (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 12. Oben: Ali Tschausch, Mohammedaner aus Aghlasan (SELGE). Unten: Hadschi Suleiman, Mohammedaner aus Girmeh (KRÊMNA). (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 13. Oben: Georgios Konstantinu, Grieche, Levissi. Unten: Georgios Glinis, Grieche, Tinos. (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 14. Kyriakos und Stepan, zwei Armenier vom Djebel Akrah (Mons Casius) bei Antiochia am Orontes. (v. Luschan phot. 1883.)

Tafel 15. Köpfe hethitischer Götter von Orthostaten aus Sendschirli, um 1500 v. Chr. (Vgl. Tafel 5, links unten.) (v. Luschan phot. 1888.)

Tafel 16. Oben: Hethitischer Gott mit Trauben und Ähren, vor ihm ein anbetender König. Ausschnitt aus einem Felsrelief bei Ibris im südlichen Kleinasien; Vor dem Gotte und hinter dem König stehen hethitische Inschriften. Man beachte die ausgesprochen „jüdischen" Gesichtszüge beider Personen. Unten links: König Barrekub von Śam'al (Sendschirli), um 730 v. Chr. Unten rechts: Eine Zeitgenossin, wahrscheinlich die Frau (oder Mutter?) des Barrekub. (Beides Ausschnitte aus großen Reliefs; vgl. „Ausgrabungen in Sendschirli", Berlin, Georg Reimer. v. Luschan phot. 1891.)

Digitized by Google

